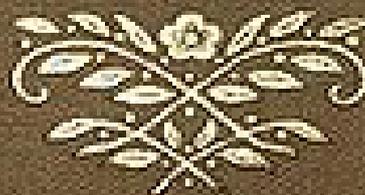


Bidocq's

Landstreicherleben



Eugène François Vidocq

Landstreicherleben

**Denkwürdigkeiten Vidocqs des Mannes mit hundert
Namen**

Edition Zulu-Ebooks.com

Vorwort

Vidocqs Buch heißt „Denkwürdigkeiten“, es ist aber ein Roman. Vidocq stellt nämlich nicht, wie der echte Memoirenschreiber, mit Hilfe seiner persönlichen Erfahrung Zeitgeschichte dar, sondern wie der Romandichter an den Ereignissen der Zeit eine persönliche Geschichte. Das Buch Vidocqs ist eine der wenigen Schriften der Weltliteratur, die durch außerordentliche Zusammendrängung realer Begebenheiten der Erlebnisse eines Menschen die überpersönliche Wirkung des Kunstwerks hervorbringen. Das ist ja etwa die Wirkung der Biographie Benvenuto Cellinis. Vidocq ist ein Cellini von der Unterseite der menschlichen Gesellschaft. Aber Vidocqs Leben konnte nur in Frankreich gelebt werden, und dies Buch kann nur aus den Katastrophendünsten der französischen Revolution kommen. Der öffentliche Ausbruch der Revolution umhüllte die für Eindrücke empfänglichste Epoche eines Jungen: François Eugène Vidocq war damals vierzehn Jahre alt; er ist 1775 (am 23. Juli) in Arras geboren. Er hat keine Ahnung von der Revolution, er weiß nur von sich. Aber die psychischen Zyklone, die über das Land fahren, erfassen den Jungen und lassen ihn wie eine Puppe durch alle Zersetzungerscheinungen der Gesellschaft tanzen. Er gehört gerade der für ihn gefährlichen Schicht der Gesellschaft an, dem besser situierten Kleinbürgertum, sein Vater ist ein wohlhabender Bäcker. Vidocq, als Junge mit anderen Jungen, stiehlt, bricht ein, wird verhauden, abenteuert. Unwahrscheinlich jung wird er Soldat, desertiert, geht in österreichische Dienste, dann wieder in französische. Mit achtzehn Jahren heiratet er die Schwester eines der kleineren Führer der Revolution, und die Verwickelungen dieser Ehe sind seinem ganzen Leben immer am gefährlichsten geworden. Nach der Heirat verläßt er die Frau schnell; er kommt nach Belgien, und bis dahin hatte

er schon alle Berufe durchgemacht, vom Puppenspieler bis zum Leutnant. Jetzt ist er schon seit langem auf der Flucht vor Polizei und Militär. Seine ersten Schritte in Frankreich entscheiden nun die Richtung seines Lebens. In Lille hat er einen Streit mit einem Offizier und wird zum erstenmal zu Gefängnis verurteilt. Dann geht es unaufhaltsam: acht Jahre Zwangsarbeit. Das Bagno in Brest. Er entweicht, man fängt ihn. Er entweicht wieder, streicht durch das Land umher, sein Leben hat nur ein Ziel, der Polizei zu entkommen. Es ist ein heute vielleicht unmöglicher, weitgespannter Kampf zwischen der Uebermacht der Gesellschaft und den Unabhängigkeitsinstinkten Vidocqs, dieses wüste Umherirren, das Leben unter Verbrechern, die ewigen Fluchtversuche, das beständige Wechseln der Identitätspapiere, immer neue Verkleidungen und neue Namen, immer neue Verbrechen. Nur um leben zu können. Er ist Schmuggler; Mitglied von Räuberbanden; Freund öffentlicher Mädchen. Die Schilderungen seiner Zusammenkünfte mit Frauen sind unendlich typisch für die unmittelbaren und besinnungslos gewährten Sympathien der Frau gegen Flüchtlinge in Gefahr – und für die unbeabsichtigte Verräterei nachher.

Im Jahre 1809 – Vidocq war also damals ein etwa Fünfunddreißigjähriger – wendet sich sein Leben entscheidend: er wird Spitzel. Der Polizeidienst führt ihn bis zum Amt des Chefs der Sicherheitsbrigade. 1827 nimmt er seine Entlassung, und bis in jene Zeit gehen seine Aufzeichnungen, die er zum Teil mit der Hilfe eines gewerbsmäßigen Pamphletisten schrieb. Er gründet nun eine Papierfabrik in der Provinz, aber er macht Bankrott, denn als Arbeiter stellte er entlassene Sträflinge ein, Männer und Frauen; das war damals so unerhört, daß seine Fabrik boykottiert wurde. Seine Idee, die uns heute ganz natürlich erscheint, kam zu früh; so scheiterten in jener Zeit auch Balzacs Plan einer billigen Klassikerausgabe und Stirners Projekt einer

Zentralmilchversorgung von Berlin. 1832 geht Vidocq wieder zur Polizei; zur politischen Polizei, über die er selbst die schärfsten Worte gesprochen hat. Darauf kommt es ihm nämlich gar nicht an. Er ist ungeheuer stolz darauf, vom bourbonischen König Louis Philippe empfangen zu werden, aber nach der Februarrevolution 1848 bietet er seine Dienste dem Schöpfer der neuen Republik an, Lamartine, dem Dichter und Minister des Aeußeren. Vidocq spricht sich zwar ganz radikal gegen die Agents provocateurs aus; aber er muß aus dem Polizeidienst entlassen werden wegen Organisation eines politischen Verbrechens, das er selbst entdeckt. Also das bis auf unsere Tage übliche Verfahren. Vidocq gründet wieder etwas, das seiner Zeit viel zu modern war, ein Auskunftsbureau. Er hat natürlich immer alles gemacht, was ihm bezahlt wurde. Meistens hat er sich als ausgesuchter Lump benommen. Durch ihn haben viele Menschen ihr Leben verloren. Der Fall Vidocq ist ein sehr charakteristischer Beitrag zur Konstitution der Polizei. Nicht etwa nur seiner Polizei. Und als bezahlter Polizeimensch tut er auch in diesen Denkwürdigkeiten das Seine zur Verleumdung der Revolution.

Es ist zwar sehr moralisch: aber als Vidocq starb, zu Paris (oder Brüssel?) am 28. April 1857, war er im größten Elend und in seinen letzten Jahren schleppte er sich mit einem gebrochenen Arm herum; das hatten ihm Kameraden getan, die er gelegentlich verraten hatte.

Doch Revolution, Konsulat, Kaiserreich, Restauration, Republik – das sieht er alles nicht. Das sieht immer nur sein Leser. Für Vidocq haben Eruptionen, unter denen Europa Landesgrenzen änderte, nur Existenz, soweit sie ihm zu Fressen und Frauen verhelfen. Kriege? Sind dazu da, um noch pseudonymer untertauchen zu können. Dieser Vidocq ist schließlich so zusammengehetzt, von allen Seiten so belagert, ein schreckliches zappelndes Stück Ich, daß der Staat ihm als blödsinnige fixe Idee der anderen erscheint; und er ist keine Spur von Theoretiker.

Der Staat besteht in der peinlichen Frage nach Pässen und Vorstrafen. Man wechselt die Papiere, so ist er nicht vorhanden. Vidocq ist von Feinden und Verrätern umgeben; sie benutzen den Staat gegen ihn. Es kommt also im Leben nur auf eine Änderung der Lage an? Nun, er ändert die Lage, er ist selbst Verräter, und benutzt selbst den Staat gegen seine Feinde. Er tut das aber gewiß nicht in der Idee. Jedesmal, wenn er begrifflich redet, ist es leere Redensart und sofort ersichtlicher Schwindel. Alle Formationen der menschlichen Gesellschaft sind ihm nur Mittel, seinen Willen durchzusetzen oder den anderen auf sich zu spüren. Alles auf der Welt ist ihm nur zu einem bestimmten Zweck da. Offenbar dreht sich die Welt um den Punkt Vidocq; ein immerhin sonderbarer Mittelpunkt, der sich stets die größte Mühe gibt zu verschwinden, von dem aber doch Verbindungslinien zwischen den Leitern Frankreichs und den allerärmlichsten Verbrechern ausgehen. Manchmal erinnert er an den berühmten Leibmameluken des Ersten Napoleon, der von sich schreibt: „Bei der heutigen Festlichkeit in den Tuileries überragte ich wieder einmal alle an Pracht: der Kaiser sah gegen mich geradezu schäbig aus.“ Aber auch hier denkt Vidocq von der Gegenseite aus, vom Standpunkt der allerletzten, allergequältesten Entrechteten. In dem ganzen Buch findet man nicht einen einzigen Satz der Behaglichkeit. Man findet auch nie ein Wort von Ruhe oder von Träumen. Vidocq hat sich sein Leben lang auf Landstraßen, in Wäldern, am Meer umhergetrieben. Aber für diesen Mann existiert die „Natur“ nicht an sich. Die Natur ist ihm nur eine Kulisse, die die anderen, Reicherer, Mächtigeren, vor ihn schieben, um ihm den Weg zu sperren. Wie jeder Abenteurer (und wenn man hier nur an Casanova denkt) kann er nie auf die Idee kommen, sich an die Natur hinzugeben. Man gibt sich keinem fremden Willen hin, man kämpft mit ihm, umschleicht ihn, macht ihn zunichte. Die Natur ist ihm

immer nur das symbolische Bild eines fremden menschlichen Willens.

Aber das Kunstvolle ist: daß er sie in seinen Aufzeichnungen auch so erscheinen lassen kann. Wir sehen ihn immer tief versunken in stürmischen schwarzen Wäldern, im Heulen des schüttelnden Meeres, durch die Nacht stechen Umrisse von Gefängnistürmen - aber gerade diese Dinge schildert er nicht, sondern er stellt allein seine eigenen Handlungen dar.

Doch Vidocqs Denkwürdigkeiten wollen dokumentarisch sein; sie gehen nicht nur von psychisch Tatsächlichem, sondern von real Tatsächlichem aus. Daher sucht Vidocq seine Handlungen zu erklären. Er erklärt sie durch seine Umgebung. Zum erstenmal taucht an einer auffallenden Stelle und am einzelnen Fall gezeigt eine Art von Proletarier-Milieutheorie auf, roh, zu Nutzzwecken gröblich und etwas sentimental formuliert, doch sehr deutlich, und drei Generationen vor der exakten Systematisierung dieser Idee. Diese rudimentäre Milieutheorie wird auch sofort ganz, wie bei den späteren Soziologen, an einem Fall von unheilbarem Proletariat angewendet. Doch Vidocq ist kein Gelehrter. Er ist ein leidenschaftlicher, gewalttätiger, unehrlicher Mensch, und so stilisiert er seinen Fall oft nach seiner Ansicht von den Wirkungen einer Elendsumgebung. Er schwindelt, immer sehr durchsichtig; ein Kunsteindruck mehr wird dadurch erzeugt. Denn jedesmal, wenn Vidocq das Grauenhafte von Einzelheiten verschweigt, wird der Leser aktiv und sieht neue Bilder neben der Erzählung einherlaufen. Vidocqs Zeitgenossen waren aber darüber empört. Die „Mémoires de Vidocq, Chef de la police de Sureté“ waren 1828 in vier Bänden in Paris erschienen; sofort erschienen vier Bände eines ungenannten Feindes von Vidocq, auch eines ehemaligen Sträflings und Polizeispitzels, „Mémoires d'un Forçat, ou Vidocq dévoilé.“ Die wollen alles sagen, was Vidocq selbst verschweigt. Man merkt aber, daß sie auch zu verbergen haben, und

der Rest an offenbarer Wahrheit besteht aus einer Anhäufung von Einzelzügen, die gar nichts wesentlich Menschliches zur furchtbaren Erzählung Vidocqs fügen.

Denn das Wesentliche dieses Lebens ist eine in der geschriebenen und gedruckten Öffentlichkeit vielleicht einzig dastehende, schauerliche Zweideutigkeit. Er ist Verbrecher und Büttel, Kamerad und Verräter. Wahrhaft dankbar und wahrhaft hundsgemeiner Schuft. Glücksritter und Landstreicher. Einer der ersten Wortführer der Verkommenen und gleichzeitig gewissenloser Aventurier des alten Frankreich.

L u d w i g R u b i n e r .
(Oktober 1913.)

Erstes Kapitel Meine Anlagen

Ich bin in Arras geboren. Da ich ewig in Verkleidungen gelebt habe, da meine Gesichtszüge sehr beweglich sind und ich eine besondere Fähigkeit habe, mich zu verstellen, so herrscht im allgemeinen einige Unsicherheit über mein Alter; es wird also nicht überflüssig sein zu erwähnen: daß ich am 23. Juli 1775 auf die Welt kam. In einem Hause, das dicht neben jenem lag, wo sechzehn Jahre früher Robespierre geboren ward. Es war Nacht. Der Regen fiel in Strömen; es donnerte. Eine Verwandte, die die schönen Aemter der Hebamme und der Wahrsagerin beide auf sich vereinte, schloß aus diesen Umständen, daß meine Laufbahn sehr stürmisch werden würde.

Wie dem auch sei, so muß ich doch annehmen, daß der Himmel sich nicht ausgesucht für mich in Unkosten gestürzt hat. Und obwohl der Glaube ans Wunderbare manchmal sein Verführerisches hat, so bin ich doch weit entfernt von dem Gedanken, daß man da oben auf meine Geburt besonders acht gegeben haben soll. – Ich hatte eine außerordentlich robuste Konstitution, es war bei mir weiß Gott nicht gespart worden. Im Moment meiner Geburt hätte man mich wohl für ein zweijähriges Kind nehmen können, und ich ließ bereits jene athletischen Formen ahnen und den riesigen Körperbau, die mittlerweile die unerschrockensten und wagehalsigsten Schurken haben vor Entsetzen erstarren lassen.

Das Haus meines Vaters lag in der Nähe der Kaserne auf einem Platz, wo sich alle Lümmel des Viertels trafen. So kam ich schon frühzeitig dazu, meine Muskelkräfte zu üben, indem ich regelmäßig meine Kameraden durchbläute – und deren Eltern beschwerten sich natürlich sogleich bei den meinen. Im Hause meiner

Eltern hörte man nur noch von eingerissenen Ohren, blaugeschlagenen Augen, zerfetzten Kleidern reden: Mit acht Jahren war ich der Schrecken aller Hunde, Katzen und Kinder aus der Nachbarschaft; mit dreizehn handhabte ich ein Florett schon so gut, daß ich nicht den Kürzeren zu ziehen brauchte. Mein Vater, der bemerkte, daß ich bei den Militärs der Garnison herumlag, war durch meine Fortschritte ziemlich beunruhigt und befahl mir, mich zu meiner ersten Kommunion anzuschicken: zwei Betbrüder übernahmen es, mich auf diesen feierlichen Akt vorzubereiten. Gott mag wissen, welche Frucht ich aus ihren Unterweisungen gezogen habe! Ich begann zur selben Zeit in den heiligen Stand der Bäckerei zu treten; das war der Beruf meines Vaters; er wollte, ich solle sein Nachfolger werden, obwohl ich einen älteren Bruder hatte.

Zunächst bestand meine Tätigkeit in der Hauptsache darin, Brot in die Stadt zu tragen. Ich benützte diese Gänge, um häufige Besuche im Fechtsaal zu machen. Meine Eltern wußten das wohl, aber die Köchinnen hielten so großartige Lobreden über meine Nettigkeit und Pünktlichkeit, daß die Eltern über manchen Seitensprung ein Auge zudrückten. Diese Duldsamkeit währte so lange, bis sie eines Tages in der Ladenkasse – von der sie nie den Schlüssel abzogen – ein Defizit feststellten. Mein Bruder, der die Kasse mit mir um die Wette ausnahm, wurde auf frischer Tat ertappt und zu einem Bäcker in Lille verbannt. Am Tage nach diesem Strafvollzug, dessen Grund man mir nicht mitgeteilt hatte, schickte ich mich an, wie gewöhnlich an die Untersuchung des glückspendenden Kästchens zu gehen; ich bemerkte, daß es sorgfältig verschlossen war. Am selben Tage gab mir mein Vater zu verstehen, ich möge etwas mehr Eile auf meine Runden wenden und zur bestimmten Stunde nach Hause kommen.

So war es denn klar, daß ich fürderhin weder Geld noch Freiheit mehr haben würde. Ich beklagte dieses doppelte

Unglück tief und beeilte mich, einem meiner Kameraden – er hieß Poyant und war viel älter als ich – davon Mitteilung zu machen. Nun hatte die Ladenkasse einen Schlitz, durch den man das Geld einwarf. Also riet mir mein Freund zunächst, ich solle in das Loch eine Rabenfeder, die mit Vogelleim beschmiert war, einführen. Aber dieser geniale Einfall verhalf mir nur zu kleinen Geldstücken und wir mußten uns zur Anwendung eines falschen Schlüssels entschließen, den er mir von dem Sohne eines Schutzmanns herstellen ließ. So fischte ich denn von neuem in der Kasse, und wir verfraßen den Ertrag dieser Diebstähle in einer Kneipe, in der wir unser Hauptquartier aufgeschlagen hatten. Da kam eine nette Anzahl von notorisch üblen Burschen zusammen, die der Schenkwirt selbst herangezogen hatte; auch ein paar verunglückte junge Leute, die, um volle Taschen zu haben, dasselbe Mittel anwandten wie ich. Bald stand ich mit allem in Beziehung, was es im Lande an Durchgängern gab, mit Boudon, Deleroir, Hidou, Franchison, Basserie, – und die weihten mich in ihre Ausschweifungen ein. Das war eine ehrenwerte Gesellschaft, an deren Busen meine Mußstunden verstrichen! Bis zu jenem Moment, da mein Vater mich eines Tages überraschte, wie er meinen Bruder überrascht hatte, sich meines Schlüssels bemächtigte und solche Vorsichtsmaßregeln ergriff, daß ich nicht mehr daran denken konnte, mir eine Dividende aus seiner Einnahme zu verschaffen.

Es blieb mir also nur die Einnahmequelle übrig: den Zoll auf Lieferungen in natura zu erheben. Von Zeit zu Zeit eskamotierte ich einige Brote. Aber um sie loszuwerden, war ich gezwungen, sie zu sehr niedrigem Preise abzugeben und so hatte ich vom Ertrag des Verkaufs kaum genug, um mir recht Torten und Honigzucker leisten zu können. – Not macht erfinderisch: ich hatte auf alles ein Auge; alles war mir gleich gut, Wein, Kaffee, Zucker, Liköre. Meine Mutter hatte ihre Vorräte noch nie

so schnell verschwinden sehen. Vielleicht hätte sie den Weg, den die Dinge nahmen, nicht so bald entdeckt, aber eines Tages erhoben zwei Hähne, die ich beschlossen hatte zu meinem Nutzen zu konfiszieren, ihre anklagende Stimme. Sie waren in eine Hose gestopft, meine Bäckerjungenschürze verbarg sie. Aber da krächten sie und schwellten den Kamm, und meine Mutter, die so von der Entführung in Kenntnis gesetzt war, stand sofort vor mir. Es setzte einige Ohrfeigen und ich ging ohne Abendbrot zu Bett. Aber ich schlief nicht und es war, wie ich glaube, der Geist des Bösen, der mich wachhielt. Alles was ich noch weiß, ist, daß ich mit einem wohlwogenen Projekt aus dem Bett aufstand, mit dem Silberzeug Langfinger zu spielen. Nur eins beunruhigte mich: auf jedem Stück war der Name Vidocq mit allen Buchstaben eingraviert. Aber Poyant, dem ich mich über diese Sache eröffnete, behob alle Schwierigkeiten, und noch am selben Tage um die Zeit des Mittagessens tat ich einen Griff auf zehn Bestecke und ebensoviel Kaffeelöffel. Zwanzig Minuten später war alles verpfändet, und am Morgen des übernächsten Tages hatte ich keinen Sou mehr von den hundertfünfzig Franks, die man mir geliehen hatte.

Seit drei Tagen war ich schon nicht mehr bei meinen Eltern aufgetaucht. Da, am Abend, wurde ich von zwei Polizisten arretiert und ins Spritzenhaus gebracht, wo man die Irrsinnigen, die Häftlinge und die Landstreicher der ganzen Umgegend einschloß. Dort hielt man mich zehn Tage gefangen, ohne daß man mir einen Grund für meine Gefangennahme mitteilen wollte. Endlich sagte mir der Wärter, daß ich auf Verlangen meines Vaters eingesperrt worden sei. Diese Nachricht besänftigte meine Unruhe etwas: es war also eine väterliche Abstrafung; und ich ahnte, daß man mich nicht übermäßig streng halten würde. Meine Mutter kam am nächsten Tage nach mir sehen, und ich erhielt ihre Verzeihung. Vier Tage später war ich frei und ich ging

wieder an meine Arbeit mit der ausdrücklichen Absicht, von nun an eine vorwurfsfreie Führung zu wahren. Vergeblicher Entschluß! Ich fiel stracks in meine alten Gewohnheiten zurück, die Verschwendung abgesehen; ich hatte gute Gründe, nicht mehr den Großartigen zu spielen. Mein Vater, den ich bis dahin immer so sorglos gesehen hatte, war nun von einer Wachsamkeit, die dem Kommandanten einer Nobelgarde Ehre gemacht hätte. Sobald er gezwungen war, seinen Platz am Ladentisch zu verlassen, ersetzte ihn sofort meine Mutter. So war es mir unmöglich heranzukommen, obgleich ich stets auf der Lauer lag. Auf die Dauer machte mich das ganz verzweifelt. Endlich erbarmte sich meiner einer der alten Kneipkumpane: es war wieder einmal Poyant, ein vollendeter Lump, an dessen Großtaten die Einwohner von Arras wohl noch heute denken mögen. Ich gestand ihm meine Qualen.

„Ei was!“ sagte er zu mir, „du bist schön dumm, so am Bündel zu hängen – und dann, wie sieht denn das aus, ein Junge in deinem Alter und hat keinen Sou? Geh mir doch, wenn ich an deiner Stelle wäre, ich wüßte schon, was ich täte!“ – „Und was tätest du?“ – „Deine Eltern sind reich. Tausend Taler mehr oder weniger werden ihnen kein groß' Unglück machen: die alten Geizkragen, denen geschieht ganz recht, du mußt deinen Schnitt machen!“ – „Ich versteh' schon, ich soll im ganzen einpacken?“ – „Jawohl: und dann verduftet man, ungesehen, ungekannt.“ – „Ja, aber die Gendarmerie?“ – „Halt doch's Maul: Bist du denn nicht ihr Junge? Und dann, deine Mutter liebt dich doch mächtig!“

Die Erwähnung der Liebe meiner Mutter, dazu die Erinnerung an ihre Nachsicht gegenüber meinen letzten Streichen, wirkte ausschlaggebend. Ich nahm blindlings einen Plan an, der meiner Kühnheit lächelte; man mußte ihn nur mehr zur Ausführung bringen; die Gelegenheit ließ nicht auf sich warten.

Eines Abends, als meine Mutter allein im Hause war, kam ein Vertrauter von Poyant gelaufen, setzte seine ehrlichste Miene auf und teilte ihr mit, ich stecke mitten in einer Orgie mit Mädchen, ich schlüge auf alle Welt los, ich wolle alles in dem Hause kurz und klein schlagen, und wenn man mich gewähren ließe, so gäb's für mindestens hundert Frank Schaden, den man gleich bezahlen müsse.

In diesem Augenblick saß meine Mutter gerade in ihrem Stuhl und strickte; der Strumpf fällt ihr aus der Hand, sie springt Hals über Kopf auf und läuft ganz außer sich an den Ort des angeblichen Vorgangs – und man war so vorsorglich gewesen, ihr eine der entferntesten Gegenden der Stadt zu nennen. Ihre Abwesenheit konnte trotzdem nicht allezulange dauern: wir beeilten uns, sie auszunutzen. Ein Schlüssel, den ich am Abend vorher gemaust hatte, half uns in den Laden einzudringen. Die Ladenkasse war geschlossen; ich war beinah froh, auf dieses Hindernis zu stoßen. Dieses Mal erinnerte ich mich der Liebe, die meine Mutter mir bewies – und zwar nicht, um mir Straflosigkeit zu prophezeien, sondern ich fing an, Gewissensbisse zu bekommen. Ich war im Begriff den Rückzug anzutreten, aber Poyant hielt mich zurück; seine infernalische Beredsamkeit ließ mich erröten über das, was er meine Schwäche nannte, und als er mir ein Brecheisen, das er fürsorglich zu sich gesteckt hatte, in die Hand drückte, ergriff ich es fast mit Enthusiasmus: Die Kasse wurde gesprengt; sie enthielt etwa zweitausend Frank, die wir teilten, und eine halbe Stunde später befand ich mich allein auf der Landstraße nach Lille. In der Aufregung, in die mich dieses Unternehmen gesetzt hatte, marschierte ich zuerst sehr schnell, so daß ich, als ich in Sens ankam, schon übermäßig ermüdet war; ich machte halt. Ein Retourpostwagen kam vorbei, ich nahm in ihm Platz, und in weniger als drei Stunden kam ich in der Hauptstadt des französischen Flandern an. Von da fuhr ich sofort nach Dünkirchen ab, in aller Eile

bemüht, weiterzukommen, um mich so schnell wie möglich der Verfolgung zu entziehen.

Ich hatte die Absicht, eine Reise in die Neue Welt zu machen. Das Schicksal vereitelte diesen Plan: der Hafen von Dünkirchen war von allen Schiffen verlassen. Ich begab mich nach Calais, um mich auf der Stelle einzuschiffen. Aber man verlangte einen Preis von mir, der die Summe, welche ich besaß, überstieg. Man machte mir Hoffnung, daß in Ostende die Überfahrt weniger kosten würde, der Konkurrenz wegen. Ich machte mich dorthin auf, aber ich fand da die Kapitäne nicht umgänglicher als in Calais. Durch alle die Enttäuschungen war ich in jene Abenteuererstimmung gekommen, in der man sich gern dem ersten besten in die Arme wirft, und ich weiß nicht recht, warum ich erwartete, irgendeinen Gemütsmenschen zu treffen, der mich umsonst an Bord nähme oder mir wenigstens einen bedeutenden Preisnachlaß gewährte, nur um meiner schönen Augen willen; oder zumindest wegen des Interesses, das ein junger Mann immer einflößt. Während ich, ganz im Bann dieser Idee, umherspazierte, wurde ich von einem Menschen angesprochen, dessen wohlwollendes Gehaben mich glauben ließ, daß meine Glückshoffnung sich erfüllen sollte. Die ersten Worte, die er an mich richtete, waren Fragen. Er hatte gemerkt, daß ich Fremder war; er teilte mir mit, daß er Schiffsmakler sei, und als ich ihm von dem Zwecke meines Aufenthaltes in Ostende Kenntnis gab, bot er mir seine Dienste an.

„Ihr Gesicht gefällt mir,“ sagte er; „ich liebe die offenen Gesichter; in Ihren Zügen herrscht eine gewisse Freimut und Herzlichkeit, die ich gern habe: Und ich will's Ihnen beweisen! Ich will machen, daß Sie Ihre Überfahrt für beinahe nichts kriegen.“ – Ich bezeugte ihm meine Dankbarkeit. „Keinen Dank, mein Freund; wenn Ihre Sache geordnet ist, dann schön; und ich hoffe, sie wird's bald sein. Aber unterdessen werden Sie sich doch hier langweilen?“ Ich antwortete ihm, daß ich mich wirklich

nicht allzusehr amüsierte. „Wenn Sie mit mir nach Blankenberghe kommen wollen, so essen wir dort zur Nacht, bei netten Leuten, die ganz verrückt nach Franzosen sind.“

Der Makler erwies mir so viel Gefälligkeiten, er lud mich so freundlich ein, daß es klotzig von mir gewesen wäre, mich bitten zu lassen. Ich nahm also an. Er führte mich in ein Haus, wo uns sehr liebenswürdige Damen empfingen, mit aller Hingabe jener antiken Gastlichkeit, die sich nicht nur auf den Festschmaus beschränkte. Um Mitternacht vermutlich – ich sage vermutlich, denn wir schauten nicht mehr auf die Uhr – hatte ich einen schweren Kopf, meine Beine trugen mich nicht mehr; um mich bewegte sich alles in einem ungeheuren Kreis, und die Dinge schwankten derartig, daß es mir vorkam – ohne die geringste Ahnung davon, daß man mich entkleidet hatte –, als ob ich auf demselben Daunebett lag wie eine der Blankenbergher Nymphen. Vielleicht war es so. Alles, was ich weiß, ist, daß ich einschlief. Bei meinem Erwachen fühlte ich eine lebhaft Kälte. An Stelle der grünen Vorhänge, die mir wie in einem Traume erschienen waren, sahen meine schweren Augen einen Wald von Masten, und ich hörte jene Warnungsrufe, wie sie nur in den Seehäfen widerhallen; ich wollte mich aufrichten, da tastete meine Hand an einem Haufen von Stricken herum, auf denen ich gelegen hatte. Träumte ich jetzt oder hatte ich am Abend geträumt? Ich betastete mich, ich reckte mich, und als ich auf zwei Beinen stand, zeigte es sich, daß ich nicht träumte und, was schlimmer ist, daß ich nicht zu jener kleinen Zahl von bevorzugten Wesen gehörte, denen das Glück im Schlaf kommt. Ich war halb entkleidet und mit Ausnahme von zwei Sechslivres-Talern, die ich in einer Hosentasche fand, hatte ich keinen Heller. Da wurde es mir nur zu klar, daß ganz nach dem Wunsche des Maklers meine „Angelegenheit“ bald geordnet war. Ich platzte vor Wut; aber an wen sollte ich mich halten: ich hätte ja nicht einmal den Ort angeben

können, wo man mich so ausgeplündert hatte; ich faßte mich also und kehrte in das Wirtshaus zurück, wo einige Kleidungsstücke, die ich noch besaß, die Mängel meiner Toilette ersetzen konnten. Ich brauchte meinem Wirt gar nicht erst von meinem Mißgeschick zu erzählen.

„Aha,“ rief er, sowie er mich nur von ferne erblickte, „da ist ja noch einer. Wissen Sie, junger Mann, daß Sie noch gut davongekommen sind. Sie haben noch alle Ihre Glieder bei sich, und das will von Glück sagen, wenn man in solche Wespennester geht. Sie wissen jedenfalls jetzt, was ein Tingeltangel ist. Schöne Mädchen gibt's wenigstens da? Aber Sie sehen, nicht alle Piraten sind auf dem Meer, und nicht alle Haie drinnen; ich wette, Ihnen ist kein Heller übriggeblieben.“ Ich zog stolz meine beiden Taler hervor und zeigte sie dem Wirt. „Damit werden Sie gerade Ihre Zeche bezahlen können,“ sagte er, und sofort gab er mir die Rechnung; ich bezahlte sie und sagte ihm Ade, ohne indes die Stadt zu verlassen.

Entschieden, meine Reise nach Amerika war *ad calendas graecas* verschoben, und die Alte Welt war mein Los. Ich stand also wieder auf der untersten Stufe, und meine Zukunft beunruhigte mich um so mehr, als ich für den Moment keine Hilfsquelle ersah. Bei meinem Vater hatte mir das tägliche Brot niemals gefehlt: ich sehnte mich also nach dem Elternhaus zurück; der Backofen, sagte ich mir, hätte mich und die anderen noch lange gewärmt. Ich bedachte die Folgen meiner Flucht und alle erschwerenden Umstände. Die Seemannslaufbahn stand mir ja offen, und ich entschloß mich, Schiffsdienste zu nehmen; auf die Gefahr hin, mir dreißigmal täglich das Genick zu brechen und für elf Frank in die Fockwanten eines Schiffes zu klettern. Ich stand eben im Begriff, mich als Schiffsjunge einschreiben zu lassen, als plötzlich ein Trompetenstoß meine Aufmerksamkeit auf sich zog: es war aber keine Kavallerie. Es war Bajazzo und sein Meister und Herr. Sie standen vor einer Bude, die mit den Insignien einer Wandermenagerie behängt war, und luden

ein immer zufriedenes Publikum ein, ihren derben Späßen beizuwohnen. Ich kam gerade zum Aufzug der ganzen Truppe. Und während ein ziemlich zahlreiches Auditorium seine Heiterkeit durch schallendes Lachen kundgab, kam mir der Gedanke, der Leiter der Truppe könne am Ende eine Verwendung für mich haben. Der Bajazzo schien mir ein guter Junge zu sein. Ich wollte ihn zu meinem Protektor haben; nun weiß ich, daß eine Gefälligkeit die andere wert ist. Und als er von seinem Gerüst herabstieg, um einzusammeln, opferte ich meinen letzten holländischen Schilling und lud ihn zu einer halben Pinte Genever ein. Bajazzo zeigte sich für diese Nettigkeit erkenntlich. Er versprach mir, gleich für mich zu sprechen, und als unsere Pinte zu Ende war, stellte er mich dem Direktor vor. Das war der seinerzeit so berühmte Cotte-Comus. Er betitelte sich selbst „erster Arzt und Physiker der Welt“. Er machte gemeinsame Geschäfte mit dem Naturforscher Garnier, einem berühmten Tierdresser. Diese beiden Herren hatten sich mit einer Akrobatentruppe zusammengetan. Ich ging also zu Comus, und der fragte mich, was ich könne. „Nichts,“ antwortete ich. „Nun, dann wird man dir etwas beibringen,“ sagte er. „Es gibt sicher noch Dummere, übrigens siehst du nicht ungeschickt aus. Wir werden sehen, ob du das Zeug zum Akrobaten hast. Dann will ich dich für zwei Jahre engagieren. Das erste halbe Jahr bekommst du Verpflegung und Kleidung. Darauf sollst du ein Sechstel vom Sammelteller haben, und das Jahr darauf will ich dir, wenn du intelligent bist, deine Gage geben, wie einem anderen. Unterdessen werde ich schon etwas mit dir anfangen können, mein Freund!“

So war ich also aufgenommen, und ich durfte die Pritsche mit dem gefälligen Bajazzo teilen. Bei Tagesanbruch weckte uns die majestätische Stimme des Direktors. Er führte mich in einen Verschlag.

„Da,“ sagte er und zeigte auf die Lampions und Holzkandelaber, „hier ist eine Arbeit. Das mußt du alles

putzen und instand setzen, verstehst du? Dann mußt du die Käfige der Tiere reinigen und den Saal fegen!“

Die Arbeit gefiel mir nicht gerade sehr. Der Unschlitt ekelte mich an, und mir war auch nicht sehr wohl bei den Affen, denn die waren erschreckt von einem unbekanntem Gesicht und machten die unglaublichsten Anstrengungen, um mir die Augen auszukratzen. Nun, ich fügte mich der Not. Nach getaner Arbeit ging ich zum Direktor, und der sagte, es sei recht so. Wenn ich weiter tüchtig sei, würde er schon etwas aus mir machen.

Ich war sehr früh aufgestanden und hatte einen Mordshunger. Es war zehn Uhr, ich sah nicht, daß vom Essen die Rede war, und wir hatten doch ausgemacht, daß ich Logis und Kost bekommen sollte. Ich fiel schon beinahe um, als man mir endlich ein Stück Schwarzbrot brachte. Es war so hart, daß ich es nicht ganz aufaß, und ich hatte doch herrliche Zähne und einen schrecklichen Appetit. Den größten Teil warf ich den Tieren hin. Am Abend mußte ich die Lampen anzünden. Aus Mangel an Übung war ich nicht ganz so schnell dabei zur Hand – da gab mir der brutale Direktor eine kleine Tracht, und das wiederholte sich am Tage darauf und an allen folgenden Tagen. Noch war kein Monat vorbei, und ich befand mich schon in einem beklagenswerten Zustand: meine Kleider waren voller Fettflecken, von den Affen zerrissen und hingen in Fetzen an mir herunter. Der Hunger verzehrte mich, und die erzwungene Diät hatte mich so mager gemacht, daß ich nicht wiederzuerkennen war. Da erwachten in mir mit neuer Stärke die Erinnerungen an das Vaterhaus, wo man gut aß, gut schlief, sich gut kleidete und keine Affen zu besorgen hatte.

So stand's mit mir, als mir eines Morgens Comus erklärte, er habe nachgedacht, wozu ich mich eignen würde. Er sei der Überzeugung, ich würde einen geschickten Springer abgeben. Er vertraute mich also den Händen des Signor Bolmate, genannt der kleine Teufel,

an. Er sollte mich ausbilden. Gleich beim ersten Sprung, den mich mein Lehrmeister machen ließ, hätte ich mir beinahe das Kreuz gebrochen. Und ich bekam zwei bis drei Lektionen täglich. In weniger als drei Wochen war ich so weit, daß ich den „Karpfensprung“, den „Affensprung“ und den „Säufersprung“ perfekt ausführen konnte. Mein Lehrmeister war über meine Fortschritte entzückt und machte sich noch ein Vergnügen daraus, sie zu beschleunigen. Hundertmal glaubte ich, er sei dabei, mir alle Glieder zur verrenken, nur um meine Anlagen zu entwickeln. Schließlich kamen wir an die Schwierigkeiten meiner Kunst, und da ging es immer toller zu. Beim ersten Versuch des großen Saltos wäre ich beinah in Stücke geflogen; beim Sesselsprung brach ich mir die Nase. Zerschlagen, mürbe gemacht und ganz überdrüssig einer so gefährlichen Leibesübung ging ich zu Herrn Comus und teilte ihm mit, mir liege keineswegs etwas daran, ein Springer zu werden.

„Also, dir liegt nichts daran,“ meinte er, und ohne sich weiter darauf einzulassen, zog er mir eine Wucht von Peitschenhieben über. Von diesem Augenblick an beschäftigte sich der Signor Bolmate nicht mehr mit mir, und ich kehrte wieder zu meinen Lampen zurück.

Herr Comus hatte mich aufgegeben. Nun war Garnier an der Reihe, sich mit mir zu befassen. Eines Tages, als mir Garnier mehr als gewöhnlich die Hosen vollgehauen hatte (das war eine Übung, deren Vergnügen er mit Herrn Comus teilte), maß er mich von Kopf bis zu Füßen und blickte mit nur allzu sichtbarer Befriedigung auf mein abgemagertes Gerüste, aus dem schon die Knochen herausstachen.

„Ich bin mit dir zufrieden,“ sagte er, „nun sind wir auf einem Punkt angelangt, auf dem ich dich haben wollte. Wenn du jetzt gelehrig bist, dann liegt dein Glück in deiner Hand. Von heute an wirst du dir die Nägel wachsen

lassen, dein Haar hat schon eine schöne Länge. Du bist fast nackt, ein Absud von Nußblatt wird das übrige tun.“

Ich hatte keine Ahnung, wohinaus Garnier wollte. Da rief er meinen Freund Bajazzo und ließ ihn die Tigerhaut und die Keule bringen.

„Nun,“ sprach Garnier, „wir wollen Probe halten. Du bist ein junger Wilder aus der Südsee. Menschenfresser. Du frißt rohes Fleisch, der Anblick von Blut bringt dich in Wut, und wenn du Durst hast, stopfst du dir Kieselsteine in den Mund. Du stößt abgebrochene, rauhe Laute aus, du hast mit den Augen zu glotzen. Du machst sprunghafte Bewegungen. Kurz und gut, nimm dir ein Beispiel an dem Waldmenschen, der hier im Käfig Nr. 1 ist!“

Während dieser Unterweisung lag zu meinen Füßen eine Mulde mit kleinen, ganz abgerundeten Kieselsteinen, und daneben ein Hahn, dem man zu seinem tiefen Unwillen die Füße gebunden hatte. Garnier nahm den Hahn, hielt ihn mir hin und sagte: „Beiß rein!“ Ich wollte nicht hineinbeißen, aber er drohte mir, ich lehnte mich auf und bat auf der Stelle um meine Entlassung. Statt jeder Antwort verabfolgte er mir ein Dutzend Ohrfeigen. Garniers Hand war auch nicht von Pappe. Wütend über diese Behandlung packte ich eine Stange und hätte unfehlbar den Herrn Naturforscher totgeschlagen, da rückte die ganze Truppe an, stürzte sich auf mich und warf mich zur Tür hinaus unter einem Hagel von Fußtritten und Faustschlägen.

Seit einigen Tagen wohnte ich in demselben Wirtshaus mit einem Puppenspieler und seiner Frau. Sie arbeiteten mit einem Marionettentheater auf offener Straße. Wir hatten miteinander Bekanntschaft gemacht, und ich hatte sie für mich zu interessieren gewußt. Der Mann bedauerte mich sehr, daß ich, wie er sich ausdrückte, „zur Strafe der Tierfütterung“ verurteilt sei. Manchmal verglich er mich

scherzhaft mit Daniel in der Löwengrube. Man sieht, er war gebildet und für etwas Besseres geschaffen als zum Possenreißer; darum wurde er auch später Theaterdirektor in der Provinz.

Der künftige Direktor war sehr geistreich. Seine Frau Gemahlin merkte das nicht; aber er war auch sehr häßlich, und das sah sie wohl. Die Dame war eine jener pikanten Brünetten mit langen Augenwimpern, die ein leichtentzündliches Herz haben. Ich war jung, Madame auch. Sie war erst sechzehn Jahre alt, aber ihr Mann fünfunddreißig. Als ich nun ohne Stellung war, besuchte ich das Ehepaar. Ich hätte gern von ihnen einen guten Rat bekommen. Sie gaben mir zu essen und beglückwünschten mich, daß ich es gewagt hatte, daß despotische Joch Garniers abzuschütteln.

„Du bist doch dein eigener Herr,“ sagte der Mann zu mir, „komm doch mit uns und mache mit. Nämlich, wenn wir zu drei sind, dann gibt's keine Pausen mehr; du reichst mir die Puppen, und Elisa sammelt inzwischen ein. So ist das Publikum in Atem gehalten und läuft nicht weg, und die Einnahme ist reichlicher. Was meinst du dazu, Elisa?“

Elisa antwortete ihrem Mann, in dieser Beziehung könne er es halten, wie er wolle, und überdies sei sie mit ihm einverstanden. Dabei ließ sie einen Blick über mich gleiten, der mir bewies, daß sie nicht böse über den Vorschlag war, und daß wir uns ausgezeichnet verstehen würden.

Ich nahm mit Dank den angebotenen Posten an, und bei der nächsten Vorstellung versah ich zum erstenmal mein Amt. Meine Situation war unendlich viel besser als bei Garnier. Elisa, die trotz meiner Magerkeit entdeckt hatte, daß ich nicht so schlecht gebaut wie gekleidet sei, trieb insgeheim tausend Neckereien mit mir, die ich erwiderte. Nach drei Tagen gestand sie mir, ich sei ihre Leidenschaft. Und ich war nicht herzlos: wir waren glücklich, wir ließen

nicht mehr voneinander. Zu Hause gab es unter uns nur Lachen, Spielen, Scherzen. Elisas Mann nahm all das für Kindereien.

Während der Arbeit steckten wir Seite an Seite in einer engen Bude, die aus vier Leinwandfetzen zusammengebaut war und die pompöse Aufschrift trug: „Vergnügungs- und Spezialitätentheater“. Elisa stand rechts von ihrem Mann, ich stand rechts von Elisa und trat an ihre Stelle, wenn sie fort war, um Ein- und Ausgang zu kontrollieren. Es war Sonntag. Das Schauspiel war in vollem Gang; um die Bude stand eine große Menschenmenge, und Kasperl hatte schon auf alle anderen Puppen losgeschlagen. Unser Herr Direktor weiß nicht mehr recht weiter mit seinen Puppen, er will eine neue und verlangte den „Gendarm“. Wir hören nicht. „Den Gendarm, den Gendarm,“ ruft er ungeduldig, und beim drittenmal dreht er sich um und erblickt uns in süßer Umschlingung. Elisa überrascht, besinnt sich auf eine Entschuldigung, aber ihr Mann hört gar nicht hin, schreit weiter: „Den Gendarm!“ und sticht ihr den Haken, an dem die Puppe hängt, ins Auge. Im selben Moment fließt Blut, die Vorstellung ist unterbrochen, eine Schlacht entbrennt zwischen den beiden Eheleuten, die Bude wird umgeworfen, und wir stehen unbedeckt da inmitten eines großen Kreises von Zuschauern, bei denen diese Szene schallendes Gelächter und Beifallsklatschen hervorruft.

Dieser Skandal setzte mich von neuem aufs Pflaster. Ich wußte nicht, wohin nun. Wenn ich noch wenigstens anständige Kleidung gehabt hätte, dann hätte ich irgendeine Dienerstellung in irgendeinem feinen Hause bekommen können. Aber mein Aussehen war so erbärmlich, daß niemand etwas recht mit mir zu tun haben wollte. In meiner Lage konnte ich eigentlich nur einen Entschluß fassen: das war, nach Arras zurückzukehren. Aber wovon sollte ich bis dahin leben? Ich war eine Beute meiner Verlegenheit. Da ging ein Mann an mir vorüber, den ich seinem Aussehen nach für

einen Hausierer hielt. Ich ließ mich mit ihm in eine Unterhaltung ein und erfuhr, daß er nach Lille ginge, und daß er Pülverchen, Opiate und Elixiere vertreibe, Hühneraugen schnitte, Geschwüre aufsteche und sich hier und da auch erlaube, Zähne zu ziehen.

„Das ist ein gutes Handwerk,“ sagte er, „aber ich werde alt. Ich brauchte jemanden, der mir mein Bündel trägt; so einen Windhund, wie Sie, könnte ich gebrauchen; gut zu Fuße, sicheres Auge; wenn Sie wollen, machen wir den Weg zusammen.“

„Ich will schon,“ sagte ich. Und ohne daß zwischen uns des längeren und breiteren ein Vertrag geschlossen worden wäre, setzten wir unseren Weg gemeinsam fort.

Wir waren acht Stunden marschiert; die Nacht brach herein, und wir sahen kaum mehr den Weg vor uns. Endlich machten wir vor einem elenden Dorfwirtshaus halt. „Hier sind wir,“ sagte der Wanderdokter und klopfte an die Tür.

„Wer ist da?“ rief eine rauhe Stimme.

„Vater Godard mit seinem Hanswurst,“ antwortete mein „Führer“.

Sofort wurde die Tür aufgemacht, und wir kamen in eine Gesellschaft von ungefähr zwanzig Hausierern, Kesselflickern, Marktschreiern, Schirmhändlern und Puppenspielern. Sie begrüßten meinen neuen Herrn mit Jubel und ließen für ihn Essen bringen. Ich glaubte, man würde mir nicht weniger Ehre erweisen als ihm, und war schon bereit, mich an den Tisch zu setzen, da klopfte mir der Wirt vertraulich auf die Schulter und fragte, ob ich nicht der Hanswurst von Vater Godard sei.

„Was meinen Sie denn mit Hanswurst?“ rief ich erstaunt.

„Nun, den Ausrufer!“

Ich muß gestehen, daß ich mich trotz meiner noch frischen Erinnerungen an die Menagerie und an das „Vergnügungs- und Spezialitätentheater“ durch eine solche Bezeichnung erniedrigt fühlte. Aber ich hatte einen Höllenhunger, und da ich dachte, daß der Schlußpunkt des Verhörs das Nachessen sein würde – und da nach allem meine Tätigkeit bei Vater Godard nicht allzu genau fixiert worden war –, so hatte ich nichts dagegen, für seinen Hanswurst zu gelten. Kaum hatte ich „ja“ gesagt, so führte mich der Wirt auch wirklich in einen Raum nebenan, eine Art Scheune, wo ein Dutzend meiner Kollegen rauchten, tranken und Karten spielten. Er rief: „Bedienung!“ Darauf kam ein dickes Mädchen und brachte einen Holznapf, auf den ich mich mit Gier stürzte. Darin schwamm eine Lammkeule in Spülwasser mit faserigen Rüben: im Nu war alles verschwunden. Nach beendigter Mahlzeit streckte ich mich zu den anderen Ausrufern aufs Lager. Wir teilten unsere Strohbündel mit einem Kamel, zwei Bären ohne Maulkorb und einer Meute dressierter Hunde. Die Nachbarschaft solcher Bettgenossen war nichts weniger als beruhigend, doch man mußte sich darein schicken. Die einzige Folge war, daß ich nicht schlief; die anderen schnarchten wie in Abrahams Schoß.

Ich wurde von Vater Godard freigehalten. Mochten nun Obdach und Kost noch so schlecht sein, so näherte ich mich doch mit jedem Schritt, und es kam mir darauf an, mich nicht von Godard zu trennen.

Endlich kamen wir in Lille an. Wir hielten unseren Einzug an einem Markttage. Vater Godard wollte keine Zeit verlieren, zog geradewegs auf den Marktplatz und befahl mir, seinen Tisch, seinen Kasten, seine Fläschchen und Päckchen herzurichten; dann sagte er, nun solle ich ans Ausrufen gehen. Ich hatte gut gefrühstückt; der Auftrag empörte mich tief. Ich hätte es am Ende noch hingehen lassen, das Gepäck von Ostende bis nach Lille zu schleppen wie ein Dromedar. Aber den Ausrufer zu machen! Und zehn Meilen von Arras entfernt! Ich empfahl

mich also dem Vater Godard bestens, marschierte aus Leibeskräften auf meine Vaterstadt zu, und bald sah ich auch den großen Glockenturm wieder. Ich kam unten bei den Wällen an, noch vor Schluß des Stadtttores; ich zitterte bei dem Gedanken an die Aufnahme, die ich finden würde. Einen Augenblick war ich geneigt, zum Rückzug zu blasen, aber ich konnte mich vor Müdigkeit und Hunger kaum mehr aufrecht halten. Ich brauchte Essen und Ruhe. Ich schwankte nicht weiter, und nun lief ich geradezu auf mein Elternhaus zu. Meine Mutter saß allein im Laden. Ich trete ein, falle ihr zu Füßen und bitte weinend um Verzeihung. Die gute Frau – sie erkannte mich kaum, so sehr hatte ich mich verändert – war ganz gerührt: sie hatte nicht die Kraft, mich zurückzustoßen. Es schien fast, als hätte sie alles vergessen. Sie sorgte für alle meine Bedürfnisse und führte mich dann in meine alte Kammer. Aber bei alledem mußte doch mein Vater von meiner Rückkehr in Kenntnis gesetzt werden. Meine Mutter fühlte nicht den Mut in sich, seinen ersten Zornesausbruch über sich ergehen zu lassen. Einer meiner Freunde, ein Geistlicher, der Almosenpfleger des Regiments Anjou, das zu Arras in Garnison stand, übernahm's, die Friedensverhandlungen zu führen. Mein Vater spie Feuer und Flammen, aber dann willigte er ein, mich wieder in Gnaden aufzunehmen. Ich hatte schon bei dem Gedanken gezittert, er möchte unerbittlich sein, und als ich es erfuhr, daß er sich hatte erweichen lassen, sprang ich vor Freude in die Höhe. Der Almosenpfleger, der mir die Nachricht überbrachte, begleitete sie mit einer ohne Zweifel sehr rührenden Moralpredigt, von der ich keine Silbe behielt. Ich erinnere mich nur noch daran, daß er die Parabel vom verlorenen Sohn erzählte. Es war ungefähr meine Geschichte.

Meine Abenteuer hatten in der Stadt Aufsehen erregt; jeder wollte den Bericht davon aus meinem Munde hören. Aber niemand interessierte sich mehr dafür als eine Schauspielerin von einer Truppe, die sich in Arras aufhielt,

und zwei Modistinnen. Ihnen stattete ich häufig Besuche ab. Immerhin hatte die Schauspielerin bald das ausschließliche Privileg meiner Gunstbezeugungen. Schließlich entspann sich eine Intrige. Ich verkleidete mich als Mädchen, und wir führten fast eine Szene aus dem Roman des Faublas auf. Ich reiste Hals über Kopf mit meiner Eroberung, ihrem Mann und einem sehr hübschen Kammermädchen – die mich für ihre Schwester ausgab – nach Lille, und erweckte in meinem Vater die Überzeugung, daß ich die Drangsale meiner ersten Unternehmung schnell vergessen hatte. Aber meine Abwesenheit war nicht von langer Dauer. Drei Wochen waren kaum verflossen, da verzichtete die Schauspielerin aus Geldmangel darauf, mich länger unter ihrem Gefolge mitzuführen. Ich kehrte gelassen nach Arras zurück und setzte meinen Vater in Erstaunen durch die Festigkeit, mit der ich ihn um seine Einwilligung bat, in den Militärdienst treten zu dürfen. Schließlich konnte er nichts Besseres tun, als mir seine Erlaubnis zu geben. Das sah er auch ein, und am Tage darauf hatte ich schon die Uniform des Regiments Bourbon am Leibe. Meine Figur, meine gute Haltung und meine Geschicklichkeit in der Handhabung der Waffen verschafften mir den Vorteil, gleich in die Jägerkompagnie eingestellt zu werden. Ein paar alte Soldaten hielten sich darüber auf. Ich schlug mich mit ihnen und schickte sie ins Spital. Aber bald kam ich dort auch zu ihnen – einer ihrer Kameraden hatte mich im Duell verwundet. Dieses Debüt zog die Aufmerksamkeit auf mich. Man fand ein boshaftes Vergnügen daran, mir Händel zuzuschancen. Und nach einem halben Jahr hatte Herr Ohnefurcht – diesen Beinamen hatte man mir gegeben – zwei Mann getötet und sich fünfzehnmal duelliert. Im übrigen genoß ich alle Freuden, die das Garnisonleben mit sich bringt. Meine Wachtposten waren stets auf Kosten einiger biederer Kaufleute versorgt, deren Töchter sich das Vergnügen streitig machten, mir angenehme Mußestunden zu verschaffen. Meine Mutter steuerte noch etwas dazu bei, mein Vater gab mir ein

reichliches Taschengeld, und überdies machte ich noch Schulden. Wirklich, ich erregte Aufsehen, und so fühlte ich die Last der Disziplin fast nicht mehr. Einmal bekam ich zwei Wochen Arrest, weil ich dreimal beim Appell gefehlt hatte. Ich verbüßte die Strafe in einem Gefängnisloch unter den Bastionen, als einer meiner Freunde und Landsleute mit mir eingesperrt wurde. Er diente im selben Regiment, war mehrerer Diebstähle beschuldigt worden, und hatte auch noch ein Geständnis abgelegt. Kaum waren wir beisammen, da erzählte er mir die Geschichte seiner Haft. Es konnte kein Zweifel sein, daß das Regiment ihn ausstoßen würde. Dieser Gedanke, und dazu die Furcht, seine Familie zu entehren, stürzte ihn in Verzweiflung. Ich fühlte Mitleid mit ihm. Und da ich keinen Ausweg für ihn aus einer so schlimmen Situation sah, so riet ich ihm, sich der Strafe zu entziehen: durch Flucht oder Selbstmord. Er war einverstanden; er wollte erst eins vor dem anderen versuchen. Mit Hilfe eines jungen Mannes, der zu mir zu Besuch kam, bereitete ich in Eile alles für eine Flucht vor. Um Mitternacht sind zwei Eisenstäbe zerbrochen; wir führen den Gefangenen auf den Wall, und dort sage ich ihm: „Los! – Spring – oder hänge dich auf!“ Er kennt die Höhe, zögert und erklärt schließlich, er wolle sich eher dem Urteil aussetzen, als die Beine brechen. Gerade will er wieder ins Gefängnis zurück. Aber in dem Moment, wo er es am wenigsten erwartet, geben wir ihm einen Stoß. Er stößt einen Schrei aus, ich rufe ihm nach: „Sei still!“ und schleiche wieder in mein Loch zurück. Diese Nacht kostete ich auf meinem Stroh die Ruhe aus, die das Bewußtsein einer guten Tat bringt. Am anderen Morgen entdeckte man, daß mein Genosse entkommen war, man vernahm mich, aber als ich erklärte, ich hätte nichts gesehen, ließ man mich in Ruhe. Mehrere Jahre später begegnete ich einmal diesem Unglücksraben. Er betrachtete mich als seinen Befreier. Seit seiner Flucht hinkte er, aber er war ein anständiger Mensch geworden.

Ich konnte nicht ewig in Arras bleiben. Gerade war der Krieg mit Österreich erklärt worden, ich marschierte mit dem Regiment, und kurz darauf nahm ich an jener Niederlage von Marreil teil, die zu Lille mit der Ermordung des tapferen, unglücklichen Generals Dillon anging. Nach diesem Begebnis schickte man uns nach Mauld ins Lager, und darauf nach La Lune. Da nahm ich mit der Höllenarmee unter dem Befehl Kellermanns am Gefecht vom 20. September 1792 gegen die Preußen teil. Am anderen Tage rückte ich zum Korporal bei den Grenadieren auf. Die Treffen mußten „begossen“ werden, und das erledigte ich in der Kantine mit Glanz. Da bekam ich Streit mit dem Sergeant-Major der Kompagnie, die ich verließ. Ein Duell, das ich vorschlug, wurde angenommen. Aber kaum waren wir auf dem Kampfplatz, da behauptete mein Gegner, der Rangunterschied erlaube ihm nicht, sich mit mir zu schlagen. Ich wollte ihn zwingen, aber er zeigte mich an, und noch am selben Abend setzte man mich mit meinem Sekundanten auf Feldwache. Zwei Tage darauf teilte man uns mit, es sei die Rede davon, uns vor ein Kriegsgericht zu stellen. Es war höchste Zeit, zu desertieren, und das taten wir auch schleunigst. Mein Kamerad in Arrestuniform und -mütze, ganz in der Haltung eines Strafsoldaten, marschierte vor mir her. Ich hinter ihm, trug noch meine Regimentsmütze, mein Tornister und mein Gewehr. Auf das Gewehr hatte ich, weithin sichtbar, einen großen Brief mit rotem Siegel gesteckt, der die Aufschrift trug: „An den Citoyen und Platzkommandanten zu Vitry-le-François“. Das war unser Paß. Der machte, daß wir ohne Hindernis nach Vitry kamen, und dort besorgte uns ein Jude Zivilkleider. Zu dieser Zeit waren die Mauern jeder Stadt mit Plakaten bedeckt, in denen man alle Franzosen aufforderte, zur Verteidigung des Vaterlandes herbeizueilen. Unter solchen Umständen stellt man die ersten besten ins Regiment ein. Ein Quartiermeister von den Elfer Jägern warb uns an. Wir bekamen neue Marschzettel und begaben uns sogleich nach Philippeville, wo der Sammelplatz war.

Mein Kamerad und ich hatten sehr wenig Geld. Glücklicherweise machten wir in Châlons einen guten Schnitt. Mit uns im selben Wirtshaus logierte ein Soldat vom Regiment Beaujolais. Er lud uns zum Trinken ein. Er war aus der Pikardie; ich sprach mit ihm in seinem Dialekt, und unmerklich entstand zwischen uns beim Glase eine so große Vertraulichkeit, daß er uns eine Briefftasche, die gestopft voll von Assignaten war, zeigte. Er behauptete, sie in der Gegend von Chateau-L'abbaye gefunden zu haben. „Kameraden,“ sagte er, „ich kann nicht lesen. Aber wenn ihr mir angeben wollt, was diese Papiere wert sind, dann sollt ihr euren Anteil haben!“

Der gute Mann hätte gar nicht in bessere Hände fallen können. Er bekam den größten Teil, aber er ahnte nicht, daß es nur die größte Masse der Papiere war, und daß wir in Wahrheit neun Zehntel der Summe nahmen. Diese kleine Unterstützung kam uns während des Verlaufs unserer Reise gerade zupasse, und die Reise nahm natürlich den fröhlichsten Verlauf von der Welt. Als wir an unseren Bestimmungsort angekommen waren, hatten wir immerhin noch genug übrig, um unsere Regimentskameraden traktieren zu können. In kurzer Zeit hatten wir solche Fortschritte im Reiten gemacht, daß wir den Feldschwadronen zugeteilt wurden. Und wir waren bei denen gerade zwei Tage, als die Schlacht von Jemappes stattfand. Nun, es war nicht das erstemal, daß ich im Feuer stand. Ich hatte keine Furcht, und ich glaube sogar, daß meine Führung mir das Wohlwollen meiner Vorgesetzten eingetragen hatte; da teilte mir mein Hauptmann mit, daß ich als Deserteur angezeigt sei und sofort verhaftet würde. Die Gefahr war dringend. Noch am selben Abend sattelte ich mein Pferd, um zu den Österreichern überzugehen. In wenigen Minuten hatte ich ihre Vorposten erreicht. Ich bat, Dienste nehmen zu können, und man kleidete mich bei den Kinsky-Kürassieren ein. Was ich am meisten fürchtete, war, daß ich mich am anderen Morgen mit den Franzosen schlagen

mußte. Ich suchte diesem Zwang eiligst zu entweichen. Ich schützte Unpäßlichkeit vor, und das brachte mich nach Louvain, wo ich nach einigen Tagen im Spital den Offizieren der Garnison anbot, ihnen Fechtstunden zu erteilen. Sie waren entzückt von diesem Vorschlag. Gleich besorgte man mir Masken, Handschuhe und Floretts. Und ein Ausfall, mit dem ich zwei oder drei angebliche deutsche Fechtkünstler entwaffnete, brachte allen eine hohe Meinung von meiner Geschicklichkeit bei. Bald hatte ich zahlreiche Schüler, und ich machte mir ein ganz schönes Stück Geld.

Ich war ganz stolz über meine Erfolge, als ich bei Gelegenheit eines etwas zu lebhaften Streites mit einem Leutnant vom Dienst zu zwanzig Stockschlägen verurteilt wurde. Und diese Strafe wurde mir, wie es üblich war, auf der Parade zugemessen. Diese Exekution brachte mich vor Wut ganz außer mir; ich weigerte mich, weiter Unterricht zu geben, aber man befahl mir fortzufahren, indem man mir die Wahl ließ zwischen meinem Unterricht und einer neuen Körperstrafe; ich wählte den Unterricht. Aber die Stockschläge saßen mir im Gedächtnis, und ich beschloß, alles zu unternehmen, um mich von ihnen freizumachen. Ich hatte erfahren, daß sich ein Leutnant zu dem Armeekorps des Generals Schröder begab, und ich bat ihn inständig, mich als Bedienten mitzunehmen; er willigte ein in der Hoffnung, daß ich aus ihm einen zweiten Ritter Sankt Georg im Fechten machen würde. Aber er täuschte sich; als wir uns Quesnois näherten, drückte ich mich auf englisch, und begab mich nach Landrecies, wo ich mich für einen Belgier ausgab, der von den Österreichern desertiert sei. Man machte mir den Vorschlag, in die Kavallerie einzutreten. Aber die Furcht, erkannt und füsiliert zu werden, wenn ich jemals in die Nähe meines alten Regimentes käme, bewirkte es, daß ich dem vierzehnten leichten Regiment den Vorzug gab.

Die „Armee von Sambre-et-Meuse“ marschierte damals auf Aachen zu. Die Kompagnie, bei der ich stand, erhielt

die Order, dieser Bewegung zu folgen. Wir marschierten ab. Da, als wir in Rocroi einmarschierten, bemerkte ich Jäger vom elften Regiment. Schon glaubte ich mich verloren, da machte es sich, daß ich überdies noch ein Zusammentreffen mit meinem ehemaligen Hauptmann nicht vermeiden konnte. Aber er beeilte sich, mich zu beruhigen. Dieser brave Mann hatte Interesse für mich gefaßt, seit er gesehen hatte, wie ich auf die Husaren der Armee Alberts von Sachsen-Teschen einhieb; und er sagte mir, daß, wenn eine Amnestie mich vor allen Folgen sicherstellte, er es mit Vergnügen sehen würde, daß ich wieder unter seine Befehle zurückkehrte. Ich bezeugte ihm, daß ich darüber nicht weniger ungehalten sein würde als er. Er nahm es auf sich, die Sache ins reine zu bringen, und ich wurde sofort wieder ins elfte Regiment eingestellt. Meine alten Kameraden nahmen mich mit Vergnügen auf, ich war ebenso zufrieden, wieder mit ihnen zu sein, und nichts mangelte meinem Glück. Da spielte mir die Liebe wieder einen Streich. Niemand kann wohl sehr erstaunt darüber sein, daß ich mit siebzehn Jahren die Haushälterin eines alten Junggesellen erobert hatte. Sie hieß Manon und war wenigstens doppelt so alt wie ich. Aber sie liebte mich sehr, und um es mir zu beweisen, war sie der größten Opfer fähig, und nichts war ihr zu teuer. Ich war für ihren Geschmack der schönste aller Jäger, weil ich ihr gehörte, und sie wollte auch, daß ich der auffallendste sein sollte. Schon hatte sie mir eine Uhr zugesteckt, und ich war ganz stolz über einige kostbare Schmucksachen, Unterpfänder des Gefühls, das ich ihr einflöbte; da erfuhr ich, daß Manon, auf die Anzeige ihres Herrn hin, wegen Hausdiebstahls vorgeladen worden war. Manon gestand ihr Vergehen ein, aber um sicher zu sein, daß ich nach ihrer Verurteilung mich nicht in die Arme einer anderen werfen würde, bezeichnete sie mich gleichzeitig als ihren Komplizen; sie ging sogar so weit, zu behaupten, daß ich sie angestiftet hätte. Die Sache schien einige Wahrscheinlichkeit zu haben. Ich wurde in eine Untersuchung verwickelt, und

ich hätte mich nur mit großer Mühe aus dieser üblen Affäre ziehen können, wenn ich nicht durch Zufall ein paar Briefe wiedergefunden hätte, aus denen der Beweis meiner Unschuld hervorging. Manon wurde verwirrt und widersprach sich. Ich war unterdessen im Gefängnis zu Stenay eingesperrt gewesen. Nun wurde ich entlassen und kehrte zurück, unschuldig wie der weiße Schnee. Mein Hauptmann, der mich nie für schuldig gehalten hatte, freute sich sehr, mich wiederzusehen, aber die anderen Jäger verziehen es mir nicht, daß ich unter Verdacht gestanden hatte. Da ich Zielscheibe für allerhand Anspielungen und Vorwürfe war, so hatte ich nicht weniger als zehn Duelle in sechs Tagen. Schließlich wurde ich schwer verwundet, mußte ins Spital gebracht werden, und da lag ich nun länger als einen Monat. Bei meiner Entlassung aus dem Krankenhaus überzeugten sich meine Vorgesetzten, daß die Streitigkeiten wieder aufs neue anfangen würden, wenn ich mich nicht auf einige Zeit entfernte, und so gaben sie mir denn einen sechswöchentlichen Urlaub. Den brachte ich in Arras zu, wo ich mit Erstaunen meinen Vater in einem öffentlichen Amte vorgefunden hatte. In seiner Eigenschaft als ehemaliger Bäcker war er bei der Aufsicht über die Proviantmagazine angestellt worden. Er hatte gegen den Brotdiebstahl vorzugehen. Obwohl er nun seine Funktionen unentgeltlich erfüllte, so waren sie doch in jener Zeit der Hungersnot sehr gefährlich, und vielleicht hätten sie ihn sogar auf die Guillotine gebracht, wenn er nicht die Protektion des Bürgers Souham, Kommandanten des zweiten Bataillons vom Regiment Corrèze, gehabt hätte; und ich wurde nun provisorisch sein Assistent.

Mein Urlaub ging zu Ende. Ich stieß wieder zu meinem Regiment in Givet, und von da marschierten wir in die Grafschaft Namur. Man quartierte uns in die Dörfer an den Ufern der Maas ein, und da die Österreicher in der Nähe waren, so verging kein Tag, an dem nicht einige Schüsse gewechselt wurden. Eines Tags, bei einem

ernsthafteren Gefecht, wurden wir aber bis unter die Kanonen von Givet zurückgedrängt. Auf diesem Rückzug erhielt ich einen Schuß ins Bein, der mich zwang, zuerst ins Spital zu gehen, und dann mußte ich im Lager bleiben. Dort war ich noch, als die „Deutsche Legion“ (die während der Revolution sich aus deutschen Deserteuren, Aufständischen und alten Soldaten gebildet hatte) in unsere Nähe kam. Einer der Oberbefehlshaber dieses Haufens von Ausreißern und Fechtmeistern schlug mir vor, in das Korps einzutreten, und versprach mir die Stelle eines Quartiermeisters. „Wenn Sie einmal aufgenommen sind,“ sagte er zu mir, „so büрге ich für Sie, Sie sind dann vor allen Verfolgungen sicher!“

Die Gewißheit, nicht verfolgt zu werden, und Erinnerung an alle Unannehmlichkeiten, die mir meine Freundschaft mit Mademoiselle Manon zugezogen hatte, bestimmten mich zum Entschluß. Ich nahm das Anerbieten an und anderen Tags befand ich mich schon mit der Legion auf der Straße nach Flandern. Es war zweifellos, daß ich bei ständigem Dienst in diesem Korps, wo das Avancement schnell vonstatten ging, Offizier werden würde. Aber meine Wunde brach auf und unter so erschwerenden Umständen, daß ich einen neuen Urlaub nachsuchen mußte. Ich erhielt ihn und sechs Tage später stand ich wiederum vor den Toren von Arras.

Zweites Kapitel

Musik auf der Guillotine

Als ich in die Stadt einzog, war ich ganz betroffen von dem Ausdruck der Bestürzung, der auf allen Gesichtern lag. Jeder, den ich darüber befragte, sah mich mißtrauisch an und ging schnell weiter, ohne mir zu antworten. Was mochte da nur Außerordentliches vorgehen? Nachdem ich mich durch die Menge, die sich in den düsteren, schmutzigen Straßen umhertrieb, durchgearbeitet hatte, kam ich bald auf den Fischmarkt. Da, das erste Ding, das mir wie ein Schlag vor Augen trat, war die Guillotine, die mit roten Planken über die schweigende Menge ragte. Ein Greis lag festgebunden auf dem Unglücksbrett, wie ein Schlachtopfer ... Plötzlich höre ich Trompetenstöße. Auf der Estrade war ein Orchester und an der Spitze saß ein noch junger Mann in einem Revolutionsmantel, den man damals Carmagnole nannte, mit schwarzen und blauen Streifen benäht. Dieser Mann, dessen Gebärde eher mönchische als militärische Gewohnheiten andeutete, stützte sich nachlässig auf einen Kavalleriesäbel; der ungeheure Korb des Säbels stellte eine Freiheitsmütze dar. In seinem Gürtel steckten ein paar Pistolen, und auf seinem Hut, der auf spanische Art aufgeschlagen war, schwankte eine Feder, bemalt in den nationalen drei Farben: ich erkannte Joseph Lebon. (Dieser berühmte Revolutionär war zuerst Priester gewesen und übte später als außerordentlicher Kommissär des Nationalkonvents eine terroristische Gewalt aus.) In diesem Moment belebte sich sein gemeines Gesicht durch ein widerwärtiges Lächeln. Er hörte auf, den Takt mit dem linken Fuß zu schlagen, die Trompetenstöße brachen ab: er gab ein Zeichen und der Greis wurde unters Messer geschoben. Eine Art Gerichtsschreiber erschien jetzt, halb betrunken, an der Seite des „Rächers des Volkes“ – nämlich des Scharfrichters – und las mit krächzender Stimme einen Erlaß der Rhein- und Moselarmee vor. Bei

jedem Paragraphen blies das Orchester einen Akkord, und als die Verlesung zu Ende ging, beim Schrei des „Es lebe die Republik!“ fiel das Haupt des Unglücklichen.

Ich bin nicht imstande, den Eindruck, den diese entsetzliche Szene auf mich machte, wiederzugeben. Ich kam bei meinem Vater fast ebenso entseelt an wie derjenige, dessen Todeskampf ich eben auf so grausame Weise hatte in die Länge ziehen sehen. Hier erfuhr ich nun, daß es ein Herr von Mongon, ehemaliger Kommandant der Zitadelle, gewesen war, den man „wegen Aristokratie“ verurteilt hatte. Wenige Tage vorher hatte man auf demselben Platz Herrn von Vieux-Pont hingerichtet; sein ganzes Verbrechen bestand darin, daß er einen Papagei besaß, in dessen Geschwätz man den Ruf: „Es lebe der König!“ zu erkennen geglaubt hatte. Beinah hätte der Vogel das Los seines Herrn teilen müssen, und man erzählte, daß er seine Begnadigung nur der Fürbitte der Bürgerin Lebon zu verdanken hatte, die es auf sich nahm, ihn zu bekehren. Die Bürgerin Lebon war eine ehemalige Nonne aus der Abtei du Vivier. Sie übte einen großen Einfluß auf die Mitglieder der Kommission von Arras aus, in der als Richter wie als Geschworener ihr Schwager und drei ihrer Onkel saßen. Die Exnonne war ebenso geld- wie blutgierig. Eines Abends im Theater hielt sie plötzlich eine Rede ans Parterre: „Hallo, ihr Sansculotten, für wen guillotiniert man denn, zum Teufel! Ihr müßt die Vaterlandsfeinde anzeigen! Kennt ihr irgendeinen Adligen oder Reichen oder Aristokratenkaufmann? Zeigt ihn an, und ihr sollt seine Taler haben!“ Der Scheußlichkeit dieses Wesens kam nur noch die ihres Mannes gleich, der sich allen nur denkbaren Ausschweifungen hingab. Oft sah man ihn, wie er nach seinen Orgien durch die Stadt lief, an alle jungen Menschen obszöne Aufforderungen richtete, einen Säbel über seinem Kopf schwang und den Frauen und Kindern Pistolenschüsse ins Ohr feuern ließ.

Eine ehemalige Apfelverkäuferin mit einer roten Mütze auf dem Kopf, die Ärmel bis an die Schultern zurückgeschlagen, lief gewöhnlich mit ihm, einen langen Haselnußstock in der Hand; und oft begegnete man den beiden Arm in Arm. Dieses Weib, die man mit einer Anspielung auf die berühmte Revolutionsgestalt des Père Duchesne „Mère Duchesne“ genannt hatte, spielte bei vielen Volksfeiern die Göttin der Freiheit. Sie nahm regelmäßig teil an den Sitzungen der Kommission, deren Verhaftsbefehle sie durch ihre Ansprachen und Denunziationen vorbereitete. So ließ sie einmal alle Bewohner einer Straße guillotinierten.

Ich habe mich oft gefragt, wie es möglich ist, daß inmitten so unseliger Umstände die Lust an Unterhaltungen und Vergnügungen nichts von ihrer Intensität verliert. Jedenfalls bot mir Arras dieselben Zerstreuungen wie früher dar. Die Mädchen waren da noch ebenso leichtsinnig, und ich konnte mich mit Vergnügen davon überzeugen, denn ich schwang mich in wenigen Tagen stufenweise in meinen Liebesaffären von der jungen und hübschen Constance, der einzigen Tochter des Korporals Latulipe – Kantinenwirt der Zitadelle – bis zu den vier Töchtern eines Notars auf, der seinen Arbeitsraum an der Ecke der *rue des Capucins* hatte. Es wäre nun gut gewesen, wenn ich dabei stehengeblieben wäre, aber ich erkühnte mich, meine Huldigungen einer Schönheit in der *rue de Justice* darzubringen, und dabei stieß ich auf einen Rivalen. Der war ein ehemaliger Regimentsmusiker, und einer von den Männern, die sich nicht gerade mit Erfolgen brüsten, welche sie nicht davongetragen haben, aber doch durchblicken lassen, daß man ihnen nichts verweigert hat. Ich warf ihm eine Prahlerei der Art vor, er wurde zornig, ich forderte ihn, er gab nach, und schon hatte ich alle Wut vergessen, als mir zu Ohren kam, daß er beleidigende Gerüchte über mich ausgestreut hatte. Ich verlangte darüber Rechenschaft von ihm, doch vergebens, und es gelang mir erst, ihn zu

bewegen auf den Kampfplatz zu kommen, als er von mir in Gegenwart von Zeugen die schlimmste aller Demütigungen erlitten hatte. Das Zusammentreffen sollte am Morgen des folgenden Tages stattfinden. Ich war pünktlich da; aber kaum kam ich an, da sah ich mich schon von einer Truppe Gendarmen und Polizisten umgeben, die mir meinen Säbel abforderten und mich ihnen folgen ließen. Ich gehorchte und bald schlossen sich die Türen des Gefängnisses hinter mir. Der Gefangenenwärter Beaupré – den Kopf mit einer roten Mütze bedeckt, und von zwei ungeheuren schwarzen Hunden begleitet, die ihn nie verließen – führte mich in eine große Kellerwölbung, wo er die vornehmsten Einwohner der Gegend eingesperrt hatte. Da waren sie jeder Verbindung mit der Außenwelt beraubt, kaum war es ihnen erlaubt, Nahrungsmittel von draußen zu erhalten, und die Nahrungsmittel bekamen sie immer erst von Beaupré, nachdem er seine abscheulich schmutzigen Hände hineingesteckt hatte, um sich in aller Vorsicht zu überzeugen, ob nicht eine Waffe oder ein Schlüssel darin sei. Wenn jemand murrte, so sagte er dem: „Mit dir ist ein schweres Leben ... wer weiß, ob du nicht morgen drankommst? Warte mal ... wie heißt du doch gleich? – Ach ja, so so – ei freilich, ja, morgen!“ Und die Prophezeiungen Beauprés gingen immer in Erfüllung, denn er selbst war es, der die Verurteilten dem Joseph Lebon bezeichnete; und Lebon pflegte ihn gewöhnlich nach dem Mittagessen zu Rate zu ziehen, und fragte ihn regelmäßig: „Wen werden wir also morgen ins Bad schicken?“

Diese ganze Situation machte mich indessen doch etwas unruhig. Alle Tage schickte man Menschen aufs Schafott, die die Ursache ihrer Verhaftung ebensowenig kannten wie ich. Dann wußte ich auch, daß es Beaupré mit der Zahl der Todeskandidaten peinlich genau nahm und sich sonst sehr wenig um ihre weiteren Eigenschaften kümmerte, und daß er oft, wenn er nicht gleich die

Verurteilten herausfand, den ersten besten griff und zum Scharfrichter schickte, damit nur ja der Dienst nicht gestört würde. Ich konnte jeden Augenblick in die Hände Beauprés fallen, und diese Aussicht war nicht sehr beruhigend.

Ich saß schon sechzehn Tage in Gefangenschaft, als man uns den Besuch Joseph Lebons ankündigte. Er kam in Begleitung seiner Frau, und die bedeutendsten Terroristen des Landes waren mit ihm; unter ihnen erkannte ich den ehemaligen Perückenmacher meines Vaters, und einen Brunnenbauer namens Delmotte. Ich bat beide, ein Wort zu meinen Gunsten einzulegen. Sie versprachen es mir, und ich erhoffte mir davon einen um so größeren Erfolg, als sie sehr in Gunst standen. Währenddessen raste Joseph Lebon durch die Säle und verhörte die Gefangenen mit wilder Miene, indem er so tat, als habe er sie über die scheußlichsten Vergehen zu vernehmen. Als er zu mir kam, sah er mich scharf an und sagte in einem Ton, der halb hart, halb spaßhaft war: „Ach sieh mal einer an, du bist es, François! Du unterstehst dich, ein Aristokrat zu sein; du sprichst übel von den Sansculotten, du bedauerst die Bourbonen. Nimm dich in acht, daß ich dich nicht in den Backofen stecke! – Übrigens schick' mir doch mal deine Mutter!“ Ich machte ihm bemerklich, daß ich meine Mutter nicht sehen könne, da ich im Gefängnis sei. „Beaupré,“ sagte er zum Gefängniswärter, „laß die Mutter Vidocq herkommen!“ Und er ging und ließ mich voller Hoffnung, denn er hatte mich offensichtlich mit einer ganz besonderen Gnade behandelt. Zwei Stunden später sah ich meine Mutter ankommen. Sie teilte mir mit, was ich noch nicht wußte, daß mein Denunziant jener Musiker war, den ich zum Duell gefordert hatte. Die Denunziation lag in den Händen eines erbitterten Jakobiners, des Terroristen Chevalier, der aus Freundschaft für meinen Rivalen mir gewiß übel mitgespielt hätte, wenn nicht seine Schwester auf die flehentlichen Bitten meiner Mutter ihn bewogen hätte,

meine Freilassung anzuregen. Als ich aus dem Gefängnis kam, wurde ich mit großer Feierlichkeit in die patriotische Gesellschaft geführt, wo man mich Treue der Republik, Haß den Tyrannen schwören ließ. Ich schwor durchaus alles, was man von mir verlangte.

Und nun konnte ich wieder zu meinen Kameraden zurückkehren, die sich wirklich sehr freuten, mich wiederzusehen. Nach allem, was vorgegangen war, wäre es Mangel an Dankbarkeit gewesen, wenn ich nicht Chevalier als meinen Befreier betrachtet hätte. Ich machte einen Besuch, um mich zu bedanken, und ich sagte seiner Schwester, wie tief ich gerührt sei von dem Interesse, das sie so gütig an einem armen Gefangenen genommen hätte. Diese Frau, eine der leidenschaftlichsten Brünetten, deren große, schwarze Augen indes nicht für ihre Häßlichkeit entschädigten, glaubte, ich sei verliebt in sie, weil ich höflich war. Sie nahm Liebenswürdigkeiten, die ich ihr sagte, buchstäblich, und gleich von der ersten Begegnung an täuschte sie sich so sehr über meine Gefühle, daß sie eine große Neigung zu mir faßte. Es wurde auch von unserer etwaigen Verbindung gesprochen. Man sondierte hierüber bei meinen Eltern, aber die gaben zur Antwort, achtzehn Jahre sei noch recht jung fürs Heiraten, und so zog sich die Sache in Länge.

Unterdessen organisierte man in Arras die Bataillone des Landsturms. Ich wurde mit sieben anderen Unteroffizieren berufen, das zweite Bataillon einzuexerzieren. Unter diesen Unteroffizieren befand sich auch ein Korporal von den Grenadieren des Regiments Languedoc, namens César. César ist heute bescheidener Feldwächter in Colombe oder in Puteaux bei Paris. Aber damals wurde er zum Adjutantmajor ernannt. Wir alle gaben auch Fechtunterricht. Das trug uns etwas Geld ein, aber das Geld reichte bei weitem nicht hin, unsere Bedürfnisse und Launen zu befriedigen. Man hatte uns in Saint-Silvestre-Capelle, bei Bailleul, in Garnison gelegt.

Unser Appetit wurde dadurch verdoppelt, daß der Bürgermeister, bei dem mein Kamerad und ich wohnten, eine ausgezeichnete Tafel führte. Wir mochten anstellen, was wir wollten, um uns in dem Hause Gunst zu gewinnen und ein paar nette Sachen zu essen zu kriegen – es half alles nichts, denn eine ältere Haushälterin, Sixca, kam uns immer in die Quere und vereitelte alle unsere gastronomischen Pläne. Wir waren ganz wild vor Verzweiflung und Appetit.

Endlich fand César das Geheimnis, um den Zauber, der uns so unbesieglich von dem Tische des Bürgermeisters entfernt hielt, zu brechen: Auf seine Anweisung hin kam eines Morgens der Tambourmajor unter die Fenster der Bürgermeisterei und ließ Tagwache schlagen. Man kann sich den Lärm vorstellen. Endlich kam auch die alte Megäre, und sie flehte uns um unsere Fürsprache an, damit das Getöse ein Ende habe. César versprach ihr mit süßer Miene, sein Möglichstes zu tun, daß sich nicht ein gleicher Lärm noch einmal erhebe. Dann lief er zum Tambourmajor und empfahl ihm am anderen Morgen den Radau auf solche Art loszulassen, daß er die Toten des benachbarten Kirchhofs aufwecken könnte. Und damit die Sache nicht halb getan sei, befahl er dem Tambourmajor, seine Trommelschüler hinter unserem Hause einzuexerzieren. Nun hätte auch ein Taubstummer nicht mehr standgehalten. Die Alte gab sich geschlagen, sie lud uns, den hinterlistigen César und mich, auf lebenswürdige Weise ein, aber das war uns nicht genug, die Trommeln setzten ihr Konzert fort, und das endete erst, als auch der ehrenwerte Regimentstambour ebenso wie wir zum Tisch des Bürgermeisters eingeladen war. Von nun an hörte man keinen Trommelschlag mehr in Saint-Silvestre-Capelle.

Alle Welt lebte harmlos und in Frieden, ausgenommen ich. Denn eines Tages hatte die Alte angefangen, mich mit ihren fürchterlichen Gunstbezeugungen zu bedrohen. Diese unglückliche Neigung führte einen Auftritt herbei,

dessen man sich sicher in der Gegend noch erinnert, so großes Aufsehen erregte er.

Es war gerade Kirchweih. Man singt, man tanzt, man trinkt vor allem, und ich lege mich dabei so tüchtig ins Zeug, daß man mich ins Bett tragen muß. Am anderen Morgen erwache ich vor Tagesanbruch. Wie das immer so ist, wenn man bei wüsten Gelagen war, hatte ich einen schweren Kopf, trockenen Mund und einen schlechten Magen. Ich will trinken, aber während ich mich aufrichte, fühle ich, wie eine Hand, die so kalt ist wie der Strick eines Ziehbrunnens, sich um meinen Hals legt. Mein Kopf ist noch ganz geschwächt von den Exzessen des Abends, und so stoße ich einen wilden Entsetzensschrei aus. Der Bürgermeister, der im Zimmer nebenan schlief, eilt sofort mit seinem Bruder und einem alten Diener herbei, alle mit Knüppeln bewaffnet. César war noch nicht zurückgekommen. Aber unterdes hatte ich schon nachgedacht, und war darauf gekommen, daß der nächtliche Besucher niemand anders sein konnte als Sixca. Dennoch stellte ich mich sehr erschrocken und sagte den Herbeieilenden, irgendein Geist habe sich an meine Seite gelegt und sei soeben unters Bett geschlüpft. Man fängt also an, auf das gespenstische Wesen loszuhauen. Da endlich merkt Sixca, daß die Sache gefährlich wird, und schreit: „He, ihr Herren, schlagt doch nicht, ich bin es ja, Sixca ... Ich hab' mich ja nur im Traum neben den Offizier gelegt!“

Aber diese Geschichte machte im ganzen Bezirk großen Lärm, und sie drang sogar bis nach Cassel und trug mir dort einige nette Abenteuer ein. Ich hatte unter anderen eine sehr schöne Limonadenverkäuferin – ich würde sie gar nicht erwähnen, aber sie war die erste, die mich lehrte, daß ein netter Junge am Büfett gewisser Cafés Kleingeld zurückbekommen kann auf eine Münze, die er nicht zum Wechseln gegeben hat.

Drei Monate später trafen wir mit den Österreichern zusammen. In der Nacht hatte der Feind unsere Vorposten überfallen. Wir stellten uns eiligst in Reih und Glied auf. In diesem nächtlichen Gefecht entwickelte unsere junge Landsturmtruppe solche Besonnenheit und solche Tapferkeit, wie man sie wohl nur bei Franzosen finden kann. Endlich nach einem sehr lebhaften Handgemenge wurden wir gezwungen, ins Hauptquartier uns zurückzuziehen. Ich empfing den Glückwunsch meines Generals und eine Anweisung für das Spital von Saint-Omer; denn ich war von zwei Säbelhieben getroffen worden, als ich mich gegen einen österreichischen Husaren schlug, der mir bis zum letzten Moment auf deutsch unablässig zuschrie: „Ergib dich, ergib dich!“ Meine Verwundungen waren aber nicht sehr schwer, denn schon nach zwei Monaten war ich wieder imstande, ins Bataillon einzutreten. Bald darauf sah ich jenes seltsame Korps, das man die „Revolutionsarmee“ nannte.

Die Leute waren mit Piken und roten Mützen versehen, und überall führten sie die Guillotine mit sich. Es hieß, der Konvent habe kein besseres Mittel gefunden, sich der Treue der Offiziere von vierzehn Armeen, die ihm dienten, zu versichern, als daß er ihnen beständig dieses Instrument der Todesstrafe für Verräter vor Augen hielt. Aber diese düstere Maschine ließ die Bevölkerung der Gegenden, durch die sie gefahren wurde, fast vor Furcht sterben. Den Militärs schmeichelte ihre Anwesenheit auch nicht gerade, und wir hatten sehr oft Streitigkeiten mit den Sansculotten, die man „Die Garde-du-Corps der Guillotine“ nannte. Eines Tages fand einer ihrer Anführer es eigentümlich, daß ich goldene Epauletten trüge, während das Reglement vorschrieb, wollene zu tragen. Ich ohrfeigte ihn. Aber diese Unbesonnenheit wäre mir teuer zu stehen gekommen, wenn man mir nicht die Mittel verschafft hätte, nach Cassel zu entkommen. Dort traf ich wieder mein Korps; aber es wurde gerade abgedankt, wie damals alle Landsturmbataillone. Die

Offiziere wurden wieder gemeine Soldaten, und in dieser Eigenschaft wurde ich auch ins achtundzwanzigste Freiwilligenbataillon gesteckt, einem Teil jener Armee, die die Österreicher aus Valenciennes und der Condé verjagen sollte.

In der Meierei, wo ich in Kantonierung wohnte, kam eines Tages die ganze Familie des Besitzers eines Lastkahnes an, der Mann, die Frau und zwei Kinder, von denen das eine ein Mädchen von achtzehn Jahren war, die überall die Blicke auf sich zog. Die Österreicher hatten ihnen ein Schiff mit einer Haferladung – dies repräsentierte das ganze Vermögen der Familie – weggenommen, und die armen Leute hatten nur noch die Kleider, die sie auf dem Leibe trugen. Sie suchten Zuflucht bei meinem Wirt, der mit ihnen verwandt war. Die ganzen Umstände ihrer schlimmen Situation und vielleicht auch die Schönheit des jungen Mädchens – sie hieß Delphine – rührten mich.

Während ich auf Rekognoszierung ging, hatte ich das Schiff gesehen; der Feind entlud es nur allmählich und nach Maßgabe der Futterverteilung. Ich schlug zwölf meiner Kameraden vor, den Österreichern ihre Beute wieder abzunehmen. Der Oberst gab seine Einwilligung dazu und in einer regnerischen Nacht machten wir uns an das Schiff heran. Die Bordwache hatte uns nicht bemerkt; wir schickten sie zu den Fischen der Schelde und gaben ihr fünf Bajonettstiche mit auf den Weg. Die Frau des Schiffsbesitzers, die durchaus hatte mit uns gehen wollen, lief sofort auf einen Sack mit Gulden zu, den sie im Hafer verborgen hatte, und bat mich, ihn zu mir zu nehmen. Wir lösten sofort die Schiffstaue, um das Schiff bis zu einem Platz treiben zu lassen, wo wir einen verschanzten Posten hatten. Aber im Moment, da es sich zu bewegen begann, wurden wir überrascht von dem „Wer da?“ eines Postens, den wir nicht inmitten des Rosengebüsches, von dem er umgeben war, bemerkt hatten. Sofort beim ersten Flintenschuß, von dem der zweite Anruf begleitet war, trat der benachbarte Posten

ins Gewehr. In einem Augenblick war das Ufer von Soldaten bedeckt, die ein Hagelfeuer von Kugeln auf das Schiff regnen ließen. Wir mußten das Schiff also wieder verlassen. Meine Kameraden und ich sprangen in eine Schaluppe, die uns an Bord geführt hatte; ebenso die Frau. Aber der Schiffer, den wir in dem Getümmel vergessen hatten, oder den eine letzte Spur von Hoffnung zurückhielt, fiel in die Hände der Österreicher, die ihn weder mit Faustschlägen noch mit Peitschenhieben verschonten. Dieser Versuch hatte uns drei Mann gekostet; mir selbst waren zwei Finger von einem Schuß zerschmettert worden. Nun verschwendete Delphine an mich ihre zärtlichsten Sorgen. Ihre Mutter hatte nach Gent reisen müssen, wohin, wie sie wußte, ihr Mann als Kriegsgefangener geschickt worden war, und wir begaben uns unsererseits nach Lille. Dort wartete ich meine Heilung ab. Da Delphine einen Teil des im Hafer wiedergefundenen Geldes hatte, führten wir ein ziemlich lustiges Leben. Schließlich dachten wir daran, uns zu heiraten, und die Sache war so weit gediehen, daß ich mich eines Morgens nach Arras auf den Weg machte, um mir dort die notwendigen Papiere und die Einwilligung meiner Eltern zu besorgen. Delphine hatte schon die Einwilligung ihrer Eltern erhalten, die sich immer noch in Gent befanden. Aber eine Meile von Lille merkte ich auf einmal, daß ich meinen Spitalausweis, den ich notwendig auf dem Rathause von Arras brauchte, vergessen hatte. Ich gehe also wieder zurück. Als ich im Hotel ankomme, steige ich zum Zimmer empor, das wir bewohnen; ich klopfe, niemand antwortet. Nun war es aber unmöglich, daß Delphine schon so früh ausgegangen sein sollte; es war ja noch nicht ganz sechs Uhr. Ich klopfe wieder. Endlich macht Delphine auf, reckt ihre Arme und reibt sich die Augen, wie jemand, der eben erschreckt aufgewacht ist. Um sie zu prüfen, schlage ich ihr vor, mich nach Arras zu begleiten, damit ich sie meinen Eltern vorstellen könnte. Sie nimmt es mit ruhiger Miene an. Schon beginnt mein Verdacht sich zu zerstreuen, aber

irgend etwas sagte mir, daß sie mich hinterging. Endlich merke ich, wie sie von Zeit zu Zeit ihre Augen nach einem Kleiderschrank wandte. Ich tue so, als wollte ich ihn öffnen, aber meine keusche Braut widersetzt sich dem unter einem der vielen Vorwände, die die Frauen immer zur Verfügung haben. Doch ich bestehe darauf, und endlich öffne ich den Schrank und finde in ihm verborgen unter einem Haufen schmutziger Wäsche einen Arzt, der mir seine Pflege während meiner Genesung hatte angedeihen lassen. Er war alt, häßlich und unreinlich. Mein erstes Gefühl war das der Erniedrigung, einen solchen Rivalen zu haben. Vielleicht wäre ich wütender gewesen, wenn ich einen schönen Kerl da angetroffen hätte. Diesen Fall überlasse ich der Entscheidung der zahlreichen Liebhaber, die sich in einer ähnlichen Situation befunden haben. Schon wollte ich meinen Aeskulap mir nichts dir nichts niederschlagen, aber, was bei mir sehr selten vorkam, die Überlegung hielt mich zurück. Wir befanden uns an einem Kriegsplatz. Man konnte mich schikanieren wegen meiner Aufenthaltserlaubnis, man konnte mir irgendeinen bösen Streich spielen. Und dann trotz alledem, Delphine war ja nicht meine Frau, ich hatte kein Recht über sie. Immerhin nahm ich mir doch das Recht, sie mit Tritten in den Hintern zur Tür hinauszuwerfen, wonach ich ihr durchs Fenster ihren Flitterkram und Geld herunterschmiß, damit sie nach Gent kommen konnte. Ich bemächtigte mich so des Restes des Geldes, das ich rechtmäßig erworben zu haben glaubte; denn ich hatte ja die ganze wunderbare Expedition geleitet, durch die man es den Österreichern abgenommen hatte. Fast hätte ich vergessen zu sagen, daß ich den Doktor seinen Rückzug in Frieden ins Werk setzen ließ.

Ich war nun meine Ungetreue los, und trotzdem meine Erlaubnis zum Bleiben schon abgelaufen war, saß ich noch immer in Lille. Aber man kann sich in dieser Stadt fast ebenso leicht verbergen wie in Paris. Und mein Aufenthalt

wäre nicht gestört worden, wenn ich nicht wieder ein galantes Abenteuer gehabt hätte. Schließlich wurde ich eines Tages gefaßt, als ich gerade in Frauenkleidern steckte, um dem Zorne eines eifersüchtigen Ehemannes zu entfliehen. Ich wurde vor Gericht geführt und weigerte mich anfangs energisch, Aufklärungen zu geben. Ich setzte auseinander, daß ich entweder die Person, die mir so viel Güte bezeugt hatte, ins Unglück bringen, oder mich als Deserteur bezeichnen würde. Einige Stunden Gefängnis brachten mich aber zu einer Änderung meines Entschlusses. Ich ließ einen höheren Offizier herbeirufen, um ihm eine Erklärung abzugeben. Dem setzte ich meine Lage auseinander. Ich sprach ganz freimütig, und er schien einiges Interesse an mir zu nehmen. Der kommandierende Divisionsgeneral wollte die Erzählung aus meinem eigenen Munde hören, und so ungefähr zwanzigmal platzte er fast vor Gelächter. Dann gab er Order, mich in Freiheit zu setzen und ließ mir eine Marschrouten einhändigen, nach der ich zum achtundzwanzigsten Bataillon in Brabant stoßen sollte. Aber statt diesem Ziel zuzugehen, zog es mich nach Arras, und ich war entschlossen, nur im äußersten Falle je wieder in den Dienst zurückzukehren.

Mein erster Besuch galt dem Patrioten Chevalier. Sein Einfluß auf Joseph Lebon ließ mich hoffen, durch seine Vermittlung eine Verlängerung des Urlaubs zu erhalten. Man gewährte sie mir auch wirklich, und so war ich aufs neue in der Familie meines Beschützers eingeführt. Seine Schwester, deren gute Gesinnungen für mich man schon kennt, verdoppelte ihre Lockungen. Andererseits gewöhnte mich der tägliche Umgang mit ihr unmerklich an ihre Häßlichkeit. Kurz und gut, die Dinge kamen so weit, daß ich eines Tages nicht sehr erstaunt war, als sie mir erklärte, sie sei schwanger. Sie sprach nicht von Ehe, sie selbst sprach das Wort nicht aus. Aber ich sah nur allzusehr, daß es doch zur Ehe kommen mußte, denn sonst hätte ich mich der Rache des Bruders ausgesetzt,

der mich gewiß sofort als verdächtiges Individuum, als Aristokraten und vor allem als Deserteur denunziert hätte. Meine Eltern hatten diese Erwägungen wohl schon selbst angestellt, und dann hegten sie auch die Hoffnung, mich bei sich zu behalten. So gaben sie also ihre Einwilligung zur Heirat, auf die die Familie Chevalier sehr drang. Endlich wurde die Ehe geschlossen, und ich war mit achtzehn Jahren verheiratet. Ja, ich glaubte sogar schon, ich sei Vater, aber kaum waren einige Tage verstrichen, als meine Frau mir gestand, daß ihre Schwangerschaft nur simuliert gewesen sei und nur das Ziel gehabt habe, mich zum „conjungo“ zu führen. Man kann sich meine Freude vorstellen, die mir diese Beichte verursachte. Aber dieselben Gründe, die mich bestimmt hatten, zu heiraten, zwangen mich diesmal auch zum Schweigen. Übrigens begann unsere Verbindung unter sehr ungünstigen Auspizien. Ein Kaufmannsladen, den meine Frau eröffnet hatte, ging sehr schlecht. Die Ursache glaubte ich in der häufigen Abwesenheit meiner Frau zu sehen; sie saß den ganzen Tag bei ihrem Bruder. Ich machte Bemerkungen darüber, und als Antwort darauf ließ man mir den Befehl zugehen, mich wieder in Tournai einzufinden. Ich hätte mich über diese bequeme Art, sich eines lästigen Ehemannes zu entledigen, beschweren können; aber ich war schon so müde, das Joch der Familie Chevalier zu tragen, daß ich mit einer gewissen Freude die Uniform wieder anzog, die ich seinerzeit mit so viel Vergnügen abgelegt hatte.

In Tournai stellte mich ein ehemaliger Offizier des Regiments Bourbon, der jetzt Generaladjutant war, in seinem Bureau als Aufsicht über verschiedene Angelegenheiten der Verwaltung und besonders der Bekleidung ein. Bald darauf machten es Angelegenheiten der Division nötig, daß eine Vertrauensperson nach Arras geschickt würde. Ich reise mit der Post ab und komme in Arras um elf Uhr abends an. Da ich Order hatte, lasse ich mir das Stadttor öffnen und durch irgendein Gefühl

getrieben, das ich nicht näher erklären kann, laufe ich zu meiner Frau. Ich klopfe lange, ohne daß mir jemand antwortet. Endlich macht mir ein Nachbar die Haustür auf, und ich steige schnell zum Zimmer meiner Frau hinauf. Wie ich näherkomme, höre ich das Geräusch eines fallenden Säbels, dann öffnet sich ein Fenster, und ein Mann springt auf die Straße. Natürlich hatte man meine Stimme erkannt. Ich stürze sofort in aller Eile die Treppe wieder herab und stoße gleich auf den Liebhaber, in dem ich einen Adjutantmajor vom siebzehnten Jägerregiment zu Pferde erkenne. Er war halb nackt. Ich führe ihn wieder in die eheliche Wohnung; er vollendet dort seine Toilette und wir verlassen uns mit der Verabredung, uns am folgenden Tage zu duellieren. Diese Szene hatte den ganzen Stadtteil in Aufruhr gebracht. Die meisten Nachbarn, die an die Fenster gesprungen waren, hatten gesehen, wie ich den Täter packte. In ihren Augen war er der Tat überführt. Es fehlte also nicht an Zeugen, wenn ich hätte Scheidung beantragen und durchsetzen wollen; und ich nahm mir auch vor, das zu tun. Aber die Familie meiner keuschen Gattin, die sehr darauf hielt, das Ansehen ihrer Würde zu wahren, ging sofort drauf los, alle meine Schritte zu vereiteln oder sie zum mindesten zu verzögern. Am folgenden Tag, ehe ich noch den Adjutantmajor hatte zu Gesicht bekommen können, wurde ich von Polizisten und Gendarmen festgenommen, die schon davon sprachen, mich ins Gefängnis abzuführen. Zum Glück für mich hatte ich schon Sicherheitsmaßregeln ergriffen, und ich wußte ganz genau, daß meine Situation nichts Beunruhigendes hatte. Ich verlangte vor Joseph Lebon geführt zu werden. Das konnte man mir nicht abschlagen. Als ich vor dem Volksvertreter erschien, fand ich ihn wühlend in einem riesigen Stoß von Briefen und Papieren. „Du bist es also,“ sagte er zu mir, „der hier ohne Erlaubnis herkommt ... und noch dazu, um deine Frau zu mißhandeln! ...“ Ich übersah sofort, was ich zu antworten hatte. Ich wies meine Order vor; ich berief mich auf das Zeugnis aller Nachbarn

meiner Frau und sogar auf das des Adjutantmajors selbst, der nicht leugnen konnte. Schließlich hatte ich meine Angelegenheit so klar auseinandergesetzt, daß Joseph Lebon gezwungen wurde, zuzugestehen, das Unrecht liege nicht auf meiner Seite. Aus Rücksicht für seinen Freund Chevalier forderte er mich jedoch auf, nicht länger in Arras zu bleiben. Und da ich fürchtete, der Wind möchte sich drehen – davon hatte ich schon viele Beispiele gehabt – so nahm ich mir vor, dieser Weisung so schnell als möglich nachzukommen. Nachdem ich meinen Auftrag erfüllt hatte, nahm ich Abschied von jedermann, und am anderen Morgen bei Tagesanbruch befand ich mich auf dem Wege nach Tournai.

Drittes Kapitel

Die fliegende Armee

Den Generaladjutanten fand ich in Tournai nicht mehr. Er war nach Brüssel abgereist, und ich schickte mich sofort an, ihm zu folgen. Am anderen Morgen nahm ich die Post. Auf den ersten Blick erkannte ich unter den Reisenden drei Männer, die in Lille den ganzen Tag in Kneipen zugebracht und ein ziemlich verdächtiges Leben geführt hatten. Zu meinem größten Erstaunen sah ich sie mit Uniformen von verschiedenen Korps bekleidet. Der eine trug die Epauletten des Oberstleutnants, der andere Hauptmanns-, und der dritte Leutnantsepauletten. Ich dachte bei mir, wo mögen die wohl das alles herhaben, sie haben doch nie gedient? Und ich verlor mich in Mutmaßungen. Sie schienen zuerst ein wenig verwirrt über unser Zusammentreffen. Aber bald faßten sie sich und bezeugten mir ein freundschaftliches Erstaunen darüber, mich so als ganz einfachen Soldaten anzutreffen. Ich erklärte ihnen, daß ich durch die Auflösung der Landsturmbataillone meinen Rang verloren habe. Aber da begann der Oberstleutnant mir seine Protektion zuzusichern. Ich nahm sie auch an, obwohl ich nicht recht wußte, was ich von diesem Protektor denken sollte. Was mir klar wurde, war immerhin, daß er bei Kasse war, und daß er für alle an der Wirtstafel bezahlte. In solchen Augenblicken spielte er dann den eifrigen Republikaner, der aber doch durchblicken lassen wollte, er gehöre zu irgendeiner alten Familie.

In Brüssel hatte ich nicht mehr Glück als in Tournai. Der Generaladjutant, den ich doch erreichen mußte, schien fast vor mir auf der Flucht zu sein, denn er hatte sich soeben nach Lüttich begeben. Ich reise also dahin und rechne darauf, dieses Mal wenigstens keine vergebliche Fahrt zu machen. Ich komme an; mein Mann hatte sich am Abend vorher nach Paris auf den Weg gemacht, wo er

vor dem Konvent erscheinen mußte. Seine Abwesenheit sollte nur vierzehn Tage dauern. Ich warte, niemand kommt. Ein Monat vergeht, immer noch niemand. Das Geld nimmt rapide bei mir ab. Ich muß mich entschließen, nach Brüssel zurückzugehen, wo ich am leichtesten die Mittel, mich aus der Verlegenheit zu ziehen, zu finden hoffte. Ich will mit der Aufrichtigkeit reden, die ich mir vorgenommen habe, in dieser ganzen Lebensgeschichte zu bezeugen. Ich muß also erklären, daß ich in der Wahl dieser Mittel nicht mehr allzu peinlich zu sein begann; meine Erziehung hatte mich ja bisher nicht zu einem Menschen mit viel Skrupeln machen können, und die schauerliche Garnisongesellschaft, mit der ich seit meiner Kindheit verkehrte, hätte auch die allerglücklichste Veranlagung zugrunde gerichtet.

Ich tat also meinem Zartgefühl nicht allzu große Gewalt an, als ich in Brüssel zu einer galanten Frau meiner Bekanntschaft zog. Sie war früher von dem General van der Nott ausgehalten worden, aber sie war nach und nach ganz in die Sphäre der Öffentlichkeit gesunken. Müßig, wie alle jene, die in eine solche zweideutige Lebenshaltung geworfen sind, brachte ich ganze Tage und Nächte im türkischen Café und im Café de la Monnaie zu, wo sich vor allem Hochstapler und gewerbsmäßige Spieler versammelten. Diese Leute gaben sehr viel aus, spielten teuflermäßig hoch. Und da sie keine einigermaßen wahrnehmbare Hilfsquelle hatten, begriff ich nicht, woher sie ein solches Leben führen konnten. Ein junger Mann, mit dem ich bekannt geworden war, und den ich darüber ausfragte, schien ganz erstaunt über meine Unerfahrenheit zu sein, und ich hatte alle mögliche Mühe, ihn davon zu überzeugen, daß ich wirklich so ein Neuling war, wie ich es behauptete. „Die Leute, die Sie hier alle Tage sehen,“ sagte er mir also, „sind Gauner. Diejenigen, die nur einmal hier auftauchen, sind die Wurzeln, die nicht mehr wiederkommen, wenn sie einmal ihr Geld verloren haben.“ Nach diesen Unterweisungen bemerkte ich eine

Menge Dinge, die mir bis dahin ganz entgangen waren: Ich sah ganz unglaubliche Tricks und Kunstgriffe; und, was beweisen könnte, daß ich damals noch Sinn für das Anständige hatte, ich fühlte mich oft versucht, dem Unglücklichen, den man gerade plünderte, einen Wink zu geben. Was mir darauf passierte, zeigt, daß die Schwindler meine Absicht erraten hatten. Eines Abends spielte man im türkischen Café eine Partie um fünfzehn Louisdor. Die Wurzen verliert hundertfünfzig Louisdor, verlangt Revanche für den anderen Tag und geht. Kaum ist er aus dem Zimmer, als der Gewinner – den ich noch heute alle Tage in Paris sehe – auf mich zugeht und mir im allergeleichgültigsten Ton sagt: „Wir haben Glück gehabt. Sie hatten recht, auf meiner Seite zu sein. Ich habe zehn Partien gewonnen. Vier Kronen haben Sie gesetzt, macht also zehn Louisdor. Hier sind sie!“ Ich entgegnete ihm, er sei im Irrtum, ich gehöre gar nicht zu seiner Gesellschaft und hätte nicht gesetzt. Aber statt aller Antwort steckte er mir die zehn Louisdor in die Hand und kehrte mir den Rücken. „Nehmen Sie,“ sagte der junge Mann zu mir, der mich in die Geheimnisse der Spielhölle eingeweiht hatte, und der neben mir stand. „Nehmen Sie und gehen Sie mir jetzt nach.“ Ich tat mechanisch, was er mir sagte, und als wir auf der Straße waren, teilte mir mein Mentor mit: „Man hat bemerkt, daß Sie dem Gang der Partien folgen. Die Leute fürchten, daß Sie in einer Laune den Schwindel aufdecken, und da es kein Mittel gibt, Sie einzuschüchtern, weil man weiß, daß Sie einen starken Arm und eine leichte Hand haben, so hat man sich entschlossen, Ihnen Ihren Teil vom Kuchen zu geben. Seien Sie also ohne Sorgen wegen Ihrer Einkünfte. Dazu sind die beiden Cafés da, und Sie können aus ihnen, wie ich, täglich vier bis sechs Kronen ziehen!“ Was sollte ich auf so gewichtige Gründe einwenden? Ich konnte gerade nur das Geld behalten, und das tat ich auch.

Diese kleinen Dividenden, zu denen noch einige hundert Taler von meiner Mutter kamen, setzten mich instand, eine Rolle zu spielen, und der Emilie meine Dankbarkeit zu beweisen; denn gegen ihre Anhänglichkeit war ich doch nicht fühllos geblieben. Unsere Sachen waren also in gutem Zuge. Da wurde ich eines Abends im Theatre du Parc von einigen Polizeianten gehalten, die verlangten, daß ich meine Papiere zeige. Das wäre für mich ein ziemlich gefährliches Ding gewesen. Ich antwortete, ich hätte keine. Man führte mich in Haft ab, und am anderen Morgen beim Verhör merkte ich, daß man mich nicht kannte oder daß man mich verwechselte. Ich erklärte also, ich heiße Rousseau, gebürtig aus Lille. Ich sei nach Brüssel zu meinem Vergnügen gekommen und hätte nicht geglaubt, Papiere nötig zu haben. Dann verlangte ich auf meine Kosten nach Lille gebracht zu werden, in Begleitung von zwei Gendarmen. Das gestand man mir zu, und mit Hilfe einiger Kronen war meine Eskorte auch damit einverstanden, daß die arme Emilie mich begleiten durfte.

Brüssel hinter mir zu haben, das war schon gut. Aber es war noch wichtiger, nicht in Lille anzukommen, wo ich unweigerlich als Deserteur erkannt werden mußte. Ich mußte um jeden Preis entweichen, und das war auch die Meinung Emiliens. Ich sagte ihr also einen Plan, den wir ausführten, als wir in Tournai ankamen. Ich sagte zu den Gendarmen, bevor wir uns am Tage nach unserer Ankunft in Lille verlassen würden – denn ich würde ja gleich in Freiheit gesetzt werden – wollte ich mich bei ihnen noch mit einem guten Abendessen verabschieden. Sie waren ohnehin schon entzückt von meinem offenen Wesen und meiner Heiterkeit, und so nahmen sie das Anerbieten von ganzem Herzen an. Am Abend lagen sie endlich, trunken von Bier und Branntwein, unterm Tisch, und sie glaubten mich im selben Zustande. Währenddessen stieg ich mit Hilfe meiner Bettücher vom Fenster des zweiten Stocks herunter. Emilie folgte mir und wir verschwanden auf

Nebenwegen, wo man nicht einmal von ferne daran dachte, uns zu suchen. So kamen wir in die Vorstadt Notre-Dame von Lille. Da kaufte ich mir eine Ordonnanzmütze des Jägerregiments zu Pferde und trieb die Vorsicht so weit, mir aufs linke Auge ein Pflaster von schwarzem Taffet zu kleben, das mich unkenntlich machte. Dennoch hielt ich es nicht für klug, allzulange in einer Stadt zu bleiben, die so in der Nähe meines Geburtsortes lag, und so reisten wir nach Gent. Aber in Gent geschah es durch einen ziemlich romantischen Zufall, daß Emilie ihren Vater wiederfand, und er bestimmte sie, wieder zu ihrer Familie zurückzukehren. Immerhin willigte sie erst ein, mich zu verlassen, nachdem wir ausdrücklich abgemacht hatten, daß ich sie treffen würde, sobald meine Angelegenheiten, die ich in Brüssel zu haben behauptete, erledigt seien.

Die Angelegenheiten, die ich in Brüssel hatte: das war der Wiederbeginn meiner Ausbeutetätigkeit im türkischen Café und im Café de la Monnaie. Aber, um mich in dieser Stadt bewegen zu können, hätte ich Papiere gebraucht, die bezeugten, daß ich wirklich Rousseau war, gebürtig aus Lille, wie ich es seinerzeit im Verhör behauptet hatte. Ein Hauptmann von den belgischen Karabiniers, namens Labbre, machte sich anheischig, für fünfzehn Louisdor die nötigen Papiere zu besorgen. Nach drei Wochen brachte er mir auch wirklich einen Geburtsschein, einen Paß und eine amtliche Bestätigung auf den Namen Rousseau. Alles war mit einer Vollkommenheit verfertigt, wie ich sie noch nie bei einem Fälscher gesehen habe. Mit diesen Papieren tauchte ich nun wirklich wieder in Brüssel auf, und der Platzkommandant von Brüssel, ein alter Kamerad von Labbre, nahm es auf sich, meine Sache ins reine zu bringen.

Voller Ruhe ging ich ins türkische Café. Die ersten Leute, die ich im Saal bemerkte, waren jene Offiziere von eigenen Gnaden, mit denen ich schon, wie man sich erinnern wird, auf der Reise zusammengetroffen war. Sie

empfangen mich ausgezeichnet, und da sie bei der Erzählung meiner Abenteuer ahnten, daß meine Situation nicht gerade glänzend sei, so schlugen sie mir vor, den Rang als Leutnant bei den Jägern zu Pferde einzunehmen – ohne Zweifel, weil sie bei mir eine Mütze dieses Regiments sahen. Eine so vorteilhafte Ernennung durfte man nicht zurückweisen. Es wurde also mein Signalement in einer feierlichen Sitzung aufgenommen; und als ich dem Komitee bemerkte, daß der Name Rousseau nur angenommen sei, sagte mir der würdige Oberstleutnant, ich sollte den Namen nehmen, der mir am besten gefiele. Man kann offenbar die Gefälligkeit nicht weiter treiben. Ich entschied mich also, den Namen Rousseau beizubehalten und auf diesen Namen bekam ich nicht nur ein Offizierspatent, sondern auch eine Marschrouten vom sechsten Jägerregiment, auf der bemerkt war, daß der Leutnant Rousseau mit seinem Pferde reise und Anspruch auf Wohnung und Verpflegung habe.

So gehörte ich denn nun also zu jener berühmten „Fliegenden Armee“. Die Fliegende Armee setzte sich aus lauter Offizieren ohne Patent und ohne Regiment zusammen, die mit falschem Rang und falschen Marschrouten die Militärintendanten um so leichter betrogen, als zu jener Zeit in den Militärverwaltungen die schrecklichste Unordnung herrschte. Fest steht jedenfalls, daß wir auf einer Rundreise, die wir in den Niederlanden machten, überall unsere Rationen erhoben, ohne daß die geringste Einwendung dagegen gemacht worden wäre. Indessen bestand damals die Fliegende Armee aus nicht weniger als zweitausend Abenteurern, die lebten, wie die Fische im Wasser. Und das ulkigste ist, die Leute gaben sich selbst ein so rasches Avancement, als es die Umstände nur erlaubten; ein Avancement, dessen Folgen immer einträglich waren, denn es bewirkte die Vergrößerung der Rationen. So rückte ich mit der Zeit zum Husarenhauptmann auf, einer unserer Kameraden wurde Bataillonschef; was mich aber am meisten aus der

Fassung brachte, das war die Ernennung von Auffray, unserem Oberstleutnant, zum Brigadegeneral. Und wenn nun auch die Wichtigkeit des Ranges und die Art von öffentlicher Stellung, die man durch so eine Veränderung erhält, den Betrug viel schwerer aufrechterhalten ließen, so war es gerade eine Kühnheit des Wagnisses, die schließlich jeden Verdacht beseitigte.

Als wir wieder in Brüssel waren, ließen wir uns unsere Quartierscheine aushändigen, und ich kam zu einer reichen Witwe ins Quartier, der Frau Baronin von J... Man nahm mich auf, wie man zu jener Zeit die Franzosen in Brüssel aufnahm, das heißt mit offenen Armen. Ein sehr schönes Zimmer wurde mir vollkommen zur Verfügung gestellt, und meine Wirtin, die entzückt über meine Zurückhaltung war, gab mir auf die liebenswürdigste Art zu verstehen, daß, wenn die Stunden ihrer Mahlzeit mir paßten, auch jedesmal ein Gedeck für mich aufgelegt sei. Ich konnte unmöglich so verbindlichen Anerbietungen widerstehen; ich erschöpfte mich in Danksagungen, und noch am selben Tage mußte ich beim Diner erscheinen; an der Tafel saßen außer der Baronin – die vielleicht eben Fünzfzigerin geworden war – noch drei alte Damen. Diese Gesellschaft war entzückt über die zuvorkommenden Manieren des Husarenhauptmanns. In Paris hätte man in einer solchen Gesellschaft sicher gemerkt, daß ich mich etwas linkisch benahm; aber in Brüssel hielt man mein Benehmen für vollkommen, da man ja annahm, ich sei ein junger Mann, dessen frühzeitiger Eintritt in das Militär notwendigerweise seiner Erziehung habe schaden müssen. Die Baronin hatte zweifellos einige Gedanken der Art, da sie mir hie und da kleine Aufmerksamkeiten erwies, die mir stark zu denken gaben.

Einige Male war ich abwesend, um mit meinem General zu speisen, dessen Einladungen ich, wie ich mir sagte, nicht abschlagen konnte; und so wollte sie durchaus, daß ich ihn ihr mit meinen anderen Freunden vorstelle. Anfangs war's mir nun nicht gerade angenehm, meine

Genossen bei der Baronin einzuführen; sie sah Gesellschaft bei sich und es hätte leicht sein können, daß wir bei ihr jemanden trafen, der unsere kleinen Schwindeleien entdeckte. Aber die Baronin bestand darauf, und so fügte ich mich; nur bezeugte ich den Wunsch, daß der General, der eine Art Inkognito wahren wolle, in ganz kleinem Kreise empfangen würde. Er kam also eines Tages: Die Baronin, die ihn neben sich setzte, ließ ihm eine so vorzügliche Aufnahme zuteil werden, und sprach so lange zu ihm mit leiser Stimme, daß ich ganz geärgert wurde. Um dieses Tete-a-tete zu stören, kam ich auf die Idee, den General aufzufordern, er solle uns doch etwas singen und sich am Klavier dazu begleiten. Ich wußte sehr genau, daß er außerstande war, auch nur eine einzige Note zu lesen, aber ich rechnete auf die üblichen Bitten der Gesellschaft, um ihn wenigstens während einiger Augenblicke zu beschäftigen. Aber mein Kunstgriff gelang nur halb: Der Oberstleutnant, der mit dabei war, sah, daß man den General drängte, und so erbot er sich dienstfertig, ihn zu ersetzen. Und wirklich setzte er sich auch ans Klavier und sang einige Stücke mit ziemlich viel Geschmack, so daß er das Lob aller davontrug – während ich ihn zu allen Teufeln wünschte.

Aber endlich kam auch diese endlose Soiree zu einem Schluß und jeder begab sich nach Hause; in meinem Kopfe wälzte ich Rachepläne gegen meinen Rivalen, der mir, ich will nicht sagen die Liebe, aber doch die Aufmerksamkeiten der Baronin entzogen hatte. Ganz befangen in dieser Idee begab ich mich am anderen Tage gleich nach dem Aufstehen zu dem General; er war recht erstaunt darüber, mich so früh zu sehen. „Weißt du,“ sagte er mir, ohne mir Zeit zu lassen, das Gespräch anzuknüpfen, „weißt du, mein Freund, was die Baronin ist ... –“ „Wer spricht von der Baronin?“ unterbrach ich ihn brüsk, „hier handelt es sich nicht darum, was sie ist oder nicht ist.“ – „Um so schlimmer,“ entgegnete er. „Wenn du mit mir nicht von ihr sprechen willst, dann habe ich dir

nichts zu sagen.“ So fuhr er noch einige Zeit fort, mich zu reizen, bis er mir schließlich mitteilte, daß seine Unterhaltung mit der Baronin sich nur auf mich allein bezogen habe, und daß er meine Angelegenheiten dermaßen gefördert habe, daß er die Baronin sogar nunmehr für geneigt halte, mich zu ... zu heiraten.

Ich glaubte zuerst, mein armer Kamerad habe den Verstand verloren. Eine der vornehmsten und reichsten Frauen des Landes sollte einen Abenteurer heiraten, von dem sie weder Familie, noch Vermögen, noch Vergangenheit kannte? Das konnte auch den Leichtgläubigsten stutzig machen. Ueberdies sollte ich mich wirklich in eine Gaunerei einlassen, die früher oder später entdeckt werden und mich verderben mußte? War ich nicht schließlich richtig und gesetzlich in Arras verheiratet? Diese Einwände und noch andere mehr, die mir eine Art von Gewissensbissen eingaben, um mich davon abzuhalten, jene herrliche Frau, die mich mit Freundschaftsbezeugungen überhäufte, zu täuschen – diese Einwände, sage ich, machten auf meinen Partner nicht den geringsten Eindruck. Er antwortete mir:

„Alles, was du mir da sagst, ist ja sehr schön; ich bin ganz deiner Meinung, und um meiner natürlichen Neigung für die Anständigkeit zu folgen, fehlt mir bloß eine Rente von zehntausend Livres. Aber ich sehe keinen Grund, hier Skrupel zu haben. Was will die Baronin? Einen Mann, und einen Mann, der ihr gefällt. Bist du nicht dieser Mann? Hast du nicht die Absicht, sie so rücksichtsvoll wie möglich zu behandeln, wie jemanden, der uns nützlich ist und über den wir uns nie zu beklagen gehabt haben. Du sprichst mir von der Verschiedenheit der Vermögen; aber darauf sieht die Baronin nicht. Dir fehlt nur eine Sache, damit du ganz für sie paßt: nämlich Titel! Gut, ich verleihe dir welche ... Ja, ich verleihe dir welche! ... Du brauchst mich gar nicht so mit großen Augen anzusehen, hör' nur zu, damit ich nicht zweimal zu reden brauche ... Du kennst doch sicher irgendeinen Edelmann aus deinem

Lande, der in deinem Alter steht ... Dieser Edelmann bist du, deine Eltern sind ausgewandert; sie sind jetzt in Hamburg. Du bist nach Frankreich zurückgekehrt, um durch eine Mittelsperson dein Vaterhaus wieder zurückkaufen zu lassen, denn du willst da einen Schatz, der unter dem Parkett des Salons verborgen ist, in aller Muße heben. Als das Schreckensregiment begann, war eure Familie gehindert, dieses Vermögen mit sich zu führen. Du warst schon wieder ins Land gekommen, warst als Holzfäller verkleidet, da wurdest du von demselben Mann, der dich in deinem Unternehmen unterstützen sollte, denunziert, wurdest von den Behörden der Republik verfolgt und warst schon nahe daran, den Kopf aufs Schafott zu tragen, als ich dich auf der Landstraße halbtot vor Angst und Entbehrung fand. Da ich ein alter Freund deiner Familie bin, erlangte ich für dich ein Offizierspatent bei den Husaren auf den Namen Rousseau, und wir wollten warten, bis sich Gelegenheit böte, deine vornehmen Eltern in Hamburg wiederzutreffen ... Die Baronin weiß das alles schon ... Ja, alles ... nur deinen Namen nicht; den habe ich ihr nicht genannt, unter dem Vorwande der Diskretion, aber in Wahrheit, weil ich selbst noch nicht weiß, welchen du annehmen wirst. Das ist eine Sache, die ich dir selbst überlassen muß.

Also, es ist alles erledigt, du bist nun Edelmann, und dagegen hilft eine Einrede mehr. Sprich mir nicht von deinem Stück von Frau. Du läßt dich in Arras unter dem Namen Vidocq scheiden, und du heiratest in Brüssel unter dem des Grafen von B ... Aber hör' mich nun an: Bis jetzt sind unsere Angelegenheiten ganz gut gegangen; aber das alles kann sich jeden Augenblick ändern. Wir sind schon gelegentlich auf einige Kriegsintendanten gestoßen, die etwas neugierig waren. Wir könnten da welchen begegnen, die weniger leicht zu behandeln sind, die uns die Lebensmittel abschneiden und uns in Dienst auf die „Kleine Marine von Toulon“ schicken, nämlich das

Bagno. Du verstehst mich. Das Angenehmste, was dir dabei passieren kann, ist, daß du wieder Tornister und Kuhfuß in deinem alten Regiment aufnehmen muß, immerhin unter der Gefahr, als Deserteur füsiliert zu werden. Aber wenn du dich verheiratest, dann sicherst du dir im Gegenteil eine schöne Existenz, und du versetzt dich in die Lage, deinen Freunden nützlich sein zu können. Übrigens, da wir gerade bei diesem Kapitel sind, machen wir doch einmal unsere kleinen Verträge: Deine Frau hat hunderttausend Gulden Rente; du wirst jedem von uns eine Pension von tausend Talern aussetzen, im voraus zahlbar. Und ich kriege überdies noch eine Prämie von dreißigtausend Franken dafür, daß ich einen Grafen aus einem Bäckerssohn gemacht habe.“

Ich war schon ziemlich mürbe; aber diese Rede, in der der General mir sehr geschickt alle Schwierigkeiten meiner Lage auseinandergesetzt hatte, siegte vollends über meinen Widerstand – der ja, um die Wahrheit zu sagen, nicht allzu hartnäckig gewesen war. Ich willigte also in alles ein. Wir begeben uns zur Baronin und der Graf von B ... fällt ihr zu Füßen. Während ich diese Szene spiele, dringe ich, was man kaum glauben wird, so gut in den Geist meiner Rolle ein, daß ich mich einen Augenblick lang selbst täusche, was, wie man sagt, den Lügner manchmal begegnet. Die Baronin ist entzückt von den Äußerungen und den Gefühlsworten, die die Situation mir eingibt. Der General trägt den Triumph meiner Erfolge davon, und alle sind in gehobener Stimmung. Hier und da entschlüpfen mir ja freilich einige Ausdrücke, die etwas nach Kneipe rochen, aber der General hatte die Baronin schon sorglich darauf aufmerksam gemacht, daß die politischen Wirren schuld an der sonderbaren Vernachlässigung meiner Erziehung trügen, und mit dieser Erklärung war sie zufrieden.

Man setzt sich zu Tisch; das Diner geht glücklich vorüber. Beim Dessert raunt mir die Baronin ins Ohr: „Ich weiß, mein Freund, Ihr Vermögen ist in den Händen der

Jakobiner. Aber Ihre Eltern, die in Hamburg sind, könnten sich doch in Verlegenheit befinden. Machen Sie mir das Vergnügen, ihnen einen Wechsel über dreitausend Gulden zu senden; den wird Ihnen morgen früh mein Bankier zustellen.“ Ich begann ihr meinen Dank zu sagen, aber sie unterbrach mich und verließ den Tisch, um sich in den Salon zu begeben. Ich ergreife den Augenblick, um dem General zu sagen, was mir eben passiert ist. „Ha! Du Dummerjahn,“ sagte er, „glaubst du, du sagst mir damit etwas Neues? ... Ich habe doch überhaupt die Baronin erst auf den Gedanken gebracht, deine Eltern könnten Geld nötig haben ... Für den Moment sind aber diese Eltern wir ... Unsere Kapitalien nehmen ab, und irgendeinen Streich wagen, um sich Geld zu verschaffen, daß hieße mutwillig das Gelingen unserer großen Sache aufs Spiel setzen ... Ich übernehme es, den Wechsel einzulösen ... Gleichzeitig habe ich der Baronin beigebracht, daß du doch etwas Geld vor der Hochzeit brauchst, um ein bißchen nach etwas auszusehen, und es ist schon abgemacht, daß du von jetzt bis zur Eheschließung fünfhundert Gulden monatlich bekommst.“ Und wirklich fand ich diese Summe am anderen Morgen auf meinem Schreibtisch, und auf dem Schreibtisch hatte man auch ein kleines Kästchen mit kostbarer Ziselierung und Edelsteinen hingestellt.

Indessen der Geburtsschein des Grafen von B ..., dessen Namen ich ja angenommen hatte, und den der General ebenso wie die anderen Papiere hatte fabrizieren lassen wollen, dieser Geburtsschein kam nicht an. Die Baronin, deren Verblendung jenen Personen, die nicht wissen, wie weit die Leichtgläubigkeit Betrogenen und die Frechheit der Betrüger gehen kann, unglaublich vorkommen muß, willigte nunmehr ein, mich unter dem Namen Rousseau zu heiraten. Ich hatte dafür alle Papiere, um mich ausweisen zu können. Mir fehlte nur noch die Einwilligung meines Vaters, und nichts war leichter, als sich so etwas zu besorgen, nämlich mit Hilfe von Labbre, den wir ja bei

der Hand hatten. Aber obwohl die Baronin eingewilligt hatte, mich unter einem Namen zu heiraten, der, wie sie wohl wußte, nicht der meinige war, so konnte es doch geschehen, daß sie abgeneigt war, Mitwisser und Mitschuldiger bei einer Fälschung zu sein, die zur Entschuldigung nicht mehr die Rettung meines Lebens hatte. Wir stritten uns noch herum, um aus dieser Verlegenheit einen Ausweg zu finden. Da erfuhren wir, der Personalstand der Fliegenden Armee sei in dem eroberten Landstrich so beträchtlich geworden, daß die Regierung endlich die Augen aufmachte und die strengsten Maßregeln zur Unterdrückung dieses Unfugs erließ. Wir legten also die Uniformen ab und glaubten, daß wir nun nichts mehr zu fürchten hätten. Aber die Nachforschungen wurden derartig energisch abgehalten, daß der General Hals über Kopf die Stadt verlassen mußte und nach Namur ging, weil er glaubte, dort weniger aufzufallen. Ich erklärte der Baronin die plötzliche Abreise damit, daß ich ihr sagte, der General sei in Ungelegenheiten geraten, weil er mir, da ich unter falschem Namen lebte, Gefälligkeiten erwiesen habe. Dieser Vorfall flößte der Baronin die größten Besorgnisse für mich selbst ein, und ich konnte sie nicht eher beruhigen, als bis ich nach Breda abreiste, wohin sie mich durchaus begleiten wollte.

Es würde mir schlecht stehen, wenn ich den Sentimentalen spielen wollte, und es hieße den Ruf von Feingefühl und Takt, den man mir doch im allgemeinen so ziemlich zubilligt, bloßstellen, wenn ich hier mit schönen Gefühlen protzen wollte. Man kann mir also hier glauben, wenn ich einfach erkläre, daß soviel Zuneigung mich rührte. Die Stimme der Gewissensbisse, für die man mit neunzehn Jahren nie ganz und gar taub ist, regte sich. Ich sah den Abgrund, in den ich diese prachtvolle Frau, die sich so großmütig gegen mich zeigte, hineinziehen mußte. Ich sah voraus, wie sie bald mit Abscheu den Deserteur, Landstreicher, den Bigamisten, den Fälscher

zurückstoßen würde, und diese Vorstellung bewog mich, ihr alles zu gestehen. Ich war nun fern von jenen, die mich in diese Intrige verwickelt hatten – eben waren sie übrigens in Namur verhaftet worden; und so wurde ich in meinem Entschluß noch bestärkt. Eines Abends, als wir gerade das Nachtessen beendet hatten, entschied ich mich, das Geheimnis zu verraten. Ich ging nun nicht auf die Einzelheiten meiner Abenteuer ein, sondern ich sagte der Baronin, daß Umstände, die ich ihr unmöglich erklären könnte, mich gezwungen hätten, in Brüssel unter diesen beiden Namen, welche sie kannte, und die nicht die meinigen seien, aufzutreten. Ich setzte nun hinzu, daß jetzt die Ereignisse mich zwingen, die Niederlande zu verlassen, ohne eine Verbindung schließen zu können, die mein Glück gemacht hätte; aber daß ich ewig das Gedächtnis an die Bezeugungen der Güte, die sie für mich gehabt habe, bewahren würde.

Ich sprach lange und, da die Erregung über mich kam, so sprach ich mit einer Wärme und einer Leichtigkeit, an die ich seitdem nicht habe denken können, ohne zu staunen. Es schien mir, daß ich nur fürchtete, die Antwort der Baronin zu hören. Sie hörte mich an, unbeweglich mit bleichen Wangen, mit starrem Auge, wie eine Nachtwandlerin, ohne mich zu unterbrechen. Dann sah sie mich an mit einem Blick des Entsetzens; sie erhob sich brüsk, lief in ihr Zimmer und schloß sich ein. Ich habe sie nicht wiedergesehen ... Sie mußte natürlich über diesen Rattenkönig von Betrügereien sehr unglücklich sein, aber ebenso hatte vermutlich das freiwillige Geständnis, das ich ihr eben abgelegt hatte, ihre Unruhe etwas beschwichtigt. Und die Beruhigung gewann offenbar auch bei ihr die Oberhand, denn am anderen Tage, als ich aufstand, übergab mir mein Wirt eine Kasse mit fünfzehntausend Franken in Gold, die ihm die Baronin vor ihrer Abreise um ein Uhr morgens für mich übergeben hatte. Auch das letztere vernahm ich mit angenehmen Gefühlen; denn ihre Gegenwart drückte auf

mich. Nun hielt mich ja nichts mehr in Breda zurück. Ich packte meine Koffer, und einige Stunden später war ich auf dem Wege nach Amsterdam.

Mein Aufenthalt in Amsterdam war von sehr kurzer Dauer. Ich brannte darauf, endlich Paris wiederzusehen. Ich erhob den Betrag der zwei Wechsel, die einen Teil des Geldes der Baronin ausmachten, und am 2. März 1796 hielt ich meinen Einzug in diese Stadt, wo mein Name eines Tages soviel Lärm machen sollte. Zuerst wechselte ich meine Dukaten in französisches Geld und verkaufte eine Menge von kleinen Edelsteinen und Luxussachen, die ich nicht mehr brauchte, denn ich hatte die Absicht, mich in irgendeinem Flecken in der Umgebung niederzulassen und irgendeinen Beruf zu ergreifen. Aber es sollte nicht zur Ausführung dieses Planes kommen.

Eines Abends schlug mir einer jener Herren, die man stets in den Hotels findet, wo sie Bekanntschaft mit den Reisenden machen, vor, mich in ein Haus zu führen, in dem man spielte. Aus Mangel an anderer Beschäftigung ließ ich mich hinführen und vertraute dabei auf meine Erfahrung aus dem türkischen Café und dem Café de la Monnaie. Aber bald bemerkte ich, daß die Spitzbuben von Brüssel nur schäbige Lehrlinge waren im Vergleich zu den alten Praktikern, mit denen ich nun spielte. Heutigentags hat der Bankhalter im Spiel den Vorteil, daß bei gleichen Karten er gewinnt, und weiter den ungeheueren Vorteil, daß er immer im Spiel ist. Sonst sind aber die Chancen mit denen der anderen beinahe gleich. Aber zu der Zeit, von der ich spreche, da hatte die Polizei noch jene Privatspielhöllen geduldet, die man Krawattenfabriken nennt. Und dort begnügte man sich nicht damit, die Karten nach den verschiedenen Farben zu mischen, sondern die Eingeweihten hatten unter sich noch Verständigungszeichen, die so kombiniert waren, daß ein Fremder notwendigerweise hereinfallen mußte. Zwei Abende machten mich um ungefähr hundert Louisdor leichter, und daran hatte ich so ziemlich genug. Aber es

stand geschrieben, daß das Geld der Baronin kein Bleibens bei mir haben sollte. Dem Schicksal kam eine sehr hübsche Frau zu Hilfe, die ich an einer Table d'hôte traf, wo ich manchmal aß. Rosine, wie sie hieß, zeigte zuerst eine musterhafte Uneigennützigkeit. Schon seit einem Monat war ich ihr erklärter Liebhaber, und sie hatte mir nur Dinners, Theater, Wagen, Stoffe, Handschuhe, Bänder, Blumen und dergleichen gekostet, lauter Sachen, die in Paris „so gut wie nichts kosten“ ... wenn man sie nicht bezahlt.

Ich war immer verliebter in Rosine und verließ sie keinen Augenblick. Eines Morgens, als ich mit ihr frühstücke, finde ich sie sorgenvoll. Ich bestürme sie mit Fragen, sie weicht mir aus, und endlich gesteht sie mir, daß sie von einigen Kleinigkeiten, die sie ihrer Modistin und ihrem Tapezierer schuldig sei, beunruhigt werde. Ich biete mit Eifer meine Dienste an. Sie weist sie mit außerordentlicher Seelengröße zurück, und ich kann nicht einmal die Adresse der beiden Gläubiger bekommen. Viele honette Leute hätten die Sache auf sich beruhen lassen, aber ich, als ein wahrer Paladin, hatte keinen Augenblick Ruhe, bis mir Divine, die Kammerfrau, die kostbaren Adressen gegeben hatte. Von der Rue Vivienne, wo Rosine wohnte – sie ließ sich übrigens Madame de Saint-Michel nennen – laufe ich zu dem Tapezierer in der Rue de Cléry. Ich nenne den Zweck meines Besuchs. Sofort werde ich mit Liebenswürdigkeiten überschüttet, wie das unter solchen Umständen üblich ist. Man überreicht mir die Rechnung, und zu meiner Bestürzung sehe ich, daß sie zwölfhundert Franken beträgt. Nun war ich schon zu weit gegangen, um wieder umkehren zu können; ich bezahle also. Bei der Modistin dieselbe Szene, dieselbe Entwicklung, nur mit einem Unterschied von etwa hundert Franken. Nun, das konnte schon den Kühnsten etwas abkühlen. Aber noch war das letzte Wort nicht gesprochen. Einige Tage nachdem ich die Gläubiger bezahlt hatte, wurde ich

veranlaßt, für zweitausend Franken Schmucksachen zu kaufen! Aber alle anderen Ausgaben gingen trotzdem und unabhängig davon weiter. Ich sah wohl etwas verwirrt, wie mein Geld dahinging, aber da ich immer vor dem Moment der Untersuchung meiner Kasse zurückschrecke, schiebe ich das von Tag zu Tag auf. Endlich gehe ich doch daran und finde, daß ich in zwei Monaten die bescheidene Summe von vierzehntausend Franken herausgeschmissen habe. Diese Entdeckung brachte mich auf ernsthafte Gedanken. Rosine bemerkte sogleich mein verändertes Wesen. Sie ahnte, daß meine Finanzen auf dem Tiefstande angelangt seien. Die Weiber haben in dieser Hinsicht eine Witterung, die sie selten täuscht. Ohne nun gerade mir gegenüber Kälte zu bezeugen, zeigte sie sich doch etwas mehr reserviert. Und da ich ihr darüber mein Erstaunen äußerte, so antwortete sie mir mit einer gemachten Grobheit, daß „Privatangelegenheiten ihr schlechte Laune verursachten“. Das war eine Falle; aber ich war durch mein erstes Eingreifen in ihre „Angelegenheiten“ schon so gewitzigt worden, daß ich mich nicht mehr hineinmischen wollte, und so bat ich sie mit einer gemacht gerührten Miene, sich doch nur in Geduld zu fassen. Darüber wurde sie nur noch mürrischer. Einige Tage vergingen so unter Murren. Endlich platzte die Bombe.

In der Folge einer ganz unbedeutenden Diskussion sagte sie zu mir im allerimpertinentesten Tone, sie „liebe es nicht, gekränkt zu werden, und diejenigen, die sich mit ihrer Art nicht abfinden könnten, die sollten doch zu Hause bleiben“. Das war deutlich gesprochen. Aber ich hatte die Schwäche, es nicht verstehen zu wollen. Neue Geschenke verschafften mir für einige Tage eine Zärtlichkeit, über die ich mich trotzdem nicht hätte täuschen dürfen. Nun kannte Rosine den ganzen Vorteil, den man aus meiner blinden Ergebenheit ziehen konnte, und so kam sie bald wieder mit der Bitte um die Summe eines Wechsels von zweitausend Franken, den sie unter

Gefahr der Gefängnisstrafe einlösen mußte. Rosine im Gefängnis! Dieser Gedanke war mir unerträglich, und ich war schon im Begriff, neue Opfer zu bringen, als der Zufall mir einen Brief in die Hände spielte, der mir die Augen öffnete.

Es war von dem „Brotliebsten“ Rosinens, der von Versailles aus, wo er hingsetzt worden war, fragte, wann denn der Trottel verschwinden würde, damit endlich er wieder auf der Bildfläche erscheinen können. Ich hatte dieses angenehme Briefchen gerade den Händen von Rosinens Portier entrissen. Ich steige sofort hinauf zu ihr; sie war ausgegangen. Voll von Wut und Erniedrigung zu gleicher Zeit konnte ich nicht an mich halten. Ich war gerade im Schlafzimmer: mit einem Fußtritt schmeiße ich ein Tischchen mit Porzellan um, dann fliegt der Spiegel, den eine Psyche hält, in Splitter. Divine, die Kammerfrau, die mich nicht aus den Augen gelassen hatte, wirft sich auf die Knie und fleht mich an, dieses Benehmen zu lassen, das mir noch teuer zu stehen kommen konnte. Ich sehe sie an, ich zögere einen Moment, und ein Rest von Vernunft läßt mir aufdämmern, daß sie recht haben könnte. Ich bestürme sie mit Fragen; und dieses arme Mädchen, das ich immer sanft und gutmütig gefunden hatte, erklärt mir das ganze Verhalten ihrer Herrin. Es war einer von den Berichten, die sich in Paris täglich wiederholen.

Als Rosine mich kennen lernte, war sie schon seit zwei Monaten ohne „Kavalier“. Nach den Ausgaben, die sie mich machen sah, hielt sie mich für sehr reich, und sie beschloß die Umstände auszunutzen. Ihr Geliebter, der, dessen Brief ich in die Hand bekommen hatte, hatte sich mir ihr besprochen, nach Versailles zu gehen und dort so lange zu wohnen, bis man mit meinem Geld Schluß gemacht haben würde. Das war auch der Geliebte gewesen, den man wegen des Wechsels bedrohte, und ihn hatte ich so edelmütig ausgelöst. Die Schulden bei der

Modistin und beim Möbelhändler waren auf ähnliche Art Schwindel.

Während ich meine Dummheit verwünschte, war ich doch immerhin erstaunt, daß ich die Dame, die mir so nett mitgespielt hatte, nicht nach Hause kommen sah. Aber Divine sagte mir, wahrscheinlich sei sie von der Portiersfrau benachrichtigt worden, daß ich den Brief aufgegriffen habe; sie würde wohl sobald nicht wiederkommen. Die Vermutung bestätigte sich. Als Rosine von der Katastrophe erfuhr, die sie hinderte mir auch die letzte Feder auszurupfen, war sie sofort im Wagen nach Versailles gefahren, um dort einen „Bekanntem“ zu treffen. Die paar Flitter, die sie in der gemieteten Wohnung zurückließ, waren nicht so viel wert, daß sie der Miete von zwei Monaten, die Rosine dem Hauswirt schuldete, entsprochen hätten. Und dieser Hauswirt kam gerade, als ich gehen wollte, und zwang mich noch rasch das Porzellan und die Psyche zu bezahlen, an der ich meine erste Wut ausgelassen hatte. Diese harten Angriffe hatten meine ohnehin schon zerrütteten Finanzen vollends ruiniert. Vierzehnhundert Franken!!! Das war alles, was mir von den Dukaten der Baronin geblieben war. Ich bekam eine gewisse Angst vor der Hauptstadt, die mir so verderblich gewesen war, und ich beschloß, wieder nach Lille zu gehen, denn da kannte ich ja alle Verhältnisse, und dort konnte ich wenigstens Hilfsmittel finden, die ich in Paris vergebens gesucht hatte.

Viertes Kapitel

Die Zigeuner

In Lille hatten die Leute beim Regiment mich nur unter einem jener Kriegsnamen gekannt, wie man sie zu dieser Zeit gewöhnlich führte, und sie waren durchaus nicht erstaunt, daß ich jetzt Rousseau hieß. Ich brachte die Tage mit meinen Kameraden im Café oder auf dem Fechtboden zu. Aber alles das war nicht sehr einträglich, und ich stand eines Tages wieder ohne jeden Pfennig Geld da. Da sprach ein täglicher Besucher des Cafés, den man wegen seines regelmäßigen Lebens den Rentier nannte, mich an. Er hatte mir schon ein paar Gefälligkeiten erweisen, mit denen er sonst gegen jedermann sehr sparsam war. Nun schlug er mir vor, mit ihm zu reisen.

Reisen, das war schon gut; aber in welcher Eigenschaft? Ich stand nicht mehr in dem Alter, um mich als Hanswurst oder als Kammerdiener von Affen und Bären betätigen zu können, und ich glaube, das hätte auch niemand gewagt, mir anzubieten. Ich fragte also meinen neuen Protektor bescheiden nach den Funktionen, die ich denn bei ihm zu versehen hätte. „Ich bin ein umherziehender Arzt,“ sagte mir der Rentier, dem sein dichter Backenbart und seine braune Gesichtsfarbe ein seltsames Aussehen gaben. „Ich behandle geheime Krankheiten mit einem unfehlbaren Rezept. Ich befasse mich auch mit Tierkrankheiten. Erst neulich habe ich die Pferde einer Schwadron vom dreizehnten Jägerregiment kuriert, die der Regimentstierarzt schon aufgegeben hatte.“ Nun, ich zauderte nicht lange. Wir verabredeten, uns am anderen Morgen um fünf Uhr zu treffen und abzureisen.

Ich war pünktlich da. Mein Mann sah sich meinen Koffer an, den ein Dienstmann trug, und sagte, ich brauchte ihn nicht, da wir nur drei Tage abwesend seien und den Weg zu Fuß machen würden. Ich schickte also meine Sachen

ins Wirtshaus zurück, und wir begannen ziemlich schnell zu marschieren, denn wir mußten, wie mir mein Führer sagte, noch fünf Meilen vor Mittag zurücklegen. Wir kamen auch wirklich um die Mittagszeit an einer abgelegenen Pächterswohnung an. Er wurde mit offenen Armen aufgenommen, und man nannte ihn Herrn Caron, während ich ihn doch unter dem Namen Christian kennen gelernt hatte. Er sprach mit dem Pächter einige Worte, und der ging in sein Zimmer und kam mit mehreren Geldbeuteln zurück, in denen Sechsfrankentaler waren, die er alle auf dem Tisch aufzählte. Mein Chef nimmt sie, prüft sie alle, einen nach den anderen, mit einer Aufmerksamkeit, die mir gemacht erschien; legt hundertfünfzig von ihnen zur Seite, zählt die gleiche Summe in verschiedenen Geldstücken dem Pächter auf und gibt ihm noch sechs Kronen darauf. Ich verstand nichts von diesem Geschäft, das überdies in flämischem Dialekt, den ich nur sehr unvollkommen sprach, abgemacht wurde. Ich war daher sehr erstaunt, als Christian mir nach Verlassen des Pachthofes drei Kronen gab und mir sagte, ich solle auch meinen Teil am Gewinn haben. Ich konnte nicht ersehen, wo denn der Gewinn lag, und das bemerkte ich ihm auch. „Das ist mein Geheimnis,“ antwortete er mir mit mysteriöser Miene, „du wirst es später erfahren, wenn ich zufrieden mit dir bin.“ Ich entgegnete, wegen meiner Verschwiegenheit könne er ganz ruhig sein, denn ich wisse ja wahrhaftig nichts, außer daß er Taler gegen andere Münzen einwechsele. Da sagte er mir, gerade das müsse man verschweigen, um der Konkurrenz aus dem Wege zu gehen. Ich ließ mir das gesagt sein und nahm das Geld, ohne recht zu wissen, wie die Sache sich verhalte. Vier Tage lang machten wir solche Abstecher auf verschiedene Pachthöfe, und jeden Abend bekam ich zwei bis drei Kronen. Christian, den man nur Caron nannte, war in dieser Gegend von Brabant sehr bekannt; aber nur als Arzt: denn obgleich er überall seine Wechselgeschäfte betrieb, so begann das Gespräch doch immer zuerst mit Krankheiten von Menschen oder

Tieren. Ich merkte auch bald, daß er im Rufe stand, er könne Verhexungen, die man den Tieren angetan habe, haben.

Ein Vorschlag, den er mir machte, als wir in ein Dorf eintraten, mußte mich in die Geheimnisse seiner Magie einweihen. „Kann ich mich auf dich verlassen?“ fragte er, indem er ganz plötzlich stehen blieb. „Ganz sicher,“ antwortete ich, „aber ich müßte noch wissen, worum es sich handelt ...“ „Dann hör’ zu und sieh dir das an ...“ Er nahm nun aus einem Geldgurt vier viereckige Päckchen, wie sie die Apotheker machen, die irgendwelche Drogen zu enthalten schienen. Dann sagte er mir: „Du siehst jene vier Pachthöfe da, die in einiger Entfernung voneinander liegen. Du mußt dich da von der Rückseite einschleichen und dabei aufpassen, daß niemand dich sieht; ... du gehst in den Stall und wirfst das Pulver von jedem Päckchen in den Futtertrog ... vor allem paß gut auf, daß man dich nicht sieht ... das übrige ist meine Sache!“ Ich machte Einwürfe: man konnte mich im Augenblick, wo ich über den Zaun stieg, ertappen, mich festhalten und mir peinliche Fragen vorlegen. Ich schlug es ihm daher trotz der Aussicht auf das Geld direkt ab. Alle Beredsamkeit Christians scheiterte an meinem Entschluß. Ich sagte ihm sogar, ich würde ihn auf der Stelle verlassen, wenn er mir nicht seinen wahren Stand und das Geheimnis des Geldwechsels, das mir mordsmäßig verdächtig schien, mitteilte. Diese Erklärung schien ihn sehr in Verlegenheit zu setzen und er dachte dran, sich aus der Sache zu ziehen, indem er mir eine, wie man bald sehen wird, halbe Beichte ablegte.

„Ein Vaterland,“ sagte er, „habe ich nicht. Meine Mutter wurde im vorigen Jahr in Temesvar gehängt; sie gehörte zu einer Bande von Zigeunern, die an den Grenzen von Ungarn und des Banats herumzogen, als ich in einem Karpathendorf zur Welt kam ... Ich sage Zigeuner, um mich dir verständlich zu machen, denn das ist nicht unser Name. Unter uns nennt man sich Romamichel^[1], in einer

Sprache, die wir niemanden lehren dürfen; ebenso dürfen wir auch nicht allein reisen, das alles ist uns verboten. So kommt es, daß man uns immer in Trupps von fünfzehn bis zwanzig sieht. Wir haben Frankreich lange Zeit durchstreift, um Zauber und Verwünschungen zu heben; aber dieser Beruf ist heutzutage heruntergekommen. Der Bauer ist zu fein geworden; wir haben uns auf Flandern beschränken müssen, dort sind die Leute weniger freigeistig, und die Verschiedenheit der Geldsorgen macht's, daß wir unsere Künste aufs schönste anwenden können ... Ich selbst war seit drei Monaten in besonderen Angelegenheiten nach Brüssel abgeordnet worden; aber ich habe alles zu Ende gebracht; in drei Tagen treffe ich auf der Messe von Mecheln wieder mit der Bande zusammen ... Du mußt dir nun überlegen, ob du mich dorthin begleiten willst! ... Du kannst uns sehr nützlich sein ... aber mach' auf keinen Fall Kindereien mehr!“

Halb in der Verlegenheit, ein Unterkommen zu finden, halb in der Neugier, das Abenteuer bis ans Ende zu treiben, willigte ich ein, mit Christian zu gehen, wußte aber immer noch nicht, worin ich ihm nützlich sein konnte. Am dritten Tag kamen wir in Mecheln an, und von dort sollten wir ja nach Brüssel zurückkehren. Als wir die Stadt durchquert hatte, machten wir endlich in der Vorstadt Louvain halt vor einem Hause vom allerelendesten Aussehen; die schwärzlichen Mauern waren von tiefen Rissen durchfurcht und an den Fenstern ersetzten zahlreiche Strohwische die zerbrochenen Scheiben. Es war Mitternacht; ich konnte das alles beim Mondschein wahrnehmen, denn wir mußten wohl eine halbe Stunde dastehen und warten, bis endlich eines der allerscheußlichsten alten Weiber, die ich je gesehen habe, kam und öffnete. Man führte uns dann in eine weite Halle, wo dreißig Individuen, Männer und Weiber, rauchten und tranken, über- und untereinander, in Ausschweifungen und widerlichen Stellungen beieinander. Unter ihren blauen, mit roten Stickereien verzierten

Kitteln trugen die Männer jene Westen von marineblauem Samt mit Silberknöpfen, wie man sie bei den andalusischen Maultiertreibern sieht; die Kleider der Frauen waren alle von greller Farbe. Es waren bösartige Gesichter unter ihnen, trotzdem war man auf einem Feste. Der eintönige Schall der baskischen Trommel mischte sich unter das Geheul zweier Hunde, die an die Tischfüße angebunden waren, und das alles begleiteten seltsame wilde Gesänge, die man doch für Leichenpsalmen hätte nehmen können. Tabakrauch und Holzkohlenqualm erfüllten diese Höhle, und man konnte nur mit Mühe durch den Dunst wahrnehmen, wie inmitten des Raumes eine Frau in einem Scharlachturban einen wilden Tanz ausführte und die laszivsten Stellungen darbot.

Sowie man uns erblickte, wurde das Fest unterbrochen. Die Männer kamen herbei, um Christian die Hand zu drücken, die Frauen küßten ihn; dann wandten sich aller Augen auf mich, und ich befand mich gar nicht wohl dabei. Man hatte mir von Zigeunern eine Menge Geschichten erzählt, die nicht sehr dazu dienten, mich zu beruhigen. Sie konnten doch aus meinen Skrupeln irgendeinen Verdacht schöpfen und mich aus der Welt schaffen, ohne daß irgendein Mensch geahnt hätte, was mit mir geschehen war, denn niemand konnte mich in diesem Schlupfloch vermuten. Meine Unruhe wurde so stark, daß sie Christian auffiel. Er suchte mich ganz zu beruhigen, indem er mir sagte, daß wir hier bei der „Herzogin“ seien, und ganz in Sicherheit. Immerhin zwang mich mein Hunger, am Mahle teilzunehmen. Der Krug mit Genever füllte und leerte sich so oft, daß ich das Bedürfnis fühlte ins Bett zu kommen. Beim ersten Wort, das ich Christian davon sagte, führte er mich in einen anstoßenden Raum, wo schon einige Zigeuner auf dem frischen Stroh schliefen. Ich konnte hier nicht groß den feinen Mann machen; trotzdem fragte ich aber doch meinen Chef, warum er, den ich immer hatte ein gutes

Nachtlager wählen sehen, sich diesmal ein so schlechtes nähme? Er antwortete mir, daß man in allen Städten, wo es ein Haus für Romamichels gäbe, genötigt sei, dort zu wohnen; sonst würde man als falscher Bruder angesehen und dementsprechend vom Rat des Stammes bestraft. Die Frauen und die Kinder teilten übrigens selbst dieses Soldatenlager; und man merkte an dem Schlaf, der sie bald überfiel, daß ihnen diese Art der Nachtruhe vertraut war.

Bei Tagesanbruch war jedermann schnell auf den Beinen, und es wurde große Toilette gemacht. Hätten meine Schlafgenossen nicht diese prononcierten Züge gehabt, diese Haare, so schwarz wie Jade, diese ölig-kupferfarbene Haut, so hätte ich sie kaum wiedererkannt. Die Männer waren als reiche holländische Pferdehändler gekleidet, sie hatten schwere lederne Gürtel an, wie sie die Marktleute von Poissy tragen. Die Frauen waren bedeckt mit Schmucksachen aus Gold und Silber, und trugen das Kleid der Bäuerinnen von Zeeland. Selbst die Kinder, die ich doch noch ganz in Lumpen gesehen hatte, waren reinlich angezogen und hatten ein ganz anderes Aussehen. Bald verließen alle das Haus und schlugen verschiedene Richtungen ein, um nicht gemeinsam auf dem Marktplatz anzukommen. Auf dem Marktplatz war unterdessen schon eine große Menge von Landleuten versammelt. Als Christian sah, daß ich mich anschickte, mit ihm zu gehen, sagte er mir, er habe mich den ganzen Tag nicht nötig, ich könne gehen, wohin ich wolle; am Abend sollten wir uns wieder bei der „Herzogin“ treffen. Dann drückte er mir einige Kronen in die Hand und verschwand.

Da er mir an diesem Morgen gesagt hatte, daß ich noch nicht gezwungen sei, zusammen mit der Truppe zu wohnen, so mietete ich mir zuerst in einem Wirtshaus ein Bett. Dann, da ich nicht wußte, wie ich die Zeit totschiagen sollte, ging ich und sah mir die Messe an. Kaum hatte ich den Marktplatz ein paarmal überschritten,

als ich fast mit der Nase auf einen ehemaligen Offizier des Landsturms, namens Margaret, stieß, den ich in Brüssel gekannt hatte, wo er im türkischen Café ziemlich verdächtige Spiele spielte. Nach den ersten Begrüßungen fragte er mich nach den Ursachen meines Aufenthalts in Mecheln. Ich erzählte ihm ein Märchen, darauf erzählte auch er mir eines über die Gründe seiner Reise. Und wir waren beide zufrieden, denn jeder glaubte, den anderen hinters Licht geführt zu haben. Wir nahmen einige Erfrischungen, dann kehrten wir auf den Meßplatz zurück, aber überall, wo sich eine Ansammlung von Menschen bildete, begegneten mir einige Kostgänger der „Herzogin“. Da ich meinem Kameraden gesagt hatte, daß ich keine Menschenseele in Mecheln kenne, so wendete ich den Kopf ab, um nicht von ihnen erkannt zu werden. Es hätte mir zwar keine allzu große Sorge gemacht, einzugestehen, daß ich solche Bekanntschaften hatte, aber mein Kamerad war ein viel zu durchtriebener Geselle, als daß man ihn hätte täuschen können. „Hm,“ sagte er mir, „hier sind Leute, die Sie sehr aufmerksam ansehen ...“ und dabei blickte er mir forschend ins Gesicht. „Sollten Sie sie vielleicht zufällig kennen? ...“ Ohne den Kopf zu wenden, antwortete ich, daß ich sie nie gesehen hätte und daß ich nicht einmal wüßte, wer sie sein könnten. „Wer sie sind,“ erwiderte mein Kamerad, „wer sie sind, will ich Ihnen sagen ...; immer unter der Voraussetzung, daß Sie es nicht wissen ... Es sind Diebe!“ – „Diebe!“ rief ich ... „Was wissen Sie davon? ...“ „Das was Sie selbst gleich wissen werden, wenn Sie mit mir gehen; denn ich möchte wetten, wir werden nicht zu weit zu gehen brauchen, um sie arbeiten zu sehen ... Da, sehen Sie nur hin!“

Ich sah mir die Gruppe an, die vor einer Menagerie stand; und da nahm ich ganz deutlich wahr, wie einer der falschen Pferdehändler einem dicken Viehhändler die Börse stahl, die der Viehhändler einen Augenblick später ganz harmlos in allen seinen Taschen suchte. Der

Zigeuner trat dann in einen Juwelierladen, wo schon zwei angebliche Zeeländerinnen sich befanden, und mein Kamerad versicherte mir, daß er erst wieder herauskommen würde, wenn er irgendeine der Preziosen eskamotiert habe, die er nun vom Juwelier sich vorlegen lasse. Wir verließen darauf unseren Beobachtungsposten, um zusammen essen zu gehen. Gegen das Ende der Mahlzeit sah ich meinen Tischgenossen zum Plaudern aufgelegt, und ich drang in ihn, mir genau zu sagen, wer die Leute seien, die er mir gezeigt habe; ich versicherte, trotzdem der Schein gegen mich sei, kenne ich sie nur sehr flüchtig. Endlich entschloß er sich zu reden:

„Vor einigen Jahren saß ich einige Monate im Gefängnis (Rasphuys) von Gent; dort lernte ich einige Mitglieder der Bande kennen, die wir hier eben in Mecheln getroffen haben; wir waren damals Zellengenossen. Da man mich für einen ausgelernten Dieb hielt, so besprach man ohne Mißtrauen alle Kunstgriffe, und ich bekam alle möglichen Aufklärungen über ihr sonderbares Leben. Diese Leute kommen aus Gegenden an der Moldau, wo hundertfünzigtausend von ihnen vegetieren wie die Juden in Polen, ohne daß sie je eine andere Stellung dort annehmen können, als die des Henkers. Ihr Name wechselt mit den Ländern, die sie durchstreifen. In Deutschland heißen sie Zigeuner, in England Gypsies, das heißt Ägypter, in Italien Zingari, Gitanos in Spanien und Bohémiens in Frankreich und Belgien. Sie durchziehen ganz Europa und üben die bösartigsten und gefährlichsten Gewerbe aus. Man sieht sie Hunde scheren, wahrsagen, Kessel flicken, zerbrochenes Geschirr wieder ganz machen; vor den Kneipentüren machen sie eine abscheuliche Musik, sie handeln mit Hasenfellen, wechseln fremdes Geld, das außer Kurs geraten ist.

Sie verkaufen auch Arzeneien gegen die Krankheiten der Tiere; und, um mehr Kundschaft zu kriegen, schicken sie vorher einen Genossen in die Bauernhöfe, der unter dem

Vorwände, Einkäufe zu machen, sich in die Ställe schleichen muß und Drogen ins Futter wirft, von denen die Tiere krank werden. Dann kommen sie mit ihren Heilmitteln und werden mit offenen Armen aufgenommen: da sie die Natur der Krankheit kennen, so neutralisieren sie sie leicht, und der Bauer weiß nicht, wie er dann seine Dankbarkeit bezeugen soll. Aber das ist noch nicht alles. Bevor sie den Hof verlassen, fragen sie den Pächter, ob er nicht Krontaler von dem und dem Jahr und dem und dem Gepräge habe; und dabei versprechen sie, solche Taler mit einem Aufgeld einzuwechseln. Der Bauer ist gleich sehr dafür eingenommen, wie alle Leute, die nur selten und schwer Gelegenheit haben, bares Geld zu verdienen, und so beeilt er sich, seine Taler vor ihnen aufzuzählen. Was geschieht? Sie finden immer ein Mittel, einen Teil des Geldes zu mausen. Und was das Unglaublichste ist, man hat sie schon mehrmals den gleichen Trick im selben Hause ungestraft wiederholen sehen. Nun das Böartigste bei der Sache: sie benutzen die Umstände und ihre Ortskenntnis, um den Brandräubern anzugeben, wo sie abgelegene Höfe mit Geld antreffen, und mit welchen Mitteln es ihnen gelingt, hineinzukommen. Und diese Brandräuber halten die Füße ihrer Opfer so lange ans Feuer, bis sie den Versteck des Geldes erfahren. Ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu sagen, daß die Zigeuner dann ihren Anteil am Schmaus bekommen.“

Malgaret gab mir noch viele Aufklärungen über die Zigeuner, und ich fühlte mich entschlossen, sogleich eine so gefährliche Gesellschaft zu verlassen.

Während Malgaret mir das erzählte, blickte er von Zeit zu Zeit durch das Fenster, an dem wir saßen. Plötzlich rief er aus: „Ach, Donnerwetter! Da ist ja mein Mann aus dem Rasphuys von Gent!“ Ich sehe hin und erkenne Christian, der mit einer sehr geschäftigen Miene schnell vorbeiging. Ich konnte einen Ruf des Erstaunens nicht zurückhalten. Nun hatte es Malgaret, der meine Verwirrung über seine

Entdeckung benutzte, leicht, mich dazu zu bringen, ihm meine Beziehungen zu den Zigeunern zu erzählen. Da er mich fest entschlossen sah, die Zigeuner künftighin zu meiden, so schlug er mir vor, ihn nach Courtrai zu begleiten, er habe dort einige ganz nette Spielchen zu erledigen, wie er sich ausdrückte. Ich holte aus meinem Wirtshause meine paar Sachen ab und machte mich mit meinem neuen Kameraden auf den Weg. Aber in Courtrai trafen wir die Leute nicht, die Margarete dort zu finden gehofft hatte, und an Stelle ihres Geldes ging das unsrige flöten. Wir gaben die Hoffnung auf, die Leute anzutreffen und kehrten wieder nach Lille zurück. Ich besaß noch hundert Frank; mit denen spielte Margarete in Lille auf gemeinsame Rechnung; er verlor sie zusammen mit seinem eigenen Gelde. Später erfuhr ich, daß er sich mit seinem Gegner verbündet hatte, um mich auszuziehen.

In dieser Not nahm ich meine Zuflucht zu meinen Bekanntschaften. Einige Fechtmeister, denen ich einige Worte über meine übele Lage gesagt hatte, gaben zu meinen Gunsten eine Fechtvorstellung, die mir ungefähr hundert Taler eintrug. Diese Summe schützte mich wieder für einige Zeit vor Not, und ich fing nun an, mich an öffentlichen Orten und Bällen herumzutreiben. Damals ließ ich mich in eine Verbindung ein, deren Umstände und Folgen über das Geschick meines ganzen übrigen Lebens entschieden haben. Nichts ist jedoch einfacher, als der Anfang dieser Episode meiner Geschichte.

Eines Tages begegne ich auf einem Ball einer galanten Frau, mit der ich bald auf bestem Fuße stehe; Francine schien mir sehr zugetan zu sein, und sie beteuerte mir jeden Augenblick ihre Treue, was sie jedoch nicht abhielt, öfters heimliche Besuche von einem Hauptmann des Geniekorps zu empfangen. Eines Tages überrasche ich die beiden in dem Moment, wie sie gerade in einem Hotel allein miteinander zu Nacht speisen. Von Wut gepackt, falle ich mit Faustschlägen über das bestürzte Paar her. Francine, ganz zerzaust, ergreift die Flucht, aber ihr

Partner bleibt auf dem Platz. Gegen mich wird Klage erhoben, ich werde arretiert und ins Gefängnis abgeführt. Aber während der Untersuchungshaft erhalte ich häufig Besuche von Frauen meiner Bekanntschaft, die es sich zur Aufgabe machen, mich zu trösten. Francine erfährt dies, ihre Eifersucht erwacht, sie verabschiedet den unglückseligen Hauptmann, steht von der Klage ab, die sie mit ihm gegen mich eingereicht hatte, und läßt mich um die Erlaubnis bitten, mich besuchen zu dürfen. Ich begehe wirklich die Schwäche, es ihr zuzugestehen. Aber die Richter erhalten Kenntniss davon, und nun halten sie die Zerblüung des Hauptmanns für eine zwischen mir und Francine abgekartete Falle: Ich werde zu drei Monaten Gefängnis verurteilt.

Fünftes Kapitel

Flucht

Im Gefängnis verfiel ich in eine Krankheit, während welcher Francine mir alle mögliche Sorgfalt angedeihen ließ. Kaum war ich genesen, da wurde es mir klar, daß ich diesen Zustand nicht länger ertragen konnte. Ich beschloß zu entfliehen, und zwar durch die Tür, obwohl dies ziemlich schwer zu sein schien. Aber einige ganz besondere Beobachtungen bestimmten mich, diesem Weg vor allen anderen den Vorzug zu geben. Der Torwächter im Gefängnis war ein Sträfling vom Bagno zu Brest, der lebenslänglich verurteilt war. Er war jedoch später auf sechs Jahre Gefängnis in Lille begnadigt worden, und dort hatte er sich dem Gefängniswärter nützlich gemacht. Dieser war nun überzeugt, daß ein Mensch, der vier Jahre im Bagno zugebracht habe, gewissermaßen ein vollkommener Wächter sein müsse, weil er fast alle Mittel zur Flucht kenne, und so ernannte er ihn zum Range des Torwächters. Ich aber zählte auf die Plumpheit dieses Wunders von Finessen; und der Torwächter schien mir um so leichter hintergangen werden zu können, als er so sehr viel Vertrauen in seine eigene Umsicht setzte. Mit einem Wort, ich hatte die Absicht, an ihm in der Uniform eines höheren Offiziers vorbeizugehen, der zweimal wöchentlich das Gefängnis visitierte.

Francine, die mich beinahe täglich besuchte, ließ mir die nötigen Kleider machen, und trug sie mir nach und nach in ihrem Muff zu. Ich probierte sie an, sie paßten mir ausgezeichnet. Einige Gefangene, die mich darin sahen, versicherten mir, in dieser Verkleidung müsse jeder getäuscht werden. Überdies hatte ich noch denselben Wuchs wie der Offizier, dessen Rolle ich spielen wollte, und die Kunst, mein Gesicht in Falten zu legen, machte mich um fünfundzwanzig Jahre älter. Nach einigen Tagen macht der Offizier seinen üblichen Besuch. Während einer

meiner Freunde ihn unter einem nichtigen Vorwand beschäftigt, kleide ich mich in aller Eile um und gehe zum Tor: Der Torwächter zieht die Mütze ab, öffnet und ich befinde mich auf der Straße. Ich eile sogleich zu einer Freundin von Francine, zu der ich mich verabredetermaßen, falls meine Flucht gelingen sollte, zu begeben hatte, und bald kommt Francine selbst zu mir.

Ich wäre hier in völliger Sicherheit gewesen, wenn ich mich streng verborgen gehalten hätte, aber wie sollte ich eine Sklaverei ertragen, die beinahe ebenso hart war wie die Einsperrung im Gefängnis. Drei Monate war ich gefangen gewesen, nun drängte es mich wieder, eine Aktivität zu entwickeln, die ich so lange hatte zurückhalten müssen. Ein erster Ausflug glückte mir auch. Aber am anderen Tag in dem Moment, da ich gerade eine Straße überschreite, kommt mir ein Polizist namens Louis entgegen, der mich während meiner Haft mehrmals gesehen hatte, und fragte mich, ob ich frei sei. Er galt für einen Mann von rücksichtsloser Handlungsweise; übrigens konnte er hier im Moment mit einer einzigen Gebärde zwanzig Personen auf einmal um uns versammeln ... So sagte ich also, ich sei bereit, ihm zu folgen, aber ich bat ihn, er möge mich doch meiner Mätresse adieu sagen zu lassen. Er willigt ein und wir begeben uns wirklich zu Francine, die furchtbar überrascht ist, mich in solcher Gesellschaft zu sehen: Ich sage ihr, ich hätte mir's überlegt, meine Flucht könne mir in den Augen der Richter nur schaden, und ich sei entschlossen, ins Gefängnis zurückzukehren. Francine hielt mich zuerst für verrückt. Aber ein Zeichen von mir klärte sie auf, und ich fand sogar die Möglichkeit, ihr zu sagen, sie sollte mir Asche in meine Tasche stecken, während Louis und ich einen Schnaps miteinander tranken. Dann machten wir uns auf den Weg zum Gefängnis. Aber sowie wir in einer einsamen Straße angekommen sind, werfe ich ihm eine Handvoll Asche in

die Augen und laufe aus allen Kräften in meinen Schlupfwinkel zurück.

Louis hatte die Sache angezeigt und so schickte man die Gendarmerie und die Polizeiaagenten auf meine Spuren, unter ihnen auch einen Kommissar namens Jacquard; und der behauptete, mich einfangen zu können, falls ich die Stadt noch nicht verlassen hätte. Alle diese Anordnungen waren mir bekannt. Aber statt nun ein bißchen Vorsicht in meine Handlungen zu setzen, befließigte ich mich der lächerlichsten Prahlereien. Man hätte denken können, ich sollte selber einen Teil von der Belohnung bekommen, die auf meine Verhaftung gesetzt war. Aber wie kräftig ich gejagt war, davon kann man sich aus folgendem einen Begriff machen.

Jacquard erfährt eines Tages, daß ich in einem Rendezvous-Hause zu Mittag essen werde. Er eilt mit vier Agenten herbei, läßt sie im Erdgeschoß und steigt hinauf in das Zimmer, wo ich mich eben mit zwei Mädchen zu Tisch setzen will. Eine vierte Person, die mit von der Partie sein sollte, war nicht gekommen. Ich erkenne sofort den Kommissar und er, der mich nie gesehen hatte, kann nicht denselben Vorteil haben; übrigens hätte meine Verkleidung auch alle Signalements der Welt zunichte gemacht. Ohne auch nur im geringsten in Verwirrung zu geraten, gehe ich auf ihn zu, und im allernatürlichsten Tonfall bitte ich ihn, mit mir in ein Kabinett zu gehen, dessen Glastür auf den Speisesaal hinausführte: „Sie suchen Vidocq? ... Wenn Sie zehn Minuten warten wollen, werde ich ihn Ihnen zeigen ... Da ist sein Gedeck, er kann nicht lange auf sich warten lassen ... In dem Moment, wo er eintritt, gebe ich Ihnen ein Zeichen; aber Sie sind ja allein, ich zweifle, daß es Ihnen glücken wird, ihn festzunehmen, denn er ist bewaffnet und zur Verteidigung entschlossen.“ – „Ich habe meine Leute unten auf der Treppe,“ entgegnete der Kommissar, „und wenn er entwischt ...“ – „Hüten Sie sich wohl, sie da unten zu lassen,“ fiel ich ihm mit gemachtem Eifer ins Wort, „wenn

Vidocq Ihre Leute sieht, wird er gleich den Braten riechen, und dann fliegt der Vogel aus!“ – „Aber wo soll ich sie denn hinstecken?“ – „Nun, lieber Gott, hier in dieses Kabinett!“ – Der Kommissar begab sich also mit seinen Polizeianten in das Kabinett. Die Tür ist sehr fest und ich verschließe sie doppelt. Dann, ganz sicher, rechtzeitig zu entweichen, rufe ich meinen Gefangenen zu: „Sie suchten Vidocq ... nun, Vidocq hat Sie eben eingesperrt ... Auf Wiedersehen!“ Dann verschwand ich wie ein Blitz, ließ die Truppe nach Hilfe schreien und unerhörte Anstrengungen machen, um aus dem verwünschten Kabinett zu entkommen.

Noch zwei Eskapaden dieser Art glückten mir, aber schließlich wurde ich festgenommen und wieder ins Gefängnis geführt, wo man mich zur größeren Sicherheit in den Kerker setzte; zusammen mit einem gewissen Calendrin, der ebenfalls schon zwei Fluchtversuche gemacht hatte. Calendrin, der mich während meines ersten Besuches im Gefängnis kennen gelernt hatte, teilte mir sogleich einen neuen Plan zur Flucht mit. Man wollte in der Mauer des Sträflingskerkers, mit dem wir Kommunikation hatten, ein Loch ausbrechen. In der dritten Nacht nach meiner abermaligen Verhaftung schickte man sich auch wirklich zu dieser Flucht an: die Schildwache stand draußen ganz dicht bei dem Loch, aber acht Sträflinge schlüpfen durch das Loch und hatten das Glück, nicht bemerkt zu werden.

Wir blieben unser noch sieben. Wir zogen als Los Strohhalme, wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten, um zu wissen, wer von den sieben zuerst hindurch durfte. Das Los traf mich und ich entkleidete mich, um leichter durch die sehr enge Öffnung schlüpfen zu können. Aber zu jedermanns Entsetzen blieb ich drin stecken, so daß ich weder vor noch zurück konnte. Vergebens suchten meine Gefährten mich mit Gewalt loszureißen, es ging nicht. Ich saß fest wie in einem Schraubstock, und der Schmerz, den mir diese Lage verursachte, wurde so groß,

daß ich keine Hilfe von innen mehr erwarten konnte, die Schildwache anrief, um sie um Hilfe zu bitten. Die Wache näherte sich mit den Vorsichtsmaßregeln eines Menschen, der eine Falle befürchtet, setzte mir das Bajonett auf die Brust und verbot mir, die geringste Bewegung zu machen. Auf ihr Schreien tritt der Posten ins Gewehr und ich werde aus meinem Loch herausgezogen, nicht ohne da manchen Fetzen Fleisch zu lassen. Halbtot, wie ich war, brachte man mich sofort in das Hauptgefängnis, wo ich mit Eisen an Händen und Füßen in den Kerker geworfen wurde.

Zehn Tage später wurde ich nach vielen Bitten und Versprechungen, keinen neuen Fluchtversuch zu unternehmen, aus der Kerkerhaft entlassen und zu den anderen Häftlingen eingesperrt. Bis jetzt hatte ich ja allerdings mit Menschen zusammengelebt, die weit davon entfernt waren, vorwurfsfrei zu sein, mit Gaunern, Dieben und Fälschern; aber jetzt war ich in einer Gemeinschaft mit ausgesuchten Verbrechern. Unter der Zahl dieser war auch ein Landsmann von mir, namens Defosseux, ein Mensch von außerordentlicher Intelligenz und wunderbarer Stärke; er war seit seinem achtzehnten Jahre zur Zwangsarbeit verurteilt, war dreimal aus dem Bagno entflohen, und sollte mit dem ersten Gefangenentransport, der von hier ins Bagno ging, wieder hingebraucht werden. Trotz der geheimen Scheu, die mir dieser Mensch anfangs einflößte, sprach ich doch gerne mit ihm über die sonderbaren Professionen, die er getrieben hatte, und was mich vor allem bewog, mit ihm zu verkehren, war die Hoffnung, daß er mir eine Möglichkeit zur Flucht beschaffen würde. Aus demselben Grunde stand ich auch gut mit mehreren Kerlen, die als Mitglieder einer Bande von fünfzig Brandräubern verhaftet worden waren.

Unsere Wächter wußten aber, mit was für Menschen sie es zu tun hatten; und so hüteten sie uns mit einer Sorge, die alle unsere Pläne zuschanden machte. Endlich zeigte sich die einzige Gelegenheit, die einen glücklichen Erfolg

verhie. Ich ergriff diese Gelegenheit, ohne daß meine Gefährten, so abgefemt sie waren, auch nur daran gedacht hatten. Man hatte uns, ungefähr achtzehn an der Zahl, ins Verhör abgeführt. Wir befanden uns im Vorzimmer des Untersuchungsrichters, waren bewacht von zwei Liniensoldaten und zwei Gendarmen, deren einer seinen Hut und seinen Mantel neben mir abgelegt hatte, um ins Verhandlungszimmer einzutreten. Sein Kamerad wurde bald von einem Glockenzeichen ebenfalls ins Verhandlungszimmer abgerufen. Sofort setzte ich den Hut mir auf den Kopf, hlle mich in den Mantel, und indem ich einen Gefangenen fest unterm Arm packe, als wollte ich ihn zum Bedrfnisorte führen, begeben sich mich zur Tür. Der wachhabende Korporal öffnet mir die Tür, und wir sind draußen. Aber was nun ohne Geld und ohne Papiere? Mein Genosse gewinnt das Weite. Ich dagegen, auf die Gefahr hin, noch einmal gefangen zu werden, begeben mich zu Francine; in der Freude des Wiedersehens entschließt sie sich, ihre Möbel zu verkaufen, um mit mir nach Belgien zu fliehen. Dieser Entschluß wurde auch ausgeführt. Und wir waren gerade im Begriff, die Reise anzutreten, als einer der unerwartetsten Zufälle, den nur meine ganz unbegreifliche Sorglosigkeit erklärlich machen kann, alles über den Haufen warf. Am Abend vor unserer Abreise begegne ich in der Dämmerung einer Frau aus Brüssel, namens Elisa, mit der ich vertraute Beziehungen gehabt hatte. Sie fällt mir um den Hals, entfhrt mich zum Abendessen mir ihr; sie triumphiert schließlich über meinen schwachen Widerstand und behält mich bis zum anderen Morgen bei sich. Francine hatte mich überall gesucht, und ich machte ihr weis, daß ich von Polizeibeamten verfolgt gewesen und gezwungen worden sei, mich in ein Haus zu flüchten, das ich erst bei Tagesanbruch hätte verlassen können. Zuerst war sie auch davon überzeugt; aber der Zufall spielte ihr die Entdeckung zu, daß ich die Nacht bei einer Frau verbracht hatte; grenzenlos brach ihre Eifersucht in wilden

Vorwürfen gegen meine Undankbarkeit los; im Übermaß ihrer Wut schwur sie sogar, mich verhaften zu lassen. Mich ins Gefängnis zu setzen, das war gewiß das sicherste Mittel gegen meine Untreue. Aber Francine war eine Frau, die imstande war, zu tun, was sie sagte, und so hielt ich es für klug, ihren Zorn verrauchen zu lassen und erst nach Ablauf einiger Zeit wieder bei ihr aufzutauchen, um gemeinsam mit ihr abzureisen, wie wir es verabredet hatten. Da ich indes meine Sachen nötig hatte und sie nicht von ihr verlangen wollte, aus Furcht vor einer neuen Explosion, so begab ich mich heimlich allein in das Zimmer, das wir bewohnten und dessen Schlüssel sie besaß. Ich sprengte einen Fensterladen, ich nehme, was ich brauche und verschwinde.

Fünf Tage vergehen: Als Bauer verkleidet, verlasse ich den Zufluchtsort, den ich mir in einer Vorstadt gewählt hatte. Ich gehe in die Stadt und begeben mich zu einer Schneiderin, einer intimen Freundin von Francine, deren Vermittlung für unsere Versöhnung ich in Anspruch zu nehmen gedachte. Aber diese Frau empfängt mich mit einer Miene, die soviel verlegenen Schreck ausdrückt, daß ich fürchte, ihr lästig zu sein, indem ich sie kompromittiere, und so bitte ich sie lediglich, meine Mätresse holen zu wollen. – Ja! ... sagt sie mir darauf mit einer ganz merkwürdigen Miene, und ohne mir ins Gesicht zu sehen. Sie geht, ich bin allein und denke nach über diesen seltsamen Empfang ...

Man klopft; ich öffne, im Glauben, Francine in meine Arme zu schließen ... Da fällt eine Wolke von Gendarmen und Polizeiagenten über mich her, sie ergreifen mich, binden mich und führen mich vor den Untersuchungsrichter, der mich zu allererst fragt, wo ich seit fünf Tagen gewohnt habe. Meine Antwort zu kurz: Ich hätte niemals die Personen preisgegeben, die mich bei sich aufgenommen hätten. Der Beamte bemerkte mir, daß meine Hartnäckigkeit, keine Erklärungen abgeben zu wollen, mir verderblich werden könnte, daß es um

meinen Kopf gehe und dergleichen Redensarten. Darüber lachte ich nur, da ich glaubte, in dieser Phrase einen Kunstgriff zu sehen, der mir durch Einschüchterung ein Geständnis ablocken sollte. Ich beharrte also bei meinem Schweigen, und man führte mich wieder ins Hauptgefängnis zurück.

Kaum hatte ich den Fuß auf Gefängnis gesetzt, als die Blicke aller sich auf mich richteten. Man ruft, man flüstert sich ins Ohr; ich bin aber der Meinung, es sei meine Verkleidung, die die Erregung hervorbringen, und gebe nicht weiter acht darauf. Man bringt mich in eine Zelle, wo ich in Einzelhaft auf dem Stroh liege, mit Eisen an den Füßen. Nach zwei Stunden erscheint der Gefängniswärter, er stellt sich, als ob er mich bedauere und Interesse an mir nähme, und bringt mir bei, meine Weigerung, mitzuteilen, wo ich die letzten fünf Tage zugebracht habe, könne mir in den Augen der Richter schaden. Ich bleibe unerschütterlich. Wieder verlaufen zwei Stunden: Der Gefängniswärter erscheint wieder mit einem Gehilfen, der mir die Eisen abnimmt und mich in die Kanzlei führt, wo schon zwei Richter auf mich warten. Neues Verhör; dieselbe Antwort. Man entkleidet mich von Kopf bis zu Füßen. Dann haut man mir auf die rechte Schulter einen so furchtbaren Schlag auf, daß man einen Ochsen damit töten könnte – um den Stempel auf der Haut erscheinen zu lassen, im Falle ich einmal früher im Bagno gebrandmarkt worden sei. Meine Kleider wurden mir abgenommen, im Protokoll beschrieben und den Akten beigelegt. Ich begab mich wieder in meine Zelle, bedeckt mit einem Hemd aus Segelleinwand und einem schwarzgrauen Mantel in Fetzen, der schon von zwei Generationen Gefangener benutzt worden war.

Alles das mußte mir zu denken geben. Es war klar, daß die Näherin mich verraten hatte, aber in wessen Interesse? Diese Frau konnte nichts Böses gegen mich haben; und Francine hätte sich es trotz ihres Unwillens doch zweimal überlegt, ehe sie mich denunziert hätte.

Und wenn ich mich einige Tage von ihr zurückgezogen hatte, so geschah das ja weniger aus Furcht, als um zu vermeiden, sie durch meine Gegenwart zu reizen. Woher kamen übrigens diese wiederholten Verhöre, diese geheimnisvollen Reden des Gefängniswärters, diese Einbehaltung meiner Kleider zu den Akten? ... Ich verlor mich in einem Labyrinth von Vermutungen. Unterdessen lag ich in strengster Einzelhaft und blieb da fünfundzwanzig tödliche Tage.

Da endlich unterwarf man mich einem Verhör, daß mich auf die Spur brachte:

„Wie heißen Sie?“

„Eugène-François Vidocq.“

„Beruf?“

„Soldat.“

„Kennen Sie die Prostituierte Francine Longuet?“

„Ja, es ist meine Geliebte.“

„Wissen Sie, wo sie in diesem Augenblick ist?“

„Sie wird wohl bei einer Freundin sein, seit sie ihre Möbel verkauft hat.“

„Wie heißt diese Freundin?“

„Madame Bourgeois.“

„Wo wohnt sie?“

„Rue Saint-André, im Bäckerhause.“

„Wie lange hatten Sie die Longuet schon verlassen, als Sie verhaftet wurden?“

„Seit fünf Tagen.“

„Warum haben Sie sie verlassen?“

„Um ihrem Zorn aus dem Wege zu gehen; sie wußte, daß ich die Nacht bei einer anderen Frau verbracht hatte, und in einem Anfall von Eifersucht drohte sie mir, mich verhaften zu lassen.“

„Mit welcher Frau haben Sie diese Nacht verbracht?“

„Mit einer ehemaligen Geliebten.“

„Wie heißt sie?“ „Elisa ... ich habe nie einen anderen Namen von ihr gewußt.“

„Wo wohnt sie?“

„In Brüssel, dahin ist sie, glaube ich, zurückgekehrt.“

„Wo sind die Sachen, die Sie bei der Longuet gehabt haben?“

„An einem Ort, den ich sagen werde, wenn es not tut.“

„Wie haben Sie die Sachen bekommen können, da Sie mit Ihrer Geliebten entzweit waren, und sie nicht sehen wollten?“

„Infolge unseres Streites im Café, wo sie mich aufgesucht hatte, drohte sie mir jeden Augenblick, nach der Wache zu schreien und mich arretieren zu lassen. Da ich ihre Hartnäckigkeit kannte, lief ich durch ein paar abgelegene Straßen davon und kam glücklich in das Haus; sie war noch nicht zurückgekehrt; darauf rechnete ich. Aber da ich einige von meinen Sachen nötig hatte, so sprengte ich einen Fensterladen, um ins Zimmer eindringen zu können, und nahm dann, was ich brauchte. Sie fragten mich soeben, wo diese Sachen geblieben sind: Ich will es

Ihnen jetzt sagen; sie sind Rue Saint-Sauveur, bei einem gewissen Duboc, der sie aufgehoben hat.“

„Sie sagen nicht die Wahrheit ... Bevor Sie Francine in ihrer Wohnung verließen, haben Sie einen sehr lebhaften Streit mit ihr gehabt, Sie sollen sie geschlagen haben!“

„Das ist falsch ... ich habe Francine nach dem Streit gar nicht in ihrer Wohnung gesehen; folglich kann ich sie auch nicht mißhandelt haben ... sie selbst kann Ihnen das bezeugen!“

„Kennen Sie dieses Messer?“

„Ja: Es ist das, mit dem ich gewöhnlich esse.“

„Sie sehen, daß die Klinge und das Heft mit Blut befleckt sind? ... Macht dieser Anblick nicht irgendwie Eindruck auf Sie? ... Sie sind ja ganz verwirrt! ...“

„Ja,“ erwiderte ich in Erregung, „aber was ist denn Francine passiert? ... Sagen Sie es mir und ich gebe Ihnen alle nur möglichen Aufklärungen.“

„Ist Ihnen nichts Besonderes vorgekommen, als Sie ihre Sachen stahlen?“

„Absolut nichts, ich erinnere mich zumindest an nichts.“

„Sie bestehen also auf Ihren Aussagen?“

„Ja!“

„Sie wollen die Justiz täuschen ... Um Ihnen Zeit zu lassen über Ihre Lage und die Folgen Ihrer Hartnäckigkeit nachzudenken, hebe ich Ihr Verhör jetzt auf; ich werde es morgen fortsetzen ... Gendarmen, auf diesen Menschen besonders gut aufgepaßt...!“

Es war schon spät, als ich in meine Zelle zurückkam. Man brachte mir mein Essen; aber die Aufregung, in die mich dieses Verhör versetzt hatte, erlaubte mir nicht zu essen. Es war mir auch unmöglich, zu schlafen, und die ganze Nacht über schloß ich kein Auge. Da war ein Verbrechen gegangen worden! Aber an wem? ... Von wem? ... Warum beschuldigt man mich? ... Ich stellte mir diese Fragen zum tausendstenmal, ohne eine vernünftige Antwort darauf zu finden. Am anderen Morgen holte man mich, um das Verhör fortzusetzen. Nach Stellung der gewöhnlichen Fragen öffnete sich plötzlich eine Tür. Zwei Gendarmen traten ein, sie stützten eine Frau ... Es war Francine ... Francine, bleich, entstellt, kaum zu erkennen. Als sie mich sieht, wird sie ohnmächtig. Ich wollte auf sie zueilen, die Gendarmen halten mich zurück. Man trug sie fort. Ich blieb allein mit dem Untersuchungsrichter, der mich fragte, ob denn die Anwesenheit dieses unglückseligen Wesens mich nicht bestimmen könnte, alles einzugestehen. Ich beteuerte meine Unschuld und versicherte, ich wüßte von nichts, nicht einmal von der Krankheit Francines. Man führte mich wieder ins Gefängnis, aber nun war das Geheimnis gelüftet, und ich konnte endlich hoffen, die Begebenheit, deren Opfer ich auf so sonderbare Art geworden war, in allen ihren Einzelheiten kennen zu lernen. Ich befragte den Gefängniswärter; er blieb stumm. Ich schrieb an Francine; man teilte mir mit, daß die Briefe, die ich an sie adressierte, in der Kanzlei zurückgehalten würden. Man teilte mir auch zur selben Zeit mit, daß sie nicht zu mir ins Gefängnis gelassen würde. Ich saß auf glühenden Kohlen. Endlich kam ich auf den Gedanken, einen Advokaten zu nehmen. Dieser sah die Prozeßakten ein und teilte mir dann mit, ich sei angeklagt wegen Mordversuches an Francine ... An demselben Tage, an dem ich sie verlassen hatte, war sie halbtot, von fünf Messerstichen durchbohrt, in ihrem Blut schwimmend gefunden worden. Ich war ganz schnell weggegangen, ich hatte meine Kleidungsstücke fortgeholt und sie an einen

anderen Ort gebracht; alles, so schloß man, um den gerichtlichen Nachforschungen zu entgehen. Das Aufbrechen des Fensterladens, die Spuren, die der Größe meiner Füße entsprachen, alles dies stellte mich als schuldig hin. Und dazu sprach noch meine Verkleidung gegen mich. Man war überzeugt, ich sei nur deshalb verkleidet hingekommen, um mich zu versichern, daß sie gestorben sei, ohne mich zu verraten. Noch ein Umstand, der bei jeder anderen Gelegenheit zu meinen Gunsten ausgelegt worden wäre, verstärkte hier den Verdacht, der sich gegen mich erhob. Sobald nämlich die Ärzte Francine zu sprechen erlaubt hatten, erklärte sie, sie habe sich selbst gestochen, aus Verzweiflung darüber, daß Sie von einem Mann, dem sie alles geopfert habe, verlassen worden sei. Aber ihre Liebe zu mir machte ihre Aussage verdächtig; und man war überzeugt, daß sie diese Sprache nur führe, um mich zu retten.

Seit einer Viertelstunde schon schwieg mein Advokat. Aber ich hörte noch immer nach ihm hin, wie ein Mensch, der von einem fürchterlichen Alpdruck träumt. Ich überlegte schon bei mir, ob ich mich nicht am Gitter meiner Zelle aufhängen sollte mit einem Strick aus Stroh ... aber endlich faßte ich mich so weit, daß ich mich auf alle Umstände zur Rechtfertigung besinnen konnte.

Der Dienstmann, den ich mir zur Wegschaffung meiner Sachen genommen hatte, versicherte, meine Hände mit Blut beschmiert gesehen zu haben. Aber dieses Blut kam von einer Wunde, die ich erhalten hatte, als ich die Fensterscheibe zerbrach, um den Fensterladen zu öffnen; und zur Unterstützung dieser Aussage konnte ich zwei Zeugen aufbringen. Bald darauf hatte mein Advokat auch dafür gesorgt, daß die Anklage wegen Mordes gegen mich niedergeschlagen wurde. So war ich von einer ungeheueren Last befreit, aber immer noch im Gefängnis. Jetzt dachte ich gar nicht mehr daran zu fliehen. Da bot sich mir eines Tages eine Gelegenheit dar, die ich sozusagen instinktmäßig ergriff. In der Zelle, in die man

mich gebracht hatte, waren meist solche Gefangene, die weitertransportiert wurden. Eines Morgens, als der Gefängniswärter zwei von ihnen holt, vergißt er die Tür zu schließen. Das bemerkte ich sogleich: in das Erdgeschoß hinabsteigen und alles untersuchen, ist Sache eines Augenblicks. Der Tag war kaum noch angebrochen, und da die Gefangenen noch alle schliefen, so treffe ich niemanden auf der Treppe und niemanden an der Tür. Ich schleiche hinaus. Aber in der gegenüberliegenden Kneipe trinkt der Gefängniswärter gerade ein Glas Brantwein. Er bemerkt mich, und stürzt mir nach, indem er aus vollem Halse schreit: „Haltet ihn, halten ihn!“ Doch er schrie vergeblich, die Straßen waren alle leer, und die Hoffnung auf Freiheit lieh mir Flügel. In einigen Minuten war ich aus dem Gesichtskreis des Gefängniswärters verschwunden, und bald kam ich in einem Hause unter, wo ich sicher war, nicht gesucht zu werden. Nun mußte ich aber so schnell wie möglich Lille verlassen, denn dort war ich zu bekannt, als daß ich längere Zeit hätte in Sicherheit bleiben können.

Bei Einbruch der Nacht merkte ich, daß die Stadttore geschlossen waren. Man konnte nur durch ein Gittertürchen gehen, an dem sich Polizeiagenten und verkleidete Gendarmen befanden, um jeden Vorübergehenden genau feststellen zu können. Zum Tore konnte ich also nicht hinaus. So entschloß ich mich, zu fliehen, indem ich über die Verschanzungen herabkletterte. Und da ich die Stadt genau kannte, so begab ich mich nachts um zehn Uhr auf die Bastion Notre-Dame, einen Ort, den ich für den geeignetsten zur Ausführung meines Planes hielt. Ich band einen Strick, den ich mir besonders hierzu hatte kaufen lassen, an einem Baum fest, und dann rutschte ich daran hinab. Aber bald zog mich das Gewicht meines Körpers schneller hinab als ich vermutet hatte, die Reibung des Strickes wurde so glühend in meine Händen, daß ich ihn, fünfzehn Fuß vom Boden entfernt, loslassen mußte. Ich fiel und

verstauchte mir den rechten Fuß so, daß ich beinahe nicht aus dem Graben herauskriechen konnte. Mit ungeheuren Anstrengungen gelang mir das endlich, aber als ich auf der anderen Seite der Böschung war, war es mir unmöglich, weiterzugehen.

Da lag ich nun und verwünschte den Graben, den Strick und die Verstauchung, aber das half mir alles nichts. Endlich sah ich einen Mann, der in der Nähe mit einem der in Flandern so gebräuchlichen Schubkarren vorbeizog. Ich rief ihn an und bot ihm einen Sechsfrankentaler, den einzigen, den ich noch besaß. Er lud mich auf seine Karre und brachte mich in das benachbarte Dorf. In seiner Wohnung legte er mich in sein Bett und rieb mir den Fuß mit Seifenspiritus ein. Seine Frau half ihm dabei aufs beste und sah sich dabei, immerhin mit einigem Erstaunen, meine Kleider an, die vom Schlamm des Grabens ganz beschmutzt waren. Man verlangte zwar keine Aufklärung von mir, aber ich sah wohl ein, daß ich ihnen eine geben mußte. Ich sagte ihnen daher mit kurzen Worten, ich hätte geschmuggelten Tabak über den Wall hinaufschaffen wollen, und sei dabei herabgefallen; meine Kameraden, durch Zollwächter verfolgt, seien gezwungen worden, mich im Stiche zu lassen. Und ich lege nun, fügte ich hinzu, mein Schicksal in die Hände meiner Wirte. Aber die braven Leute, die die Zollwächter ebenso sehr haßten, wie jeder Bewohner an irgendeiner Grenze, gaben mir die Versicherung, daß sie mich für nichts in der Welt verraten würden. Um sie zu prüfen, fragte ich, ob es kein Mittel gäbe, mich zu meinem Vater zu bringen, der nicht weit von hier wohne. Aber sie antworteten mir, ich würde mich dadurch nur in gefährlicher Weise öffentlich zeigen, und ich solle doch noch lieber einige Tage warten, bis ich wiederhergestellt sei. Um allen Verdacht zu entfernen, willigte ich ein, und es wurde sogar beschlossen, mich für einen Verwandten auszugeben, der zu Besuch gekommen sei. Überdies kümmerte sich niemand um mich.

Dieses Land mußte ich endlich verlassen; ich wollte nach Holland gehen, aber dazu brauchte ich Geld. Nach vierzehn Tagen entschloß ich mich endlich, einige Worte an Francine zu schreiben. Die Beförderung dieses Briefes trug ich meinem Wirt auf. Er führte seine Botschaft ausgezeichnet aus, und kam am Abend mit hundertzwanzig Franken in Gold zurück. Am anderen Tage verabschiedete ich mich von meinem Wirt; seine Forderung für die Kosten, die ich ihm verursacht hatte, war unglaublich bescheiden.

Sechs Tage später war ich in Ostende. Meine Absicht war, wie bei meiner ersten Reise nach Ostende, nach Amerika oder Indien zu fahren. Aber ich fand nur dänische oder hamburgische Kapitäne, die sich weigerten, mich ohne Paß aufzunehmen. Unterdessen schmolz das bißchen Geld, das ich von Lille mitgebracht hatte, zusehends zusammen, und ich mußte mich nächstens in einer Lage befinden, mit der man sich ja mehr oder weniger vertraut machen kann, die aber trotzdem sehr unangenehm ist. Das Geld verleiht gewiß weder Genie, noch Talent, noch Intelligenz; aber die Geistesruhe, die sichere Haltung, die es hervorbringt, ergänzen alle diese Eigenschaften, während dieselben Fähigkeiten bei vielen Menschen oft durch den Mangel an äußerer Haltung neutralisiert sind. Daher kommt es, daß gerade in dem Moment, wo man alle Mittel seines Geistes am nötigsten hätte, um sich Geld zu verschaffen, man sich durch den Mangel an Geld gerade dieser Mittel beraubt sieht. Eben in der Lage war ich nun; aber ich mußte zu Mittag essen, ein Unternehmen, das oft schwerer ist, als die mit Glücksgütern Bedachten dieses Jahrhunderts glauben, denn meistens bilden sie sich ein, es gehöre nur guter Appetit dazu.

Man hatte mir oft von dem abenteuerlichen und gewinnbringenden Leben der Schmuggler an der Küste erzählt. Die Gefangenen hatten mir dieses Leben mit Begeisterung gerühmt, denn oft widmen sich ihm

Menschen, die ihrem Vermögen und ihrer Position nach ein so gefährliches Treiben nicht nötig hätten, nur aus Leidenschaft. Ich selbst muß nun gestehen, daß ich keineswegs durch die Aussicht verführt wurde, ganze Nächte am Abhang steiler Felsen zuzubringen, mitten zwischen Klippen, preisgegeben allen Windstößen, und noch dazu den Flintenschüssen der Zollwächter.

So begab ich mich also mit einem wahrhaften Widerwillen nach dem Hause eines gewissen Peters, den man mir als Schmuggler bezeichnet hatte, der mir Beschäftigung geben könne. Ich fand den Chef in einer Art von Keller, den man fast für ein Schiffszwischendeck hätte halten können, so voll steckte er von Tauen, Segeln, Rudern, Hängematten und Tonnen. Peters stand mitten in einer dicken, rauchgeschwängerten Atmosphäre, und sah mich mit einem Mißtrauen an, das mir wenig Gutes zu versprechen schien. Meine Ahnungen verwirklichten sich auch bald, denn kaum hatte ich ihm meine Dienste angeboten, als er mit fürchterlichen Ohrfeigen auf mich losfuhr. Ich hätte mich ja gewiß leicht wehren können, aber ich war so verblüfft, daß ich gar nicht auf die Idee kam, mich zu verteidigen. Überdies sah ich im Hofe ein halbes Dutzend Matrosen herumwimmeln, und einen riesigen Neufundländer. Auf die Straße geworfen, suchte ich mir diese sonderbare Begegnung zu erklären, da fiel mir ein, daß Peters mich für einen Spion gehalten, und dementsprechend behandelt haben könne.

Dieser Gedanke bestimmte mich zum dem Mann zurück, dem ich solches Vertrauen eingeflößt hatte, daß er mir diese Geldquelle entdeckte. Zuerst lachte er sehr über mein Mißgeschick, aber dann sagte er mir ein Paßwort, das mir ungehindert Zutritt zu Peters verschaffen würde. Mit diesen Anweisungen versehen, machte ich mich aufs neue auf den Weg zu der furchterregenden Behausung, und ich füllte noch rasch meine Taschen mit großen Steinen, die im Falle eines neuen Angriffs dazu dienen könnten, meinen Rückzug zu decken. Glücklicherweise

war meine Munition nicht nötig. Auf die Worte: „Achtung vor den Haifischen“ (nämlich den Zollwächtern) wurde ich beinah freundschaftlich aufgenommen. Denn man sah gleich, daß meine Gewandtheit und meine Kraft mich ausgezeichnet für diesen Beruf geeignet machten, wo man oft in der größten Eile von einem Punkt zum anderen mächtige Lasten zu tragen hat.

Ich schlief bei Peters zusammen mit zwölf bis fünfzehn holländischen, dänischen, schwedischen, portugiesischen und russischen Schmugglern; Engländer gab's nicht, und nur zwei Franzosen, ich und ein Mann aus Bordeaux, der mich in den Pfiffen des Handwerks unterwies. Am zweiten Tage nach meiner Bestallung, zur Zeit, da gerade jeder seine Hängematte oder seinen Schragen bestieg, trat Peters auf einmal in unsere Schlafkammer, die nichts anderes war, als einfach ein Keller, so von Stückfässern und Ballen voll, daß wir mit Mühe Platz fanden, unsere Hängematten aufzuspannen. Gewöhnlich trug Peters die Kleidung eines Segelflickers. Aber nun hatte er sie ausgezogen. Er trug eine Filzmütze, ein rotes Wollhemd, das durch eine silberne Nadel (zugleich Reinigungsapparat für die Zündlöcher der Gewehre) auf der Brust zusammengehalten war und, hoch über die Knie herauf, ein Paar große Fischerstiefel.

„Halloh, hopp!“ schrie er und stampfte mit dem Kolben seines Karabiners auf die Erde. „Die Hängematten herunter! Wir schlafen an einem anderen Tag weiter. Man hat ‚das Eichhorn‘ für heute abend auf die Flutzeit signalisiert ... Wollen sehen, was es im Bauch hat ... Musselin oder Tabak ... Halloh, hopp, schnell meine Meerschweinchen! ...“

In einem Augenblick war alles auf den Beinen. Eine Kiste mit Waffen wurde geöffnet; jeder nahm sich einen Karabiner oder eine Donnerbüchse, zwei Pistolen und einen Dolch oder ein Enterbeil. Wir schütteten ein paar Gläser Schnaps herunter, füllten die Feldflaschen, und

zogen ab. Bis dahin waren wir nur zwanzig Personen gewesen, aber von einem Ort zum andern stießen noch immer einzelne Leute zu uns, die uns erwartet hatten. Als wir am Ufer des Meeres ankamen, waren wir siebenundvierzig Mann stark, ungerechnet zweier Weiber und einiger Bauern vom nächsten Dorf, die mit Lastpferden gekommen waren, welche man in der Höhlung eines Felsens versteckte.

Es war dichte Nacht: Der Wind drehte jeden Augenblick, und das Meer brach mit solcher Gewalt heran, daß ich nicht begriff, wie ein Schiff sich nähern konnte, ohne auf den Strand geworfen zu werden. In diesem Glauben bestärkte mich noch, daß ich beim Schein der Sterne ein kleines Fahrzeug mit vollen Segeln dahinjagen sah, als wenn es sich fürchtete, zu landen. Man erklärte mir aber, dieses Manöver habe nur den Zweck, sich zu versichern, daß alle Anordnungen zur Landung getroffen seien und keine Gefahr herrsche. Und wirklich steckte „das Eichhorn“ – als Peters einen Reflektor angezündet und sofort wieder ausgelöscht hatte – auf seinem Mastkorb eine Schiffslaterne auf; aber gleich den Leuchtkäfern in der Sommernacht zeigte sie sich nur gerade und verschwand sofort wieder. Darauf sahen wir, wie das Schiff gegen den Wind näherkam, und etwa in Büchenschußweite von uns hielt. Unser Haufe teilte sich nun in drei Pelotons, von denen zwei fünfhundert Schritt vorrückten, um die Zollwächter abzuhalten, falls es denen einfallen sollte, zu erscheinen. Die Mannschaft dieser Pelotons legte sich auf den Boden, jeder hatte um den linken Arm eine Schnur gebunden, die von einem zum anderen ging. Wenn man sich zu warnen hatte, so geschah das durch einen leichten Zug, und da jeder den Befehl hatte, auf dieses Zeichen einen Flintenschuß abzufeuern, so erhob sich dann auf der ganzen Linie ein Gewehrfeuer, das die Zollwächter unaufhörlich beunruhigte. Das dritte Peloton, bei dem ich stand, blieb

am Meeresufer, um den Ausladeplatz zu beschützen, und bei der Ausladung Hilfe zu leisten.

So war alles angeordnet; plötzlich hörte man einen Befehl, und der große Neufundländer, von dem ich schon gesprochen habe, sprang rasch in die schäumenden Wellen hinein, und schwamm schnell auf „das Eichhorn“ zu; einen Augenblick später sahen wir ihn, mit einem Tauende im Rachen, wiederkommen. Peters ergriff das Tauende schnell und fing an, daran zu ziehen, indem er uns ein Zeichen gab, ihm zu helfen. Ich gehorchte mechanisch auf den Befehl. Bald gewährte ich, daß nach einigen Klafterlängen am Ende des Taues zwölf kleine Tonnen gebunden waren, wie ein Rosenkranz, die zu uns herübergeschwommen kamen. Ich begriff, daß das Schiff sich dadurch ein weiteres Näherkommen an Land sparte, wobei es Gefahr gelaufen wäre, in der Brandung zu stranden.

In einem Augenblick waren die Tonnen, die mit einer Masse überzogen waren, die sie wasserdicht machte, abgebunden und auf die Pferde geladen, welche man sofort ins Land hineinführte. Die zweite Ladung wurde ebenso glücklich herübergeschafft. Aber in dem Moment, da wir die dritte in Empfang nahmen, meldeten uns einige Schüsse, daß unsere Posten angegriffen waren.

„Nun fängt der Tanz an,“ sprach Peters ganz ruhig, „wir wollen sehen, wer besser tanzt,“ und indem er seinen Karabiner zur Hand nahm, stellte er sich zu den Wachen. Das Feuer wurde sehr lebhaft, es kostete uns zwei Tote und einige Leichtverwundete. Nach dem Feuer der Zollwächter konnten wir abschätzen, daß sie uns an Zahl überlegen waren. Aber da sei einen Hinterhalt fürchteten, wagten sie nicht, uns anzugreifen, und wir unternahmen unseren Rückzug, ohne daß sie den mindesten Versuch machten, ihn zu stören. Gleich beim Anfang des Gefechts hatte „das Eichhorn“ die Anker gelichtet und die hohe See gewonnen, aus Furcht, das Gewehrfeuer möchte die

Kreuzer der Regierung in diese Gewässer locken. Man sagte mir, das Schiff werde seine Ausladung voraussichtlich an einem anderen Punkt der Küste vornehmen, wo die Schmuggler zahlreiche Verbündete hatten.

Ich kam in Peters Haus gegen Morgen zurück, warf mich auf meine Hängematte, und verließ sie achtundvierzig Stunden lang nicht. Die Anstrengungen dieser Nacht, die Feuchtigkeit, die meine Kleider durchnäßte, während dagegen die Arbeit mich ganz in Schweiß gesetzt hatte, die Unsicherheit meiner neuen Lage, all das vereinte sich, um mich ganz matt zu machen. Ich bekam Fieber; als es vorüber war, erklärte ich Peters, ich fände diesen Beruf zu beschwerlich, und er solle mich lieber wieder ziehen lassen. Er nahm die Sache viel ruhiger auf, als ich erwartet hatte, und ließ mir sogar hundert Frank auszahlen. Ich sagte ihm, ich wolle nach Lille zurückkehren; später habe ich erfahren, daß er mich einige Tage lang verfolgen und beobachten ließ, um sich zu überzeugen, ob ich ihm die Wahrheit gesagt hätte.

Und wirklich schlug ich den Weg nach Lille ein, denn mich quälte eine geradezu knabenhafte Sehnsucht, Francine wiederzusehen; sie wollte ich mit nach Holland nehmen, und wollte dort ein kleines Geschäft aufmachen. Aber meine Unvorsichtigkeit wurde bald bestraft. In einer Schenke saßen zwei Gendarmen und tranken, da sahen sie mich auf der Straße vorbeigehen; es kam ihnen in den Sinn, mir nachzugehen, um mich nach meinen Papieren zu fragen. An einer Straßenbiegung holten sie mich ein. Ihr Auftauchen verwirrte mich tief, und diese Verwirrung veranlaßte sie, mich auf mein Gesicht hin zu verhaften. Man setzte mich ins Gefängnis. Schon sah ich mich nach Möglichkeiten zum Ausbruch um. Da hörte ich die Gendarmen sagen: „Da seh einer an, die Gendarmen von Lille! ... nach wem streifen die umher? ...“ Und wirklich kommen zwei Leute von der Brigade zu Lille vors Gefängnis und fragen, ob es hier ein „Wild“ gebe. „Ja,“

antworteten die, die mich arretiert hatten, wir „haben einen da namens Léger (diesen Namen hatte ich mir beigelegt), bei dem wir keinen Paß gefunden haben.“ Die Tür geht auf, da tritt der Brigadier von Lille ein, der mich oft genug im Gefängnis gesehen hatte, und schreit: „Ach, du lieber Himmel, das ist ja Vidocq!“

Das mußte ich nun wohl zugeben. Und einige Stunden später zog ich zwischen meinen beiden Leibgardisten in Lille ein.

Sechstes Kapitel Zinnerne Schlüssel

Ich fand im „Kleinen Hotel“, wie wir das Gefängnis nannten, den größten Teil der Gefangenen wieder, welche ich vor meiner Entweichung hatte in Freiheit setzen sehen. Einige hatten sozusagen nur einen kleinen Ausflug gemacht. Sie waren unter der Beschuldigung neuer Verbrechen und neuer Vergehen verhaftet worden. Auf den Ruf hin, den mir meine verschiedenen Entweichungen eingebracht hatten, behandelten mich diese Menschen als einen Mann, auf den man sich verlassen könnte. Ich andererseits konnte mich nun auch nicht von ihnen fernhalten.

Ich saß in einer Zelle im zweiten Stock, zusammen mit einem gewissen Duhamel. Für sechs Frank verschaffte uns der Gefangene, der die Dienste des Schließers versah, zwei Sägen, einen Meißel und zwei Zangen. Wir hatten zinnerne Löffel: wahrscheinlich wußte der Gefängniswächter nicht, welchen Gebrauch die Gefangenen davon machen können. Ich wußte, daß der Schlüssel für alle Zellen auf unserer Etage derselbe war; nun machte ich mir aus einer großen Mohrrübe ein Modell des Schlüssels, dann verfertigte ich aus weichem Brot und Kartoffeln eine Gießform. Wir brauchten Feuer; dies verschafften wir uns, indem wir uns aus einem Stück Speck und den aus einer baumwollenen Mütze gemachten Dochten eine Lampe herstellten. Endlich wurde der Schlüssel in Zinn gegossen; er paßte noch nicht; erst nach mehreren Versuchen und zahlreichen Nachfeilungen konnte er unseren Zwecken dienen.

Nun waren wir Herren der Tür; es blieb uns nur noch übrig, ein Loch in der Mauer zu machen, die an den Speicher des Gefängnisses stieß. Ein gewisser Sallambier, der die letzte Zelle auf der Etage innehatte, fand ein

Mittel, dieses Loch herzustellen: er durchschnitt eine der Bohlen. Alles war nun zur Flucht bereit, sie sollte am Abend stattfinden, – da kam der Schließer und brachte mir die Nachricht, daß meine Haft in der Zelle zu Ende sei, ich würde nun mit den anderen zusammengesperrt werden.

Wohl nie wurde eine Gnade mit weniger Enthusiasmus aufgenommen, als diese. Alle meine Vorbereitungen waren also nichtig, und ich konnte wohl lange warten, bis eine so günstige Gelegenheit sich wieder bot. Ich mußte jedoch gute Miene zum bösen Spiel machen, und so folgte ich dem Schließer, den ich mitsamt seiner Gratulation zum Teufel wünschte. Diese Wendung versetzte mich in eine so gereizte Stimmung, daß alle Gefangenen es merkten. Einer von ihnen, dem ich den Grund meiner Niedergeschlagenheit anvertraute, machte mich ganz richtig darauf aufmerksam, welche Gefahr ich lief, wenn ich mit Menschen wie Sallambier und Duhamel entflohen wäre, Menschen, die vielleicht keine vierundzwanzig Stunden abgewartet hätten, um wieder einen Mord zu begehen. Er redete mir zu, sie allein ziehen zu lassen und auf eine andere Gelegenheit zu warten. Ich folgte seinem Rat, und das bekam mir wohl. Ich trieb die Vorsicht sogar so weit, daß ich dem Duhamel und Sallambier sagen ließ, man schöpfe gegen sie Verdacht, so daß sie keinen Augenblick zu verlieren hätten, um zu fliehen. Sie nahmen den Rat buchstäblich, und zwei Stunden später waren sie bereits bei einer Räuberbande. Die Bande bestand aus siebenundvierzig Personen, von denen achtundzwanzig den folgenden Monat zu Brügge hingerichtet wurden.

Die Flucht von Duhamel und Sallambier machte viel Aufsehen im Gefängnis, und selbst in der Stadt. Man fand die Umstände geradezu außerordentlich; aber, was dem Schließer am auffallendsten erschien, war, daß ich mich nicht mit dabei befand. Zunächst mußte der Schaden wieder gutgemacht werden: Arbeiter kamen, und unten

an der Treppe wurde eine Schildwache aufgestellt, die niemand herein- und herauslassen sollte. Da kam mir der Gedanke, gerade den Vorsichtsmaßregeln zum Trotz, das Loch zu benutzen, das zu meiner Flucht dienen sollte.

Francine, die mich jeden Tag besuchte, brachte mir drei Ellen dreifarbiges Band, das ich sie für mich kaufen ließ. Aus einem Stücke mache ich mir eine Schärpe, mit dem Reste schmücke ich mir den Hut und gehe, so geschmückt, an der Schildwache vorbei, die mich für einen Munizipaloffizier hält und das Gewehr präsentiert. Ich gehe rasch die Treppe hinauf. Wie ich an der Öffnung anlange, finde ich sie von zwei Schildwachen besetzt: die eine ist im Speicher, die andere im Korridor postiert. Ich sage zu dem einen wachthabenden Soldaten, es sei ganz unmöglich, daß ein Mann durch diese Öffnung hätte hindurchschlüpfen können, er behauptet das Gegenteil. Ich lasse mich nicht überzeugen, da meint sein Kamerad, ich könnte sogar in voller Kleidung durchkommen. Ich will's versuchen; ich gleite durch die Öffnung und befinde mich im Speicher. Ich tue, als ob ich mir dabei weh getan hätte und sage, daß ich mich gleich auf mein Zimmer begeben will.

„Warten Sie einen Augenblick,“ sagt der Soldat im Speicher, „ich will Ihnen die Tür aufmachen.“

Er dreht wirklich den Schlüssel im Schloß um, in zwei Sprüngen bin ich die Treppe hinunter und auf der Straße, noch immer mit meinen dreifarbigen Bändern geschmückt, derentwegen ich gewiß von neuem verhaftet worden wäre, wenn nicht schon Abenddämmerung geherrscht hätte.

Kaum bin ich draußen, als der Gefängniswärter, der mich nie aus den Augen verlor, ruft: „Wo ist Vidocq?“ Man antwortet ihm, ich mache einen Spaziergang im Hofe; er will sich selbst davon überzeugen, sucht mich umsonst, schreit in jedem Winkel des Hauses nach mir, bekommt

aber keine Antwort. Eine offizielle Haussuchung hatte auch nicht mehr Erfolg. Kein Gefangener hatte mich gesehen. Man mußte bald annehmen, daß ich mich nicht mehr im Gefängnis befand, aber wo war ich geblieben. Niemand wußte es, nicht einmal Francine, die mit der größten Unbefangenheit von der Welt erklärte, sie wisse nicht, wo ich stecke, denn sie habe mir das Band gebracht, ohne zu ahnen, zu welchem Zwecke ich es gebrauchte. Sie wurde trotzdem in Haft genommen, aber diese Maßregel nützte nichts; die Soldaten, die mich herausgelassen hatten, hüteten sich wohl, sich ihrer Heldentat zu rühmen.

Unterdessen verließ ich die Stadt und gelangte nach Courtrai. Da nahmen mich der Taschenspieler Oliver und der Seiltänzer Devoye in ihre Truppe auf, und ich spielte in der Pantomime mit. Da traf ich auch einige entsprungen Sträflinge wieder: ihre auffallende Kleidung, die sie immer trugen, aus dem einfachen Grunde, weil sie keine andere besaßen, diente großartig dazu, die Polizei auf ihre Spur zu lenken. Von Courtrai gingen wir nach Gent und von da zogen wir zur Messe nach Enghien. In Enghien waren wir schon den fünften Tag, und die Einnahme, die auf meinen Teil fiel, war reichlich, – da wurde ich eines Abends, in dem Moment, als ich die Bühne betreten wollte, von Polizeiagenten verhaftet: der Hanswurst der Truppe hatte mich aus Neid denunziert.

Man brachte mich wieder nach Lille, und dort erfuhr ich zu meinem lebhaften Bedauern, daß die arme Francine zu einem halben Jahre Gefängnis verurteilt worden war wegen Beihilfe zur Flucht. Der Schließer Baptist, dessen ganzes Verbrechen darin bestand, daß er mich für einen höheren Offizier gehalten und mich respektvoll aus dem Tor herausgehen hatte lassen, – der unglückliche Baptist wurde wegen des gleichen Verbrechens ebenfalls eingelocht. Ich wurde in das Departementgefängnis zu Douai eingeliefert, wo man mich in die Liste der gefährlichen Verbrecher eintrug, das heißt, ich wurde an

Händen und Füßen gefesselt ins Gefängnis gesetzt. Dort traf ich meinen Landsmann Desfosseux und einen jungen Mann Doyenette, der zu sechzehn Jahren Zuchthaus verurteilt war: er war angeklagt gewesen, in Gemeinschaft mit seinem Vater, seiner Mutter und zwei Brüdern unter fünfzehn Jahren einen Einbruchsdiebstahl begangen zu haben. Sie befanden sich schon seit vier Monaten in dem Kerker, in den ich nun gesetzt wurde; ihr Lager bestand aus Stroh, das von Ungeziefer zerfressen war, die Nahrung bildeten Brot, Bohnen und Wasser. Zunächst ließ ich also Lebensmittel kommen, die im Nu auch verschlungen waren. Dann sprachen wir von Geschäften, und meine Tischgenossen eröffneten mir, daß sie seit vierzehn Tagen an einem Loch unter dem Boden des Kerkers gruben; dieses Loch sollte zur Scarpe führen, die an den Mauern des Gefängnisses vorbeifließt. Mir kam das Unternehmen zunächst recht schwierig vor: man mußte eine Mauer von fünf Fuß Dicke durchbrechen, ohne den Verdacht des Gefängniswärters zu erwecken, der bei seinen häufigen Besuchen auch nicht die geringste Spur von Schutt sehen durfte.

Wir beseitigten dieses erste Hindernis, indem wir jede Handvoll Erde oder Kalk, die wir ausgruben, durch das vergitterte Fenster in die Scarpe warfen. Außerdem hatte Desfosseux ein Mittel gefunden, unsere Fesseln zu lösen, und so arbeiteten wir mit viel weniger Anstrengung und Mühe. Einer von uns befand sich stets in dem Loch; es war schon groß genug, um einen Menschen aufzunehmen. Wir glaubten bereits, so gut wie am Ende unserer Arbeit und unserer Gefangenschaft zu sein, als wir bei näherer Untersuchung fanden, daß das Fundament nicht, wie wir angenommen hatten, aus einfachen Steinen, sondern aus festen Sandsteinblöcken gemauert war. Dieser Umstand zwang uns, den unterirdischen Gang zu vergrößern, eine Woche lang arbeiteten wir ohne Pause. Um den Wächter, der die Runde machte, zu täuschen, pfl egten wir Rock und Hose

desjenigen, der sich gerade beim Graben befand, mit Stroh auszustopfen und die Puppe in die Lage eines schlafenden Menschen hinzulegen.

Nach fünfundfünfzig Tagen und ebenso vielen Nächten unglaublichster Arbeit waren wir endlich dem Ziele nah. Es blieb uns nur noch übrig, einen Stein vom Platze zu verrücken, und wir mußten am Ufer des Flusses sein. Alles schien uns zu begünstigen, der Wärter hatte seine Runde früher als sonst gemacht, und ein dichter Nebel gab uns die Gewißheit, daß die Brückenpatrouille uns nicht erblicken würde. Der lockergemachte Stein gibt unseren Kräften nach und fällt in die Tiefe, aber im selben Moment stürzt, wie von der Schleuse an einer Mühle befreit, das Wasser herein.

Wir hatten die Entfernungen schlecht berechnet. Unser Loch befand sich einige Fuß unter dem Wasserspiegel des Flusses. In wenigen Augenblicken war es überschwemmt. Wir wollten zuerst selbst in die Öffnung tauchen, aber die starke Strömung hinderte uns daran. Wir sehen uns schließlich gezwungen, selbst um Hilfe zu rufen, um nicht die ganze Nacht unter Wasser zu bleiben. Auf unser Geschrei kamen der Pförtner und die Schließer herbeigelaufen; sie waren starr vor Verwunderung, als sie uns bis an die Knie im Wasser stehen sahen. Bald war alles aufgeklärt, die Zelle wurde repariert, und uns sperrte man auf neue Art ein. Man kettete uns drei so zusammen, daß die geringste Bewegung des einen den beiden anderen fürchterliche Schmerzen verursachte.

Diese Katastrophe gab mir Veranlassung zu höchst traurigen Betrachtungen, aber die Stimme Desfosseux' entriß mich ihnen bald. Er sagte mir im Argot, daß wir nicht verzweifeln sollten, ich solle mir an ihm ein Beispiel nehmen und Mut fassen. Freilich, dieser Desfosseux besaß eine Charakterstärke, die nichts niederdrücken konnte. Halbnackt, aufs kahle Stroh geworfen, in einem Loch, in dem man kaum liegen konnte, dreißig Pfund

Ketten am Leibe – sang er noch aus vollem Halse und dachte an nichts, als an neue Mittel, zu entkommen. Die Gelegenheit dazu ließ nicht lange auf sich warten.

Wie viele Zuchthäusler, trug er stets im After ein Etui mit Feilen. Mit diesen Werkzeugen ausgerüstet, machte er sich an die Arbeit, und in weniger als drei Stunden fielen unsere Ketten – wir warfen sie zum Fenster hinaus in den Fluß. Der Wächter, der gekommen war, um nachzusehen, ob wir uns ruhig verhalten, fiel beinahe um, als er uns ohne Fesseln sah. Er fragt, was wir mit den Ketten gemacht hätten, wir antworten mit Scherzen. Gleich darauf kommt der Gefängnisinspektor in Begleitung eines Gerichtsdieners namens Hurtrel. Er stellt ein neues Verhör an, Desfosseux verliert die Geduld und ruft:

„Sie fragen, wo die Ketten sind? ... Tja! Die Würmer haben sie gefressen, und werden alle fressen, die Sie uns anlagen werden! ...“

Der Gefängnisinspektor merkte, daß wir das Kräutlein „Eisenschneid“ besitzen, das noch kein Botaniker je entdeckt hat, ließ uns entkleiden und suchte uns von Kopf bis zu den Zehen ab. Dann legte man uns neue Ketten an, aber auch diese wurden auf dieselbe Art in der nächsten Nacht durchfeilt – denn das kostbare Etui war nicht gefunden worden. Diesmal machten wir uns sogar das Vergnügen, sie in Gegenwart des Inspektors und Hurtrels abzustreifen; sie wußten gar nicht, was sie denken sollten. Selbst in der Stadt verbreitete sich das Gerücht; im Stadtgefängnis säße ein Zauberer, der durch bloße Berührung Ketten zu sprengen vermöge. Um all diesem Gerede, das auch die anderen Gefangenen auf den Gedanken bringen konnte, sich ihrer Ketten zu entledigen, ein Ende zu machen, ordnete der Staatsanwalt an, uns in Einzelhaft zu schließen und mit einer besonderen Sorgfalt zu bewachen; diese Anordnung hinderte uns jedoch nicht, Douai früher zu verlassen, als er und selbst wir es erwartet hatten. Zweimal wöchentlich

durften wir uns mit unseren Advokaten beraten. Das fand in einem Korridor statt, dessen eine Tür zum Gerichtshof führte. Ich fand Gelegenheit, mir einen Schlüsselabdruck von dieser Tür zu verschaffen. Desfosseux stellte einen Schlüssel her, und eines schönen Tages, als mein Advokat sich gerade einem anderen Gefangenen widmete, der wegen Doppelmordes angeklagt war, spazierten wir alle drei unbemerkt zur Tür hinaus. Zwei andere Türen, den wir begegneten, waren im Nu eingeschlagen, und bald war das Gefängnis weit hinter uns. Aber mich beunruhigte eins: unser ganzes Vermögen bestand aus sechs Franken, und ich sah keine Möglichkeit, mit diesem Schatz sehr weit zu kommen. Ich sage es meinen Kameraden, sie sehen mich mit einem finsternen Lächeln an. Ich wiederhole meine Frage, sie gestehen mir, daß sie in der folgenden Nacht in einem Landhaus in der Nähe, das sie genau kennen, einbrechen wollen.

Das war nun nicht mein Fall. Ich hatte mir Desfosseux' Geschicklichkeit wohl zugute kommen lassen, um dem Gefängnis zu entkommen, aber ich war weit davon entfernt, mich an einem solchen Verbrechen zu beteiligen. Aber ich hielt es für besser, nichts zu erwidern. Am Abend befanden wir uns in der Nähe eines Dorfes auf dem Wege nach Cambrai. Wir hatten seit dem Frühstück im Gefängnis nichts genossen, und der Hunger wurde quälend. Es mußten im Dorfe Lebensmittel aufgetrieben werden. Der Anblick meiner halbnackten Gefährten konnte leicht Verdacht erwecken; so wurde ausgemacht, daß ich auf Proviant ausgehen sollte. Ich begeben mich in eine Herberge, kaufe Brot und Branntwein und gehe zu einer anderen Tür hinaus. Ich verschwinde nach der entgegengesetzten Seite zu jener, wo sich meine beiden Gefährten befinden, und bin sie auf diese Weise los. Ich marschiere die ganze Nacht und mache erst gegen Morgen halt, um in einem Heuschaber ein paar Stunden zu schlafen.

Vier Tage später war ich in Compiègne. Ich näherte mich immer mehr Paris, wo ich Lebensmöglichkeiten zu finden hoffte, denn ich glaubte, daß meine Mutter mir bald etwas Geld schicken würde. In Louvre begegnete ich einer Abteilung schwarzer Husaren und fragte den Quartiermeister, ob es nicht möglich sei, in ihren Dienst einzutreten. Er antwortete nein, aber der Leutnant war von meiner Lage gerührt und bot mir die Stellung eines Stallknechts für die Pferde, die er in Paris kaufen sollte, an. Ich nahm bereitwillig an. Unter der neuen Uniform versteckt, verloren in den Reihen eines zahlreichen Regiments, wiegte ich mich in Sicherheit und dachte schon daran, meine Laufbahn als Militär zu machen, aber ein unglücklicher Zufall stürzte mich wieder in den Abgrund.

Als ich eines Morgens in mein Quartier zurückkehrte, begegnete ich einem Gendarmen, der aus Douai nach Guise versetzt worden war. Er hatte mich so oft und so ausgiebig gesehen, daß er mich auf den ersten Blick erkannte und mich anrief. Wir befanden uns mitten in der Stadt, an eine Flucht zu denken war unmöglich. Ich gehe auf ihn zu, grüße ihn und tue, als ob ich entzückt sei, ihn zu sehen. Er erwidert meine Zutunlichkeit, aber mit einer sauren Miene, die nichts Gutes verspricht. Unterdessen kommt ein Husar aus meiner Eskadron vorbei, sieht mich mit dem Gendarmen sprechen und ruft mir zu:

„Nanu, Lannoy, was hast du mit dem Gendarmen zu tun?“

„Lannoy?“ fragt der Gendarm erstaunt.

„Ja, das ist mein Kriegsname.“

„Das wollen wir doch erst abwarten,“ ruft er und packt mich am Schlafittchen. So muß ich ihm folgen. Meine Identität wird festgestellt, und ich werde nach Douai abgeschoben.

Dieser letzte Schlag drückte mich völlig nieder. Das einzige, was mich noch einigermaßen trösten konnte, war, daß ich mich von Desfosseux und Doyenette getrennt hatte. Sie wurden vier Tage nach unserer Flucht wieder verhaftet. Man fand bei ihnen noch Sachen, die von einem Einbruchsdiebstahl bei einem Händler in Pont-à-Marcq herrührten. Bald sah ich sie wieder; als sie ihr Erstaunen über mein plötzliches Verschwinden ausdrückten, sagte ich, ich wäre in der Herberge einem Gendarmen begegnet, so daß ich mich aus dem Staube hätte machen müssen. So waren wir wieder vereinigt und schmiedeten von neuem Fluchtpläne.

Eines Abends sahen wir einen Transport Arrestanten ankommen, von denen vier in dasselbe Zimmer mit uns gesetzt wurden. Dies waren die Brüder Duhesme, reiche Landwirte aus Bailleul. Sie hatten den besten Ruf genossen, bis ein Zufall ihr Leben ins wahre Licht setzte. Diese vier Individuen, riesenstarke Gesellen, standen an der Spitze eine Räuberbande, die der Schrecken der Gegend war, ohne daß man jedoch ihre Mitglieder hätte entdecken können. Durch das Geschwätz der kleinen Tochter eines der Duhesme kam endlich das Pulverfaß zum Explodieren. Das Kind unterhielt sich mit einer Nachbarin und sagte, sie hätte vergangene Nacht große Angst ausgestanden.

„Warum denn?“ fragte die Nachbarin etwas neugierig.

„Ach, Papa war da mit den schwarzen Männern.“

„Was sind das für schwarze Männer?“

„Das sind die Männer, die oft mit Papa in der Nacht weggehen ... und dann kommen sie am Tage wieder und zählen das Geld auf die Bettdecke auf ... Mama leuchtet mit einer Laterne, und Tante Geneviève auch, denn meine Onkel sind mit den schwarzen Männern. Ich fragte mal Mama, was das zu bedeuten hätte ... da sagte sie: sei

schön still, mein Kind, Papa hat eine schwarze Henne, die ihm Geld bringt, aber nur in der Nacht; um sie nicht zu verscheuchen, muß man sich das Gesicht so schwarz machen wie ihr Gefieder. Aber sei artig, wenn du jemandem erzählst, was du gesehen hast, wird die schwarze Henne nicht mehr kommen ...“

Die Nachbarin teilte ihre Vermutungen ihrem Manne mit, dieser fragte seinerseits die Kleine aus, und die Polizei wurde benachrichtigt ... Der jüngste von den Duhesme trug in seiner Schuhsohle eine Messerklinge, die er während des Transports von Bailleul nach Douai dort versteckt hatte. Da er hörte, daß ich im Gefängnis sozusagen zu Hause war, teilte er mir sein Geheimnis mit und fragte mich, ob wir nicht einen Fluchtversuch wagen könnten. Ich überlegte mir das noch, als der Friedensrichter mit einigen Gendarmen erschien und in meiner Zelle eine strenge Durchsuchung und eine Leibesvisitation vornehmen ließ. Niemand von uns wußte den Grund davon, aber ich hielt es für ratsam, eine kleine Feile, die ich bei mir hatte, im Munde zu verstecken. Einer der Gendarmen hatte aber meine Bewegung bemerkt und rief: „Er verschluckt es gerade!“

Was war das? Alle sehen sich um, und da erfahren wir, daß man ein Petschaft sucht, das zum Siegeln eines unterschobenen Befreiungsbefehls gedient hatte. Da der Verdacht auf mich fiel, wurde ich in das Gefängnis des Stadthauses geworfen. Hier wurde ich so gefesselt, daß meine rechte Hand am linken Bein, und meine linke Hand am rechten Bein festgebunden war. Das Gefängnis war so feucht, daß das Stroh, auf das man mich geworfen hatte, in zwanzig Minuten naß wurde, als ob es aus dem Wasser gezogen sei.

Ich blieb acht Tage in dieser entsetzlichen Lage. Endlich entschloß man sich, mich ins gewöhnliche Gefängnis zurückzubringen. Man hatte eingesehen, daß ich das Petschaft nicht verschluckt haben konnte, ohne es auf

gewöhnlichem Wege wieder von mir geben zu müssen. Als ich diese Nachricht vernahm, stellte ich mich, wie man in solchen Fällen immer zu tun pflegt, sehr schwach. Ich konnte kaum das Tageslicht ertragen. Die ungesunde Luft des Kerkers ließ eine solche Schwäche sehr natürlich erscheinen. Die Gendarmen gingen auch richtig auf den Leim. Sie trieben die Gefälligkeit so weit, daß sie mir die Augen mit einem Taschentuch bedeckten. Wir fuhren in einem geschlossenen Wagen. Unterwegs reiße ich das Tuch herunter, öffne mit grenzenloser Flinkheit den Schlag und springe auf die Straße. Die Gendarmen wollen mir nachspringen, verwickeln sich aber in ihren Säbeln und Schaftstiefeln, und sind erst aus dem Wagen gestiegen, als ich schon einen bedeutenden Vorsprung hatte. Ich schleiche mich sofort aus der Stadt und erreiche bald mit dem Geld, das ich von meiner Mutter vor kurzem erhielt, Dünkirchen. Ich hatte die Absicht, mich einzuschiffen und machte auch bald die Bekanntschaft des Superkargos einer schwedischen Brigg, der mir versprach, mich an Bord zu nehmen.

In Erwartung der Abfahrt, schlug mir mein neuer Freund vor, ihn nach Saint-Omer zu begleiten, wo er eine Partie Zwieback kaufen wollte. Unter meinen Seemannskleidern fühlte ich mich geborgen. Ich mache die Reise mit. Aber mein heftiger Charakter läßt mich bei einer Rauferei in einer Herberge nicht bloßer Zuschauer bleiben. Ich werde als Ruhestörer verhaftet und auf die Wache gebracht. Dort verlangt man meine Papiere, ich habe keine, da meine Antworten vermuten lassen, daß ich aus irgendeinem Gefängnis geflüchtet sei, werde ich am nächsten Tage nach Douai abgeschoben, ohne daß ich auch nur von meinem Vorgesetzten Abschied nehmen kann. – Der muß sich schön gewundert haben!

In Douai werde ich von neuem ins Gefängnis eingeliefert. Infolge eines Streites mit den Schließern, währenddessen ich zu aktiv eingriff, wurde ich in ein dunkles Loch geworfen, das unter dem Stadtturm lag. Es waren unser

dort fünf Mann. Der eine, ein zum Tode verurteilter Deserteur, sprach nur von Selbstmord. Ich redete ihm zu, lieber nach Mitteln zu suchen, um aus diesem entsetzlichen Kerker zu entkommen, wo die Ratten wie die Kaninchen in einem Gehege umherliefen, unser Brot wegfraßen und in der Nacht an uns herumnagten.

Wir hatten einem Soldaten der Nationalgarde, die im Gefängnis den Dienst versah, das Bajonett gemaust; damit begannen wir, in der Mauer ein Loch zu graben. Wir gruben in der Richtung, wo wir einen Schuster auf seine Leisten schlagen hörten. In zehn Tagen und zehn Nächten waren wir sechs Fuß vorgedrungen, – das Klopfen des Schusters kam immer näher. Am elften Tage, morgens, schob ich einen Backstein beiseite und sah das Tageslicht. Das Licht kam von einem Fenster, das auf die Straße ging und den Kaninchenstall des Pförtners beleuchtete; der Stall grenzte an unseren Kerker.

Diese Entdeckung verlieh uns neue Kräfte. Als die Abendkontrolle vorbei war, schafften wir alle bereits losgelösten Steine aus dem Loch; das können etwa zwei Wagen voll gewesen sein. Wir legten die Steine vor die Tür, die nach innen aufging, so daß die Tür verbarriadiert wurde. Dann machten wir uns mit so viel Eifer an die Arbeit, daß wir bei Tagesanbruch ein Loch von sechs Fuß Tiefe hatten, das nur noch zwei Fuß von seinem Ziel entfernt war. Aber, da kam auch schon der Wärter mit den Rationen. Als die Tür nicht aufgehen wollte, schaute er durch das Guckloch und erblickte zu seiner maßlosen Verwunderung den Steinhaufen. Er forderte uns auf, zu öffnen, wir weigerten uns. Die Wache kam, dann der Gefängnisinspektor, dann der Staatsanwalt, dann die Munizipaloffiziere in ihren dreifarbigem Bändern. Man unterhandelte, währenddessen arbeitete einer von uns immer weiter am Loch. Wir hätten vielleicht entweichen können, bevor die Tür erbrochen wurde, wenn nicht ein unvorhergesehenes Ereignis uns die letzte Hoffnung genommen hätte.

Als die Frau des Pförtners ihren Kaninchen Futter brachte, bemerkte sie auf dem Fußboden frisch herabgefallenen Schutt. Im Gefängnis ist nichts ohne Belang. Sie sah sich sorgfältig die Mauer an und, obwohl die letzten Backsteine wieder auf ihren Platz gestellt waren, um das Loch zu verdecken, bemerkte sie, daß sie locker waren. Sie ruft um Hilfe, die Wache eilt herbei, mit einem Kolbenstoß werden die Backsteine auseinandergerissen, und wir sind geliefert. Von zwei Stellen ruft man uns zu, daß wir uns ergeben müßten, sonst würde man feuern. Wir weigern uns immer noch. So viel Erbitterung setzt die Behörde in Verwunderung. Man läßt uns einige Stunden allein, damit wir uns beruhigen. Gegen die Mittagsstunde erscheint ein Munizipaloffizier am Guckloch und bietet uns Amnestie an. Wir gehen darauf ein, aber kaum haben wir unsere spanischen Reiter weggeräumt, da überfällt man uns mit Kolbenstößen, Säbelhieben und Schlüsselschlägen; selbst der Hund des Pförtners legt sich mit ins Zeug. Er springt mir in die Lenden, und sofort bin ich mit Bißwunden bedeckt. Man zerrt uns in den Hof, wo uns eine Schar von fünfzehn Mann zu Boden wirft und uns Fesseln angelegt werden. Darauf wirft man mich in einen Kerker, der noch viel entsetzlicher ist als der, den ich soeben verlassen habe. Erst am nächsten Tage erscheint der Krankenwärter, um mir die Bißwunden und Quetschungen, mit denen ich bedeckt war, zu verbinden.

Kaum war ich von diesem Zwischenfall wiederhergestellt, als der Tag des Gerichtes herankam ...

Ich wurde zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt! ...

Siebentes Kapitel

Die Briefe aus Jerusalem

Erschöpft von Mißhandlungen aller Art, erschöpft von einer Überwachung, die seit meiner Verurteilung noch verdoppelt wurde, hütete ich mich wohl, Berufung einzulegen – ich hätte dann noch einige Monate länger im Untersuchungsgefängnis bleiben müssen. Was mich in meinem Entschluß noch bestärkte, war die Nachricht, daß die Verurteilten sofort nach Bicêtre abgeführt werden und von dort dem Hauptschub für das Zuchthaus zu Brest angegliedert werden sollten. Ich brauche wohl nicht erst bemerken, daß ich unterwegs zu flüchten hoffte.

Der Befehl zur Abfahrt traf endlich ein und wurde, was man von Menschen, die ins Bagno gehen, kaum glauben kann, mit Enthusiasmus aufgenommen, – so sehr waren alle von den Quälereien des Aufsehers Martin mürbe gemacht. Aber unsere neue Lage war nicht weniger als angenehm. Der Häscher Hurtrel, der uns begleitete, hatte Fesseln eines neuen Systems herstellen lassen: an jedem Bein trugen wir eine Kugel von fünfzehn Pfund, durch dicke Armringe wurden je zwei und zwei Mann aneinandergeschlossen. Es war demnach unmöglich, durch Geschicklichkeit zu entkommen zu trachten. Nur ein Gesamtüberfall konnte uns retten. Ich machte den Vorschlag. Meine vierzehn Gefährten nahmen ihn an, und es wurde verabredet, daß im Walde von Compiègne der Plan verwirklicht werden sollte. Desfosseux war auch mit im Zug; mit Hilfe der Feilen, die er immer noch im Darm trug, waren innerhalb von drei Tagen die Ketten durchsägt, eine Kittschicht verbarg die Spuren der Feile vor den Augen der Wächter.

Wir treten in den Wald ein. An einer bestimmten Stelle ertönt das Signal, die Ketten fallen, wir springen aus den Wagen, in denen wir eingepfercht sind, und gewinnen das

Freie. Aber die fünf Gendarmen und acht Dragoner, die unsere Eskorte bilden, verfolgen uns, mit dem Säbel in der Hand. Wir verschanzen uns hinter den Bäumen, mit Steinen bewaffnet, die wir vom Wege auflesen, und einigen Waffen, die wir im ersten Moment der Verwirrung an uns gerissen haben. Die Soldaten zögern einen Augenblick, aber da sie gut bewaffnet und zu Pferde sind, so ermannen sie sich bald. Auf den ersten Schuß fallen zwei von uns tot hin, fünf sind schwer verwundet, und die übrigen werfen sich auf die Knie und bitten um Gnade. Wir mußten uns also ergeben. Desfosseux, ich und einige andere, die sich noch hielten, bestiegen wieder den Karren. Hurtrel, der in respektvoller Entfernung vom Scharmützel gestanden hatte, lief jetzt auf einen der Unglücklichen zu, der ihm nicht schnell genug ging, und versetzte ihm einen Säbelhieb in den Rücken. Eine solche Niedertracht empörte uns. Die Arrestanten, die ihre Plätze noch nicht wieder eingenommen hatten, ergriffen wieder Steine, und ohne die Dragoner wäre Hurtrel totgeschlagen worden. Dieser Vorfall machte den Quälereien Hurtrels ein Ende: von nun an näherte er sich uns nur noch zitternd.

In Senlis brachte man uns in ein Untersuchungsgefängnis, das zu den widerwärtigsten gehörte, die ich kenne. Da der Aufseher zugleich das Amt eines Feldhüters versah, so wurde das Haus von seiner Frau verwaltet, und was für einer Frau! Da wir besonderer Obhut empfohlen waren, suchte sie an uns die verborgensten Stellen ab, um sich zu überzeugen, daß wir nichts hätten, das einer Flucht dienen könnte. Einmal waren wir gerade dabei, die Mauern abzutasten, als wir eine heisere Stimme schreien hörten. „Bande! Wenn ich erst mit meiner Peitsche komme, werdet ihr schon lernen, euch ruhig zu verhalten!“ Wir ließen uns das nicht zweimal sagen, und man verhielt sich schön still. Am nächsten Tage kamen wir in Paris an, man führte uns die

äußeren Boulevards entlang, und um vier Uhr nachmittags standen wir vor dem Gefängnis Bicêtre.

„Da sind wir nun,“ sagte Desfosseux, der an meiner Seite saß. „Siehst du das viereckige Gebäude? ... Das ist das Gefängnis.“

Man ließ uns an einer Tür absteigen, vor der eine Schildwache stand. In der Kanzlei wurden wir nun registriert, unser Signalement sollte erst am nächsten Tage aufgenommen werden. Ich bemerkte jedoch, daß der Aufseher mich und Desfosseux mit besonderer Neugier ansah und schloß daraus, daß wir von Hurtrel bereits empfohlen waren: seit der Geschichte im Walde von Compiègne fuhr er uns stets eine Viertelstunde voraus.

Türen, die doppelt mit Eisen beschlagen waren, öffneten sich, und wir wurden auf einen großen, viereckigen Hof geführt, wo etwa sechzig Gefangene Barlauf spielten; sie schrien dabei so, daß das Haus dröhnte. Bei unserem Erscheinen wurde das Spiel unterbrochen, alle umringten uns, und besahen überrascht die Ketten, die wir an hatten. Desfosseux, der hier wie zu Hause war, stellte uns als die tüchtigsten Kerle des ganzen Departements vor.

Sobald man uns der Fesseln entledigt hatte, wurde ich in die Kantine geschleift. In zwei Stunden hatte ich tausend Einladungen zu genügen. Aber da kam ein großer Mann in Polizeimütze, der Saalinspektor, und führte mich in einen weiten Raum, der „Fort-Mahon“ genannt wurde. Hier zogen wir die Hauskleidung an, die aus einem halb schwarzen und halb grauen Anzug bestand. Der Inspektor sagte mir, ich sei zum Brigadier ernannt, das heißt, ich hätte die Austeilung der Lebensmittel zu besorgen. Ich bekam infolgedessen auch ein ziemlich gutes Bett, während die anderen auf Feldbetten schliefen.

Zu jener Zeit mochte das Gefängnis Bicêtre, das eine besonders scharfe Bewachung hatte, etwa zwölfhundert Gefangene zählen. Sie waren furchtbar zusammengepfercht, und die Haltung der Wärter war nicht dazu angetan, das Schreckliche ihrer Lage zu mildern: wütende Gesichter, barsche Stimmen, grobe Reden. Sie taten stets so, als sei der Gefangene ihr Todfeind, aber eine Flasche Wein oder ein Taler besänftigte sie bald. Sie ließen schließlich jede Ausschweifung, jedes Laster zu, und wenn man nur keinen Fluchtversuch machte, konnte man im Gefängnis alles tun, was man wollte. So machten die Personen, die wegen Sittlichkeitsverbrechens eingesperrt waren, im Gefängnis die hohe Schule des Lasters durch, und die Diebe trieben im Gefängnis selbst ihr Gewerbe weiter, ohne daß je ein Aufseher Anzeige darüber erstattet hätte.

Kam aus der Provinz ein Mann in guter Kleidung an, der zum erstenmal eine Strafe verbüßte und noch nicht in die Sitten und Bräuche des Gefängnisses eingeweiht war, so riß man ihm im Nu seine Kleider vom Leibe, und verkaufte sie ruhig in seiner Gegenwart an den Meistbietenden. Hatte er Schmuck oder Geld bei sich, so ging's dem ebenso, und wenn es zu lange dauerte, die Ohrringe von den Ohren loszumachen, so riß man sie mitsamt dem Ohrläppchen ab. Der Betroffene wagte aber nicht, das anzuzeigen. Man warnte ihn im voraus, daß man ihn dann in der Nacht an den Pfosten seiner Zelle aufknüpfen würde.

Das waren aber nicht die einzigen Mißstände – es gab noch viel schrecklichere. Die Unverschämtheit der Diebe und die Verworfenheit der Aufseher ging so weit, daß man im Gefängnis ganz offen Prellereien und Spitzbübereien vorbereitete, die dann außerhalb des Gefängnisses ausgeführt wurden. Ich will nur eine dieser Machinationen schildern; sie wird genügen, um einen Begriff von der Leichtgläubigkeit der Düpierten und der Schamlosigkeit der Gauner zu geben.

Die Gefängnisinsassen verschafften sich die Adressen von reichen Provinzlern, was ja beim ständigen Zufluß von Arrestanten nicht schwer war, und richteten dann an sie Briefe, die im Gaunerjargon „Briefe aus Jerusalem“ genannt wurden. Die Briefe hatten ungefähr folgenden Inhalt:

„Sehr geehrter Herr!

Sie werden gewiß erstaunt sein, diesen Brief von einem Ihnen Unbekannten zu erhalten, der Sie um einen Gefallen bittet; aber in der traurigen Lage, in der ich mich befinde, wäre ich verloren, wenn edelmütige Menschen mir nicht zu Hilfe kämen. Ich wende mich an Sie, denn man hat mir so viel Gutes von Ihnen erzählt, daß ich keinen Augenblick zögere, mich Ihnen anzuvertrauen.

Ich war Kammerdiener beim Marquis X. und emigrierte mit ihm. Um keinen Verdacht zu erwecken, wanderten wir zu Fuß; ich trug das Gepäck, unter dem sich eine Kassetten mit sechzehntausend Franken in Gold, und den Diamanten der seligen Frau Marquise befand. Wir hatten beinahe die Armee von ... erreicht, als Steckbriefe zu unserer Verfolgung erlassen wurden. Als der Herr Marquis merkte, in welcher Gefahr wir waren, hieß er mich die Kassetten in einem tiefen Moor verstecken, damit wir nicht erkannt würden, falls man uns anhalten sollte. Ich wollte in der folgenden Nacht zurückkehren, um die Kassetten zu holen, aber die Bauern, die sich beim Geläut der Sturmglocke des Abteilungskommandanten zusammenrotteten, überfielen das Gehölz, in dem wir lagen, so daß wir nur an Flucht denken konnten. Als wir im Ausland ankamen, erhielt der Herr Marquis einige Unterstützung vom Prinzen Y., aber diese Quelle versiegte bald, und er beschloß, mich die Kassetten holen zu lassen, die im Moor verborgen lag. Ich zweifelte keinen

Augenblick, daß ich sie wiederfinden würde, um so mehr, da ich an dem Tage, nachdem ich sie verborgen hatte, aus dem Gedächtnis einen Plan der Gegend aufzeichnete, für den Fall, daß wir lange nicht wieder hinkommen sollten.

Ich machte mich also auf den Weg, kam in Frankreich an und erreichte ohne Zwischenfälle das Dorf, das sich in der Nähe des betreffenden Waldes findet. Sie kennen sicher dieses Dorf, da es sich dreiviertel Meile von Ihrer Besetzung befindet. Ich rüstete mich schon, meinen Auftrag zu erfüllen. Aber der Gastwirt, bei dem ich logierte, war ein wütender Jakobiner; er hatte meine Verlegenheit bemerkt, als er mich aufforderte, auf das Wohl der Republik zu trinken. Er ließ mich als verdächtigtes Individuum verhaften. Da ich keinen Ausweis besaß, und zudem das Unglück hatte, einer Person zu ähneln, die wegen Postüberfalls gesucht wurde, so schleppte man mich aus einem Gefängnis ins andere, um mich mit meinen angeblichen Komplizen zu konfrontieren.

So bin ich nach Bicêtre gelangt, wo ich seit zwei Monaten in Haft sitze.

In dieser entsetzlichen Lage erinnerte ich mich, daß einmal eine Verwandte meines Herrn, die in Ihrer Gegend ein Gut besaß, Ihren Namen genannt hatte. Ich bitte Sie nun dringend, mir umgehend mitzuteilen, ob Sie mir den Dienst erweisen würden, die Kasette zu heben und mir einen Teil des darin enthaltenen Geldes zu übersenden. Ich könnte dann meinen dringendsten Bedürfnissen abhelfen und meinen Anwalt bezahlen, der mir versichert, daß ich mich mit einer kleinen Summe aus der Affäre ziehen könnte.

In vorzüglicher Hochachtung usw.
Unterschrift

Von hundert Briefen dieser Art wurden immer etwa zwanzig beantwortet. Der biedere Provinzmann schrieb, daß er den Schatz gerne heben wolle. Darauf folgte ein neues Schreiben von dem angeblichen Kammerdiener, des Inhalts, daß er in äußerster Not gezwungen gewesen wäre, die Kiste, in deren Doppelboden der betreffende Plan sich befände, bei dem Gefängniswärter für eine geringe Summe zu versetzen. Sofort kam das Geld, man erhielt auf diese Art Summen von zwölf- bis fünfzehnhundert Franken. Manche Personen, die es besonders schlau anfangen wollten, kamen sogar selbst tief aus dem Schoße der Provinz nach Bicêtre und hier wurde ihnen der Plan des Waldes ausgehändigt, der wie die phantastischen Wälder in den Ritterromanen ewig vor ihnen zurückweichen sollte. Selbst Pariser gingen in die Schlinge. Man wird sich noch des Tuchhändlers aus der Rue des Prouvaires erinnern, der dabei ertappt wurde, wie er die Brückenbogen von Pont-Neuf untergrub, weil er da unten die Diamanten der Herzogin von Bouillon zu finden hoffte.

Ich selbst hatte nur einen Gedanken: dem Zuchthause entfliehen, einen Seehafen erreichen und mich einschiffen! Ich dachte Tag und Nacht über die Mittel nach, aus Bicêtre zu entkommen. Endlich fiel mir ein, daß man durch einen Durchbruch des Fußbodens im Fort Mahon in die Wasserleitungsrohre, und von da durch einen kurzen unterirdischen Gang in die Irrenabteilung gelangen könne, und von dort konnte es nicht schwer sein, hinauszukommen. Dieser Plan wurde auch innerhalb von zehn Tagen und ebenso vielen Nächten ausgeführt.

Endlich, am 13. Oktober 1797, um zwei Uhr morgens stiegen wir, vierunddreißig Mann, in das Wasserleitungsrohr. Wir sind mit mehreren Blendlaternen versehen, und haben auch bald einen unterirdischen Gang gebohrt, durch den wir in den Hof des Irrenhauses gelangen. Nun handelt es sich nur noch darum, eine

Leiter zu finden, oder irgend etwas, mit dem man über die Mauern kann. Endlich kommt uns eine lange Stange in die Hände, wir lösen, wer zuerst hinaufklettern soll – aber da wird die Stille der Nacht von einem Kettengerassel unterbrochen. Aus einer Nische in einer Ecke des Hofes kommt ein Hund zum Vorschein. Wir bleiben unbeweglich, verhalten den Atem, denn der Moment ist entscheidend. Das Tier gähnt, reckt sich, als wenn es seinen Platz ändern wollte, und scheint in seine Nische zurückzukehren. Wir hielten uns schon für gerettet. Aber plötzlich dreht er den Kopf nach der Seite, wo wir zusammengedrängt stehen, und sieht uns mit Augen an, die zwei glühenden Kohlen gleichen. Auf ein dumpfes Knurren folgt ein lautes Gebell, von dem das Haus nur so dröhnt. Desfosseux wollte zuerst versuchen, dem Kläffer den Hals umzudrehen, aber das verfluchte Biest war von einer Größe, die den Erfolg dieses Kampfes sehr zweifelhaft machte. Es schien uns das klügste zu sein, uns in einer offenen Baracke zusammenzukauern, die als Speiseraum der Irrsinnigen diente. Aber der Hund setzte sein Konzert fort, bald stimmten andere Hunde mit ein, und es entstand ein solcher Heidenlärm, daß der Saalinspektor Giroux merkte, es müsse etwas Ungewöhnliches vorgefallen sein. Da er seine Leute kannte, sah er zuerst nach dem Fort-Mahon; er wollte beinahe umfallen, als er hier niemanden fand. Auf sein Geschrei lief alles herbei: der Pförtner, die Schließer, die Wache. Bald hatte man den Weg entdeckt, den wir genommen hatten. Man bediente sich dieses Weges, um in den Hof des Irrenhauses zu gelangen, und hier lief der Hund, von seiner Kette losgemacht, sofort auf uns zu. Die Wache überfiel den Raum, in dem wir uns befanden, mit gekreuztem Bajonett, also ob es gälte, eine Schanze zu erstürmen. Man legte uns Handschellen an – das galt stets als Vorspiel zu wichtigen Begebenheiten in unserem Gefängnis. Dann wurden wir nicht mehr auf Fort-Mahon zurückgeführt, sondern in den Kerker geworfen. Aber man mißhandelte uns nicht.

Achtes Kapitel

Der Sträflingstransport

Es war am 20. November 1797; den ganzen Morgen über bemerkte man im Gefängnis eine ungewöhnliche Bewegung. Die Gefangenen befanden sich noch in den Zellen, aber die Türen gingen jeden Augenblick mit viel Geräusch auf und zu; die Aufseher kamen und gingen mit geschäftiger Miene; im Haupthof wurden Ketten abgeladen, deren Gerassel bis zu uns drang. Gegen elf Uhr kamen ins Fort-Mahon – wo ich mich mit den Kameraden, die die Flucht versucht hatten, wieder seit vierzehn Tagen befand – zwei blau uniformierte Männer: der Hauptmann von der Kette und sein Leutnant. Der Hauptmann begann nun die Besichtigung; während deren scherzte er in liebenswürdiger Weise mit seiner „Ware“, – so nannte er die Arrestanten.

Als der entscheidende Moment heranrückte, stiegen wir in den sogenannten Kettenhof hinunter. Hier wurden wir vom Arzt untersucht, ob man auch annähernd imstande sei, die Strapazen der Reise auszuhalten. Wir wurden alle für „gut“ erklärt, obwohl sich einige von uns in ganz jämmerlichem Zustande befanden. Nun legt jeder Arrestant die Hausuniform ab und zieht wieder seine eigene Kleidung an; wer keine hat, erhält eine Drillichhose und einen Kittel, eine recht ungenügende Kleidung, um gegen Kälte und Feuchtigkeit zu schützen. Hüte und Kleider der Sträflinge, die noch einigermaßen instand sind, werden auf besondere Art beschädigt, um eine Flucht zu verhindern: man reißt zum Beispiel an den Hüten die Krempe ab, an den Rücken den Kragen. Kein Arrestant darf mehr als sechs Franken bei sich behalten, was diese Summe übersteigt, wird dem Hauptmann übergeben, der es unterwegs nach Maßgabe des Bedürfnisses auszahlt. Diese Maßnahme wird jedoch

leicht hinfällig gmeacht, indem man die Schuhabsätze aushöhlt und Goldstücke darin versteckt.

In der Mitte des großen Hofes stand eine Holzkiste mit den Ketten, die nacheinander bei allen Transporten dienten. Man ließ uns, immer zwei und zwei, herantreten; die gleichgroßen wurden zueinander gestellt, dann reihte man je sechsundzwanzig Sträflinge vermittlems einer Sechs Fuß langen Kette zu einem „Zug“ zusammen; – auf diese Weise konnte man sich in Gemeinschaft mit allen zugleich regen und bewegen. Jeder wurde an der Kette durch eine „Halsbinde“ festgehalten, das heißt, durch eine Art eisernen Dreiecks, das sich auf einer Seite in einem Scharnier öffnete, an den anderen Seiten fest zusammengeschnitten wurde. Dieses Zusammenschnitten war der gefährlichste Teil der ganzen Operation: selbst die halsstarrigsten und kräftigsten Sträflinge verhielten sich dabei mäschenstill, denn bei der geringsten Bewegung konnte der Hammer, der jeden Augenblick den Kopf streifte, den Schädel zerschmettern. – Dann kam ein Sträfling mit einer langen Schere und schnitt uns Kopfhaar und Backenbart: dabei schnitt man es absichtlich auf beiden Seiten ungleich lang.

Von meinen zwei Nachbarn war der eine ein ehemaliger Schulmeister, der wegen Notzucht verurteilt war; der andere ein Wundarzt, der wegen Fälschung eine Strafe abbüßte. Diese beiden zeigten, im Gegensatz zu den anderen, weder Fröhlichkeit noch Niedergeschlagenheit und unterhielten sich im ruhigsten, natürlichsten Ton.

„Wir gehen nach Brest?“ sagte der Lehrer.

„Ja,“ antwortete der Wundarzt, „wir gehen nach Brest ... Ich kenne die Gegend, jawohl ... Ich bin dort durchgekommen, als ich noch Unteroffizier der sechzehnten Brigade war ... Ein schönes Land, wahrhaftig ... Ich freue mich, es mal wiederzusehen.“

„Ist das Leben dort angenehm?“ fragte der Lehrer weiter.

„Angenehm?“ fragte der andere einigermaßen erstaunt.

„Ja ... ob es sich dort angenehm lebt ... Ich meine, ob es dort Zerstreuungen gibt, ob die Behandlung gut ist ... ob die Lebensmittel billig sind.“

„Gewiß, Sie werden dort reichliche Nahrung kriegen,“ erwiderte der andere ruhig, „... und gute Nahrung, denn im Bagno zu Brest braucht man nur zwei Stunden, um in der Suppe eine Bohne zu entdecken, während im Zuchthaus zu Toulon acht Tage dazu nötig sind.“

Wir verbrachten die Nacht auf Stroh in einer Kirche, die seinerzeit in einen Stall umgewandelt worden war. Die Stockmeister machten fleißig die Runde, so daß niemand Geige spielen (das heißt seine Ketten durchsägen) konnte. Bei Tagesanbruch war alles auf den Beinen. Nach dem Appell wurden die Ketten besichtigt; um sechs Uhr wurden wir, Rücken an Rücken, in lange Karren verladen, so daß unsere Beine, die nach außen heraushingen, sich ganz mit Rauhreif bedeckten und vor Kälte beinahe abfielen. Nichtsdestoweniger wurden wir bei unserer Ankunft in Saint-Cyr noch entkleidet und einer Leibesvisitation unterzogen, die sich auf Strümpfe, Stiefel, Hemden, Mund, Ohren, Nasenlöcher und die verborgensten Stellen des Körpers erstreckte. Diese Prozedur dauerte über eine Stunde; es ist ein wahres Wunder, daß nicht die Hälfte von uns mit abgefrorenen Nasen oder Füßen davonkam. Zum Schlafengehen stopfte man uns in einen Kuhstall; wir waren so zusammengepfercht, daß der Körper des einen dem des anderen als Kopfkissen diente. Verwickelte sich einer in seine Kette oder in die seines Nachbarn, so regnete es auf den Unglücklichen Stockhiebe. Sobald wir uns auf das bißchen Stroh, das schon dem Vieh als Lager gedient hatte, niedergestreckt hatten, gab ein Pfiff den Befehl zu absolutem Schweigen; die Stille durfte nicht einmal durch

ein Stöhnen unterbrochen werden, wenn die Stockknechte, um die Stallwache am anderen Ende des Stalles abzulösen, über unsere Körper hinschritten.

Das Abendessen bestand aus einer Art Bohnensuppe und einigen Stücken halb verdorbenen Fleisches. Die Austeilung geschah in Holzkübeln, die je dreißig Portionen enthielten. Der Küchenmeister, mit einem Schöpflöffel in der Hand, rief: „Eins, zwei, drei, vier, nimm deine Schüssel, Lump!“ Der Wein wurde in denselben Schüsseln verteilt, aus denen man seine Suppe und Fleisch verzehrt hatte. Dann nahm ein Stockknecht die Pfeife, die an seinem Kopfe hing, pfiff dreimal und rief: „Achtung, Bande! Antwortet mit ja oder nein! Habt ihr Brot gekriegt? Ja. Suppe? Ja. Fleisch? Ja. Wein? Ja ... Nun, so schlaft oder tut wenigstens so!“

Auf der einen Seite lagen hundertfünfzig Menschen da, schlechter behandelt als Vieh, mit rollenden, stieren Augen, aus denen der Schmerz den Schlaf verjagte. Auf der anderen Seite stand die Tafel der acht Führer des Zuges: des Hauptmanns, des Leutnants und der Brigadeprofosen; plump saßen sie zu Tisch und aßen gierig, ohne einen Augenblick ihre Karabiner oder ihre Stöcke aus den Augen zu lassen. Ein paar klein aufzuckende Lichter, die an den schwärzlichen Wänden des Stalls befestigt waren, warfen einen rötlichen Schein über diese Verzweiflung. Das Stillschweigen wurde nur durch dumpfe Seufzer und Kettengeklirre unterbrochen. Aber die Profosen waren nicht damit zufrieden, kreuz und quer Schläge auszuteilen, sie fielen auch noch mit ihren schrecklichen Scherzen über die Verurteilten her. Aus dem Dunkel der Masse rief ein Durstgepeinigter nach Wasser. Da schrien sie ganz laut: „Wer Wasser will, soll die Hand aufheben.“ Der Unglückliche tat das ohne Mißtrauen, und sofort wurde er ohnmächtig geprügelt. – Die, welche Geld hatten, wurden freilich geschont; aber ihrer gab es wenig. Der größte Teil der Gefangenen hatte durch einen

längeren Aufenthalt im Gefängnis seine ohnehin schwachen Geldquellen schon erschöpft.

Um zu seinem Nutzen an Transportkosten zu sparen, ließ der Hauptmann den Trupp die Reise zu Fuß machen! Dieser Trupp war einer der wildesten von den Verurteilten. Er war ein wahres Unglück für die Frauen, die ihm begegneten, und für die Kaufmannsbuden, die am Wege lagen. Die Frauen wurden auf die tierischste Art vergewaltigt. Die Läden waren in einem Augenblick ausgeplündert, wie ich es in Morlaix bei einem Krämer sah, der weder Brot noch Zucker, noch auch ein einziges Pfund Seife übrig behielt. Und was taten nun die Wärter, während diese Dinge begangen wurden? Die Wärter spielten die Eifrigen, ohne auch nur den geringsten wirklichen Widerstand zu leisten. Denn sie waren sicher, aus dem Raub Nutzen zu ziehen; die Sträflinge mußten sich nämlich, um ihre Beute zu verkaufen oder gegen Spirituosen einzutauschen, an die Wärter wenden. Jedesmal, wenn neue Verurteilte unterwegs zu unserem Zug stießen, wurden sie von den Kameraden ausgeraubt. Kaum standen sie bei Fesselanschmieden still, als ihre Nachbarn sich auf sie stürzten und ihnen ihr bißchen Geld abnahmen.

Aber die Profoßen wehrten nicht etwa diesen Räubereien, sondern sie ermunterten sogar noch dazu. Ein Gefangener, ehemaliger Gendarm, hatte einige Louisdore in seiner Lederhose eingenäht. Kaum ahnten das die Profoßen, da hieß es: „D e r h a t ' s d i c k s i t z e n!“ und in drei Minuten war der arme Teufel ausgezogen. Einmal stieß das Schlachtopfer ein lautes Geschrei aus, um die Profoßen zu Hilfe zu rufen. Die kamen auch, als alles vorbei war, aber nur, um mit Stockschlägen über den Beraubten selbst herzufallen.

Diese Reise toller Quälereien währte vierundzwanzig Tage. Endlich kamen wir in Pont-à-Lezen an. Hier wurde man in ein Zweighaus des Zuchthauses gebracht. Die

Galeerensklaven hatten hier eine Art Quarantäne durchzumachen, damit sie sich von den Anstrengungen erholen könnten, und auch, damit festgestellt würde, ob unter ihnen ansteckende Krankheiten herrschten. Bei unserer Ankunft ließ man uns je zwei in einer Kufe mit lauem Wasser baden; hierauf gab man uns Kleider. Ich erhielt wie die anderen einen roten Kittel, zwei Paar Hosen, zwei Segeltuchhemden, zwei Paar Stiefel und eine grüne Mütze. Jedes Stück dieser Ausrüstung trug die Buchstaben GAL., auf der Mütze war außerdem ein Blechtäfelchen befestigt, auf dem die Nummer und das Eintragungsregister notiert waren. Darauf legte man uns Handfesseln an, aber diesmal jedem einzeln.

Das Zweighaus in Pont-à-Lezen war eine Art Lazarett. Die Aufsicht war nicht besonders streng. Man versicherte mir sogar, es sei ziemlich leicht, aus den Sälen zu entkommen und über die Mauer zu klettern. Ich hatte diese Auskunft von einem gewissen Blondy, der bereits einmal aus dem Bagno zu Brest geflüchtet war. Ich traf alle Vorbereitungen, um die günstige Gelegenheit zu benutzen.

Man gab uns manchmal Brote, die bis zu achtzehn Pfund wogen. Einen solchen Laib hatte ich ausgehöhlt und darin versteckte ich ein Hemd, eine Hose und einige Tücher. Das war ein Koffer besonderer Art: er wurde nie untersucht. Der Leutnant hatte mich keiner speziellen Überwachung empfohlen, ganz im Gegenteil: als er mit dem Polizeikommissar über mich sprach, meinte er, wenn alle so ruhig wären wie ich, dann könnte man den Arrestantenzug wie „ein Mädchenpensionat“ führen.

Ich flößte keinen Argwohn ein. Bald machte ich mich an die Verwirklichung meines Vorhabens. Zunächst handelte es sich darum, die Saalmauer zu durchbrechen. Eine Stahlschere, die ein Galeerensbirre, der die Handfesseln befestigte, an meiner Pritsche hatte liegen lassen, diente mir dazu, ein Loch zu bohren. Blondy hatte meinen

Fesseln durchsägt. Darauf machten meine Kameraden eine Puppe und legten sie auf meinen Platz, um die Stockknechte über Nacht zu täuschen. Bald befand ich mich, mit meinen Sachen versehen, im Hof der Niederlage. Die Mauern, die seine Einfassung bildeten, waren höchstens fünfzehn Fuß hoch. Ich brauchte irgendeine Leiter. Eine Stange verrichtete denselben Dienst, aber sie war so lang und so schwer, daß ich sie nicht hinaufschaffen konnte, um mit ihrer Hilfe auf der anderen Seite wieder hinunter zu können. Nach ebenso nutzlosen wie mühevollen Versuchen mußte ich mich dazu entschließen, einen Sprung zu wagen. Er bekam mir schlecht: ich stieß so heftig mit den Füßen auf, daß ich mich nur mit Mühe in das nahegelegene Gebüsch zu schleppen vermochte. Ich hoffte, der Schmerz würde sich legen, so daß ich noch vor Tagesanbruch fliehen könnte. Aber die Schmerzen wurden immer heftiger, meine Beine taten dermaßen weh, daß ich auf alle Fluchtversuche verzichten mußte.

Ich schleppte mich, so gut ich konnte, bis zum Tor des Gefängnisses, um wieder aufgenommen zu werden; eine Tracht Stockhiebe, die mir von Rechts wegen zukam, würde mein einziger Gewinn sein. Eine Krankenschwester, die ich kommen ließ und der ich meine Not anvertraute, schaffte mich ins Krankenhaus und verband meine Wunden. Diese vortreffliche Frau nahm sich mein Schicksal so zu Herzen, daß sie beim Kommissar für mich einen Straferlaß erwirkte.

Als ich nach drei Wochen vollkommen geheilt war, wurde ich nach Brest geschafft.

Neuntes Kapitel

Das Bagno

Das Bagno von Brest liegt am Hafen. Pyramiden von Flinten und zwei Kanonen, die vor den Toren aufgepflanzt starrten, wiesen den Eingang. Ich wurde nacheinander von allen Wachen durchsucht. – Die frechsten Verurteilten gestanden mir, es sei ihnen unmöglich gewesen, beim ersten Anblick dieses Ortes des Elends eine fürchterliche Aufregung zu unterdrücken. Jeder Saal enthielt achtundzwanzig lange Pritschen, auf denen sechshundert Bagnosträflinge in Ketten lagen. Die langen Reihen von roten Rücken, rasierten Köpfen, hohlen Augen, bedrückten Gesichtern, das unablässige Geklirr der Ketten, – alles wirkte zusammen, um die Seele in einen dunklen Schauer zu versetzen.

Der Verurteilte fühlt, daß er sich hier vor niemandem zu schämen hat. Jeder stellt sich so, als sei er ein größerer Verbrecher und wilderer Zyniker als seine Kameraden, oft nur, um den groben Quälereien der Gefährten zu entgehen.

Ein ehemaliger Bischof hatte alle Ausbrüche der verworfenen Spaßhaftigkeit der Bagnosträflinge zu erdulden. Sie nannten ihn nur „E h r w ü r d i g e r V a t e r“. Sie forderten seinen Segen für alle möglichen Obszönitäten und Schweinereien. In jedem Augenblick zwangen sie ihn, sein früheres Amt durch ruchlose Worte zu entheiligen. Dadurch, daß er seine Gotteslästerungen immer von neuem wiederholte, wurde er endlich die Quälereien los. Später wurde er Kantinenwirt des Bagno. Man nannte ihn immer noch „Ehrwürdiger Vater“, aber man bat ihn nicht mehr um Absolution. Er hätte mit Flüchen geantwortet.

... Zu der Zeit, als ich ins Zuchthaus von Brest eingeliefert wurde, herrschte dort die Hochblüte der Übelstände und Mißbräuche. Die Zustände, die dort bestanden, waren für mich nur ein Grund mehr, meinen Aufenthalt abzukürzen.

Das erste, was man in einem solchen Fall zu tun hat, ist, sich der Verschwiegenheit seines Gefährten zu versichern, mit dem man zusammengekettet ist. Mein Paargefährte war ein ehemaliger Weinbauer aus der Gegend von Dijon, ein Mann von etwa sechsunddreißig Jahren, der wegen wiederholten Einbruchdiebstahls zu vierundzwanzig Jahren Bagno verurteilt war: ein Trottel, den das Elend und die schlechte Behandlung vollkommen verblödet hatten. Unter dem Stock gekrümmt, schien er überhaupt nur noch so viel Intelligenz übrig behalten zu haben, wie nötig war, um mit der Behendigkeit eines Affen oder eines Hundes auf den Pfiff des Stockknechts zu reagieren. Ein solches Individuum war für mich nichts, denn ich brauchte zur Verwirklichung meines Planes eine Person, die vor der Aussicht auf Prügelstrafe nicht zurückschreckte – die Verwaltung hat stets den Stock in Bereitschaft für die Arrestanten, die im Verdacht stehen, eine Flucht begünstigt, oder zumindest davon Kenntnis gehabt zu haben.

Um meinen Burgunder Nachbar loszuwerden, heuchelte ich zunächst eine Unpäßlichkeit, und man koppelte mich mit einem zusammen, der etwas schwächlich war. Als ich mich von meiner angeblichen Krankheit wieder erholt hatte, gab man mir zum Paargefährten einen armen Teufel, der zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt war, weil er in einem Kloster Hühner gestohlen hatte.

Dieser hatte doch noch wenigstens etwas Energie. Als wir uns zum erstenmal unter vier Augen befanden, sagte er zu mir:

„Höre mal, Kamerad, du hast, wie’s mir scheint, keine Lust, hier grau zu werden ... Sei doch offen zu mir ... Du

wirst es nicht zu bereuen haben ...“

Ich gestand ihm, daß ich die Absicht hatte, bei der ersten besten Gelegenheit auszurücken.

„Gut!“ sagte er, „wenn ich dir einen Rat geben darf, so walze davon, bevor diese Rhinozerosse von Stockdienern sich deine Visage gemerkt haben. Aber der gute Wille allein macht's nicht ... Hast du Moneten?“

Ich sagte, ich hätte etwas Geld in meinem Etui. Dann meinte er, er würde mir leicht die Kleider eines Sträflings aus einem anderen Zug verschaffen können; um aber allen Verdacht abzulenken, sei es nötig, daß ich zuerst eine „Einrichtung“ kaufte, als Mann, der darauf ausginge, sich sein Leben möglichst angenehm zu machen. Diese „Einrichtung“ bestand aus zwei Holzschüsseln, einem kleinen Weinfäßchen, einer Art von Polsterkissen, um das Reiben der Ketten zu mildern, und einer mit Werg gefüllten Matratze.

Wir waren an einem Donnerstag, am sechsten Tage nach meiner Einlieferung ins Bagno; am Sonnabend ... hatte ich einen Matrosenanzug und zog ihn gleich unter meine Arrestantenkleidung an. Während ich den Verkäufer dieses Anzuges bezahlte, sah ich, daß er rings um die Handgelenke tiefe Brandwunden hatte. Ich erfuhr dabei, daß er im Jahre 1774 zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurteilt worden war; in Rennes hatte er die Feuerfolter erduldet, ohne jedoch den Diebstahl, dessen er angeklagt war, einzugestehen. Erst nach der Bekanntmachung des Kodex vom Jahre 1791 hatte er eine Umwandlung seiner Strafe zu vierundzwanzig Jahren Zwangsarbeit erwirkt.

Am folgenden Tag zog die Abteilung, in der ich mich befand, auf einen Kanonenschuß zur Arbeit nach dem Pumpwerk – diese Arbeit hörte nie auf. An der Pforte untersuchte man, wie üblich, unsere Fesseln und unsere Kleider. Da ich dies wußte, so hatte ich mir auf den

Matrosenkittel in der Gegend der Brust eine Blase aufgeklebt, die ich in Fleischfarbe bemalt hatte. Ich ließ dann Kittel und Hemd absichtlich offen, und so dachte kein Wächter daran, mich genauer zu untersuchen. Auf diese Weise kam ich anstandslos durch.

Wir kamen ans Pumpwerk ... Mein Kamerad und ich zogen sich hinter einen Bretterhaufen zurück, wie, um ein Bedürfnis zu befriedigen. Meine Fesseln waren am Abend vorher durchsägt worden; der Kitt, der die Spuren der Säge verbarg, wich der ersten Anstrengung. Frei von Ketten, entledigte ich mich schleunigst der Arrestantenkleidung. Unter der Ledermütze setzte ich die Perücke auf, die ich mir von Bicêtre mitgebracht hatte.

Dann gab ich meinem Kameraden die kleine Belohnung, die ich ihm versprochen hatte, und schlich mich hinter einem Stapel von Balken davon.

Zehntes Kapitel

Die Flucht aus dem Bagno

Ich kam ohne Hindernisse durch das Gittertor und befand mich bald in Brest, einer Stadt, die mir vollkommen unbekannt war. Die Angst, daß mein Zögern, welchen Weg ich einschlagen sollte, mich verraten könnte, vergrößerte noch meine Unruhe. Nach langem Hin- und Hergehen erreichte ich schließlich das einzige Tor der Stadt. Dort stand auf festem Posten ein ehemaliger Galeerenwächter, namens Lachique, ein Mann, der einen Sträfling an den Gebärden, der Haltung, dem Gesichtsausdruck erkannte. Ein Umstand, der diese Beobachtungen erleichtert, ist der, daß ein Mensch, der einige Zeit im Bagno verbracht hat, unwillkürlich das Bein nachschleift, an dem die Kette befestigt war.

Ich mußte irgendwie an dieser zweifelhaften Person vorbeigehen. Er schmauchte mächtig an einer Pfeife und überwachte mit Falkenblick alle, die ein- und ausgingen. Ich war schon bemerkt worden. Ich half mir durch eine Unverschämtheit: als ich Lachique erreichte, stellte ich den Krug Buttermilch, den ich mir zur Vervollständigung meiner Verkleidung unterwegs gekauft hatte, gerade vor ihn hin, stopfte mir die Pfeife und bat ihn um Feuer. Er gab es mir mit der ganzen Höflichkeit, deren er fähig war. Wir bliesen uns gegenseitig einige Rauchwolken ins Gesicht, und darauf schlug ich ruhig den Weg ein, der vor mir lag.

Ich war etwa dreiviertel Stunden dahinmarschiert, als ich die drei Kanonenschüsse vernahm, die abgefeuert werden, um die Entweichung eines Galeerensträflings anzuzeigen, und um die Bauern der Umgegend zu benachrichtigen, daß für die Ergreifung des Flüchtlings eine Belohnung von hundert Franken ausgesetzt ist. Ich sah in der Tat sofort eine Menge mit Flinten und Sensen

bewaffnete Menschen übers Feld laufen und jedes Gebüsch absuchen. Einige Arbeiter schienen sogar aus Vorsicht die Waffe ergriffen zu haben, denn ich sah sie ihre Werkstätten mit einer Flinte verlassen. Einer ging ganz nahe an mir vorbei auf einem Feldwege, den ich eingeschlagen hatte, als ich die Kanonenschüsse vernahm, aber er achtete nicht auf mich: ich war recht sauber gekleidet, und da ich wegen der Hitze meinen Hut unter dem Arm trug, ließ ich einen Haarschopf sehen, der ja niemals einem Sträfling gehören konnte.

Ich ging immer tiefer in das Innere des Landes; Dörfer und einzelne Häuser mied ich. Gegen Abend begegnete ich zwei Frauen und fragte sie, auf welchem Wege ich mich befände. Sie antworteten mir in einer Mundart, von der ich kein Wort verstand. Als ich ihnen aber Geld zeigte und ein Zeichen machte, daß ich essen wollte, führten sie mich in ein Wirtshaus, das am Ende eines Dorfes stand und vom ... Feldhüter gehalten wurde. Ich sah in, mit allen Zeichen seiner Würde angetan, am Kamin sitzen. Einen Augenblick lang war ich ganz verwirrt, ich faßte mich aber bald wieder und sagte zu ihm, ich wollte den Maire sprechen.

„Das bin i c h,“ sagte ein alter Bauer in Wollmütze und Holzschuhen, der an einem kleinen Tische Buchweizenfladen verzehrte. Eine neue Enttäuschung für mich: ich hatte gehofft, auf dem Wege von der Schenke zum Maire mich davonmachen zu können.

Ich sagte dann dem Beamten in den Holzschuhen, daß ich mich auf dem Wege von Morlaix nach Brest verirrt hätte; ich fragte zugleich, wie weit ich mich von Brest befände, da ich noch bis zur Nacht die Stadt erreichen wolle. „Sie sind fünf Meilen von Brest entfernt,“ sagte er zu mir, „Sie können unmöglich noch heute hinkommen. Wenn Sie hier übernachten wollen, so gebe ich Ihnen einen Platz in meiner Scheune. Morgen früh können Sie mit dem

Feldhüter reisen; er muß ohnehin einen entsprungenen Sträfling hinbringen, den wir eingefangen haben.“

Diese letzten Worte erneuerten all meine Ängste; denn nach der Art, wie sie gesagt waren, merkte ich, daß der Maire meine Geschichte nicht für bare Münze hielt. Ich nahm dennoch sein liebenswürdiges Anerbieten an. Aber nach dem Abendessen, als ich, die Hände in den Taschen, mich gerade in die Scheune begeben wollte, rief ich auf einmal ganz verzweifelt aus:

„O Gott! Ich habe in Morlaix meine Briefftasche vergessen; da sind meine Papiere und acht Doppellouisdore drin! ... Ich muß sofort zurückreisen ... sofort. Aber wie finde ich den Weg? ... Vielleicht kann mich der Feldhüter begleiten, der kennt ja den Weg? ... Wir könnten noch früh genug zurück sein, daß Sie den Sträfling abliefern.“

Dieser Vorschlag zerstreute allen Verdacht, denn ein Mensch, der sich davonmachen will, wählt nicht gerade die Reisebegleitung, um die ich bat. Der Feldhüter, der auf eine Belohnung rechnete, machte sich schon bei meinem ersten Worte reisefertig. Wir reisten also ab und waren bei Tagesanbruch in Morlaix. Mein Reisegefährte, dem ich unterwegs tüchtig eingeschenkt hatte, war schon gründlich angesäuselt; ich deckte ihn dann in der ersten Schenke der Stadt vollends mit Rum zu. Hier blieb er auch am Tisch – oder unter dem Tisch – und wartete auf mich; er wird wohl lange gewartet haben!

Die erste Person, der ich begegnete, fragte ich nach dem Wege nach Vannes. Man zeigt mir ihn so ungefähr und ich marschiere ab, wie man zu sagen pflegt, „mit der Furcht, die Fersen beflügelt“.

Zwei Tage vergehen ohne Zwischenfall, am dritten falle ich auf einem Nebenwege, wenige Meilen von Guemené, zwei Gendarmen in die Arme. Der Anblick der gelben

Beinkleider und bordierten Hüte verwirrt mich; ich mache eine Bewegung zu fliehen. Meine beiden Leute rufen mir „Halt! Halt!“ nach, und schicken sich an, ihre Karabiner zu spannen. Sie kommen auf mich zu, und da ich keine Papiere vorzeigen kann, dicke ich auf gut Glück eine Antwort:

„Ich heiße Duval, bin in Lorient geboren, bin Deserteur der Fregatte ‚Die Cocarde‘, die momentan auf der Reede in Saint-Malo liegt.“

Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß ich diese Einzelheiten im Zuchthaus zu Brest erfahren hatte, wo jeden Tag Neuigkeiten aus allen Häfen einliefen.

„Was?“ rief der Brigadier. „Sie sind August ... der Sohn des alten Duval, der in Lorient auf dem Marktplatz neben der ‚Goldenen Kugel‘ wohnt?“

Ich hütete mich wohl, das Gegenteil zu behaupten. Das schlimmste, was mir begegnen konnte, war, für einen entwichenen Galeerensträfling gehalten zu werden.

„Sapperlot!“ rief der Brigadier, „da tut’s mir wirklich leid, Sie verhaftet zu haben ... aber, nun ist nichts zu machen ... Ich muß Sie entweder nach Lorient oder nach Saint-Malo bringen.“

Ich bat ihn flehentlich, mich nicht nach Lorient zu bringen, denn ich fürchtete, mit meiner neuen Familie konfrontiert zu werden, im Falle die Identität meiner Persönlichkeit festgestellt werden sollte. Aber der Wachtmeister ließ mich gerade dorthin dirigieren, und ich kam am übernächsten Tage nach Lorient. Hier wurde ich in Pontaniau untergebracht, einem Arresthaus für Seeleute; das lag in der Nähe des neuen Zuchthauses, das mit Sträflingen von Brest bevölkert wurde.

Am nächsten Tage wurde ich vom Rekrutenkommissar vernommen und erklärte von neuem, ich sei August Duval und hätte ohne Erlaubnis mein Schiff verlassen, um meine Eltern zu besuchen. Dann führte man mich ins Gefängnis ab. Hier befand sich unter anderen Matrosen ein junger Mann aus Lorient, der wegen Handgreiflichkeiten gegen seinen Leutnant verurteilt war. Er unterhielt sich eine Zeitlang mit mir; eines Morgens sagte er zu mir:

„Lieber Landsmann, wenn Sie mir ein Frühstück bezahlen, dann sage ich Ihnen etwas, was Ihnen gut bekommen kann.“

Seine geheimnisvolle Miene, die Betonung, die er auf das Wort „Landsmann“ legte, flößten mir Sorge ein; ich durfte nicht nein sagen. Beim Dessert sagte er mir folgendes:

„Sie trauen mir doch? – Ja! – Nun, so will ich Sie auch aus der Patsche ziehen ... Ich weiß nicht, wer Sie sind, aber eines ist sicher: Sie sind nicht der junge Duval, denn der ist vor zwei Jahren auf Saint-Pierre-Martinique gestorben. (Eine Bewegung meinerseits.) Jawohl, er ist seit zwei Jahren tot, aber hier weiß es niemand, so herrlich ist die Ordnung, die in unseren Kolonialhospitälern herrscht. Nun, ich kann Ihnen genügend Auskunft über seine Eltern geben, so daß Sie sich für ihn ausgeben können, – selbst vor seinen Eltern. Das wird um so leichter sein, da er in sehr jungen Jahren das Elternhaus verlassen hat. Um noch sicherer zu fahren, können Sie eine Geistesschwäche heucheln, die von den Strapazen der Seereise und von Krankheiten herrühren könnte. Aber eins ist dumm: bevor August Duval zur See ging, ließ er sich auf dem linken Arm eine Zeichnung eintätowieren, wie sie die meisten Seeleute haben. Ich kenne diese Zeichnung genau: es war ein Anker, um den eine Girlande geschlungen ist. Wenn Sie sich mit mir zusammen vierzehn Tage lang im Strafkerker einsperren lassen wollen, so werde ich Ihnen dieselbe

Tätowierung machen. Dann werden Sie jeden Menschen dadurch täuschen müssen.“

Mein Tischgenosse schien frei und offen zu sein. Ich erklärte mir das Interesse, das er für meine Lage hatte, aus dem Wunsch, von dem alle Gefangenen beseelt sind; die Justiz zu hintergehen, ihren Fortgang zu hemmen oder sie irrezuführen – ist für sie ein Vergnügen, für das man gerne ein paar Wochen Strafarrest mit in den Kauf nimmt. Da es sich in diesem Fall nur darum handelte, in den Karzer zu kommen, so war das Mittel bald gefunden.

Unter den Fenstern des Saales, in dem wir frühstückten, stand eine Schildwache. Nun begannen wir, Brotkügelchen auf sie zu werfen. Als der Soldat mit dem Aufseher drohte, forderten wir ihn auf, sich zu beklagen. Während dieser Verhandlungen wurde die Wache gerade abgelöst. Der Korporal nahm die Sache sehr ernst und ging auf die Kanzlei; einen Augenblick später kam der Aufseher, um uns zu holen; er sagte nicht einmal, um was es sich handelte. Wir erfuhren es erst, als wir in ein Loch traten, das recht feucht, aber doch genügend hell war. Kaum waren wir eingeschlossen, so machte sich mein Kamerad an die Arbeit, die ihm auch vortrefflich gelang. Die Operation bestand einfach darin, daß der Arm von einigen zusammengebundenen Nadeln, die in Tusche und Karmin getaucht waren, durchstochen wurde. Nach Verlauf von zwölf Tagen waren die Stiche genügend vernarbt, so daß sich nicht feststellen ließ, seit wann sie bestanden. Mein Kamerad benutzte außerdem die Gefangenschaft, um mir weitere Details über die Familie Duval mitzuteilen, die er von Kindesbeinen an kannte und mit der er, glaube ich, verwandt war; er ging so weit, daß er mir selbst einen Tick meines Doppelgängers beibrachte.

Diese Einzelheiten leisteten mir einen großen Dienst, denn am sechzehnten Tag unseres Aufenthaltes im Karzer wurde ich abgeholt, um vor meinen „Vater“, den der

Rekrutierungskommissar hatte kommen lassen, geführt zu werden. Mein Kamerad hatte mir seine Person so ausgemalt, daß ich mich unmöglich irren konnte. Kaum erblicke ich den alten Duval, so falle ich ihm um den Hals, er „erkennt mich wieder“, seine Frau, die einen Augenblick später erscheint, „erkennt mich wieder“, eine Kusine und ein Onkel „erkennen mich wieder“. Ich bin August Duval, darüber kann kein Zweifel bestehen, der Rekrutenkommissar selbst ist vollkommen davon überzeugt.

Aber das alles genügte noch nicht, um mich auf freien Fuß zu setzen: als Deserteur der „Cocarde“ sollte ich nach Saint-Malo gebracht werden, wo das Schiff Leute im Spital zurückgelassen hatte, und vor ein Seegericht gestellt werden. Um die Wahrheit zu sagen, das kümmerte mich wenig; ich zweifelte nicht, daß ich unterwegs würde durchbrennen können. Endlich reiste ich ab, von den Tränen meiner „Eltern“ benetzt, und um einige Louisdore reicher; diese tat ich zu den anderen, welche ich in einem Etui, wie ich es bereits geschildert habe, verborgen hielt.

Bis nach Quimper, wo ich dem Anschlußtransport übergeben werden sollte, bot sich absolut keine Gelegenheit, den Gendarmen zu entkommen, die mich zusammen mit einigen anderen Individuen, Dieben, Schmugglern und Deserteurern führten. Man brachte uns in das Stadtgefängnis. Als ich in den Raum trat, wo ich die Nacht zubringen sollte, bemerkte ich am Fuße einer Pritsche einen roten Kittel, der mit den mir nur zu gut bekannten Initialen GAL. gezeichnet war. Darauf schief, in einer schäbigen Decke eingehüllt, ein Mann, in dem ich an der grünen Mütze mit dem Blechschild sofort einen Galeerensträfling erkannte. Würde er mich wiedererkennen? Würde er mich angeben? Ich stand eine Todesangst aus, als die Person vom Gerassel der Schlösser und Riegel erwachte und sich auf seinem Lager aufrichtete. Da erkannte ich in ihm einen gewissen

Gouppy, der mit mir zusammen nach Brest gekommen war. Er war zu lebenslänglicher Zwangsarbeit wegen eines Einbruchdiebstahls verurteilt, den er in der Gegend von Bernai in der Normandie begangen hatte. Sein Vater versah das Amt eines Stockdieners im Bagno zu Brest, wohin er seinerzeit auch nicht gerade zum Zweck der Luftveränderung geraten war. Um seinen Sohn nicht ewig vor Augen zu haben, hatte er erwirkt, daß dieser nach Rochefort abgeschoben wurde, und auf dem Wege dahin befand sich nun Gouppy.

Ich erzählte ihm meine Geschichte. Er versprach mir, Mund zu halten, und hielt das Versprechen um so gewissenhafter, als ein Verrat an mir ihm nichts hätte einbringen können.

Unterdessen kam und kam der Anschlußtransport nicht. Vierzehn Tage seit meiner Ankunft nach Quimper waren verflossen, ohne daß noch vom Abmarsch die Rede war. Dieser lange Aufenthalt brachte mich auf den Gedanken, die Mauer zu durchbrechen und zu flüchten; aber ein Versuch zeigte mir die ganze Unmöglichkeit des Unternehmens, und so wählte ich eine Rolle, die mir das Vertrauen des Aufsehers sichern mußte. Ich sagte ihm, ich hätte etwas von einem Komplott der Arrestanten gehört, und gab ihm die Stelle im Gefängnis an, wo man gearbeitet haben sollte. Er stellte eine genaue Untersuchung an und fand natürlich das Loch, das ich angebohrt hatte. Das brachte mir seine ganze Gunst ein. Ich kam jedoch dadurch nicht um einen Schritt weiter, denn die Aufsicht wurde mit einer Genauigkeit gehandhabt, die allen meinen Kombinationen spottete.

Schließlich verfiel ich auf den Gedanken, mich ins Spital legen zu lassen, wo ich in der Ausführung meines Planes glücklicher zu sein hoffte. Es genügte, zwei Tage lang Tabaksaft zu schlucken, um ein mächtiges Fieber zu bekommen; die Ärzte gaben mir auch sogleich den Krankenschein. Ich erhielt andere Kleider, eine Haube und

einen Mantel, und wurde in die Arrestantenabteilung gelegt.

Es gehörte zu meinem Plan, zunächst einige Zeit im Spital zu bleiben, um die Ausgänge kennen zu lernen; aber die Krankheit, die ich mir infolge des Tabaksaftes zugezogen hatte, konnte höchstens drei, vier Tage dauern. Es hieß also, ein Rezept zu finden, um eine andere Krankheit zu improvisieren. Da ich im Spital noch niemanden kannte, konnte ich mir einstweilen nicht weiter Tabaksaft verschaffen. Nun war ich aber in Bicêtre in die Methoden eingeweiht worden, wie man sich Wunden und Geschwüre anlegt, mit Hilfe deren Bettler das Mitleid des Publikums hervorrufen und Almosen erhalten. Ich wählte das Mittel, durch das der Kopf wie ein Scheffel anschwillt, denn darauf fallen die Ärzte unfehlbar herein. Außerdem ist diese Krankheit nicht schmerzhaft, und ihre Spuren lassen sich innerhalb eines Tages wieder verwischen.

Mein Kopf bekam also auf einmal riesenhafte Dimensionen. Große Aufregung unter den Ärzten der Anstalt. Sie waren scheinbar nicht besonders beschlagen und wußten nicht recht, was sie davon halten sollten. Ich glaube, sie sprachen von Elefantiasis und Hydropsie des Gehirns. Wie dem auch sei, die ärztliche Konsultation endete mit der im Spital üblichen Vorschrift der allerstrengsten Diät.

Hätte ich Geld gehabt, so würde ich mich um diese Vorschrift den Teufel was gekümmert haben. Aber mein Etui enthielt nur noch einige Goldstücke, und ich fürchtete, Verdacht zu erregen, wenn ich sie wechselte. Ich entschloß mich jedoch, einem freigelassenen Sträfling, der die Dienste des Krankenwärters versah, einiges von der Sache anzuvertrauen. Dieser Mann, der für Geld alles getan hätte, verschaffte mir bald das, was ich brauchte.

Als ich die Lust äußerte, für einige Stunden nach der Stadt zu gehen, meinte er, das sei mit einer Verkleidung nicht unmöglich, da die Mauer höchstens acht Fuß hoch sei. Diesen Weg nähme man immer, sagte er, wenn er oder seine Kollegen eine Besorgung zu machen hätten. Wir machten aus, daß er mir Kleider verschaffen und mich bei meinem nächtlichen Ausflug begleiten würde. Der Ausflug sollte ein Nachtessen bei Weibern werden. Aber die einzigen Kleider, die er innerhalb des Spitals für mich hatte auftreiben können, waren für mich zu klein, und so mußte man diesen Plan fallen lassen.

So lagen die Dinge, als an meinem Bett eine der Schwestern des Hauses vorbeiging, die ich schon einigemal bei sehr weltlichen Bemühungen beobachtet hatte. Die Schwester Franziska war keine der Zierpuppen von Nonnen, wie man sie in der Oper sah, bevor die Nönnlein in Stiftsfräulein, und die Busenschleier in grüne Schürzen verwandelt worden waren. Schwester Franziska war gegen vierunddreißig Jahre alt. Sie war schwarzhaarig und rotbackig, und ihre robusten Reize hatten mehr als eine unglückliche Liebe bei den Medizinjüngern sowohl wie bei den Krankenwärtern entfacht. Beim Anblick dieses verführerischen Geschöpfes, das gegen zwei Zentner wiegen mochte, kam mir der Gedanke, ihr für ein Weilchen ihre körperliche Gewandung zu entleihen. Ich sagte das meinem Wärter wie einen tollen Einfall, aber er nahm die Sache durchaus ernst und versprach mir, in der darauffolgenden Nacht mir einen Teil von Schwester Franziskas Garderobe zu bringen.

In der Tat, gegen zwei Uhr nachts sah ich ihn mit einem Bündel ankommen, das ein Kleid, einen Schleier, Strümpfe und alles andere enthielt. Er hatte all das aus der Zelle der Schwester gestohlen, während sie bei der Morgenmesse war. Meine neun Zimmergenossen schliefen tief; aber ich ging auf den Flur, um meine Toilette zu machen. Was mir am meisten Mühe bereitete, war der

Kopfputz. Ich hatte keine Ahnung, wie er angeordnet werden mußte, dabei hätte mich die geringste Unordnung an diesem Kleidungsstück unfehlbar verraten, denn gerade dabei wird peinliche Genauigkeit gewahrt.

Endlich ist die Toilette der Schwester Vidocq fertig. Wir durchschreiten den Hof und die Gärten und gelangen an eine Stelle, wo es sich am leichtesten über die Mauer klettern läßt. Ich stecke dem Krankenwärter fünfzig Franken zu, fast das ganze Geld, das mir noch übriggeblieben war, und bin bald in einem menschenleeren Gäßchen. Ich lasse mich von ziemlich vagen Hinweisen leiten, gelange aber bald aufs Feld. Obwohl die Frauenröcke mich ziemlich behinderten, so marschierte ich doch tüchtig aus, und hatte bei Sonnenaufgang zwei Meilen hinter mir. Ich begegnete einem Bauern, der mit seinem Gemüse nach Quimper ging, und fragte ihn, wohin der Weg führe, auf dem ich mich befand. Er sagte, ich gehe auf Brest zu. Das paßte mir keineswegs. Ich erklärte dem Manne, daß ich nach Rennes wolle, und er zeigte mir einen Feldweg, der auf die Landstraße nach Rennes mündete. Ich schlug auch sofort diesen Weg ein, aber ich zitterte jeden Augenblick, Soldaten der englischen Armee zu begegnen, die in den Dörfern zwischen Nantes und Brest im Standquartier lagen.

Gegen zehn Uhr morgens kam ich in eine kleine Ansiedelung und erkundigte mich, ob dort keine Soldaten quartierten; ich äußerte dabei die wohlbegründete Furcht, sie könnten mir etwas zuleide tun. Die Person, an die ich mich mit der Frage wandte, war der Küster. Der geschwätzige und mitteilsame Mann zwang mich, im Pfarrhaus einzukehren, um mich zu erfrischen. Zwei Schritte vor uns sah man schon die weißen Wände und die grünen Fensterläden.

Der Pfarrer war ein älterer Mann; sein Gesicht drückte soviel Gutmütigkeit aus, wie sie bei den Geistlichen, die in

die Stadt kommen, um ihre Wünsche geltend zu machen und ihren unsittlichen Lebenswandel zu verbergen, recht selten ist. Er empfing mich mit viel Güte.

„Liebe Schwester,“ sagte er zu mir, „ich bin gerade im Begriff, die Messe abzuhalten. Sobald ich fertig bin, wollen wir zusammen frühstücken!“

Ich mußte also in die Kirche gehen, und das war für mich, der das Benehmen und die Kniebeugungen einer Nonne keineswegs kannte, kein leichtes Stück. Zum Glück befand sich an meiner Seite die alte Magd des Pfarrers. Ich ahmte sie in allem nach, und zog mich so schlecht und recht aus der Affäre.

Nach beendetem Gottesdienst geht man zu Tisch, und da beginnt die Fragerei. Ich sage den braven Leuten, daß ich nach Rennes gehe, um eine Bußübung abzuhalten. Der Pfarrer fragt nicht weiter, aber der Küster setzt mir gewaltig zu. Er will wissen, welche Sünde ich büße, worauf ich ihm antworte: „O weh! Diese Neugierde! ...“

Der gute Mann läßt sich das gesagt sein und fragt nicht weiter. Meine Lage war jedoch ziemlich peinlich. Ich wagte kaum zu essen aus Furcht, ich könnte meinen männlichen Appetit zeigen. Auch sagte ich oft „Herr Pfarrer“ anstatt „lieber Bruder“. Diese Zerstreutheiten hätten mich schließlich verraten, wenn ich mich nicht beeilt hätte, das Frühstück abzukürzen. Es gelang mir jedoch, genaue Auskunft über die Wege der Gegend zu erhalten. Versehen mit dem Segen des Pfarrers, der mir versprach, mich in seinen Gebeten nicht zu vergessen, machte ich mich auf den Weg. Jetzt war ich mit meiner neuen Kleidung schon bedeutend vertrauter.

Unterwegs begegneten mir nur wenige Leute. Durch die Kriege der Revolution war dieses arme Land entvölkert worden. Ich kam durch Dörfer, wo kein ganzes Haus mehr stand. Nachts erreichte ich einen aus wenigen Häusern

bestehenden Weiler und klopfte an die Tür einer Hütte. Eine ältere Frau öffnete und führte mich in ein Zimmer, das ziemlich groß war, an Unsauberkeit aber den Wettstreit mit einer spanischen Provinz aufnehmen könnte. Die Familie bestand aus Vater, Mutter, einem Knaben und zwei Mädchen von fünfzehn und siebzehn Jahren. Als ich eintrat, war man gerade beim Backen von einer Art Krapfen aus Buchweizenmehl. Die ganze Familie war um die Pfanne gruppiert, und die Gestalten boten in der Rembrandtschen Beleuchtung des Herdes ein Bild, das ein Maler bewundert hätte. Ich, der ich keine Zeit hatte, auf Lichteffekte zu achten, hatte nur den Wunsch, etwas zu mir zu nehmen. Mit der ganzen Ehrfurcht, die mein Kostüm einflößte, servierte man mir die ersten Krapfen, und ich verschlang sie geradezu, ohne auch nur darauf zu achten, daß ich mir den Gaumen verbrennen könnte. Ich bin seit jener Zeit an den opulentesten Tafeln gewesen, man hat mich mit den erlesensten Weinen, den delikatesten und ausgesuchtesten Gerichten bewirtet, aber das alles war nicht imstande, mich die Krapfen des niederbretonischen Bauern vergessen zu lassen.

Nach dem Abendessen wurde das gemeinsame Gebet gehalten. Vor dem Schlafengehen steckten Vater und Mutter ihre Pfeifen an. Da ich von den Aufregungen und Anstrengungen des Tages sehr mitgenommen war, äußerte ich den Wunsch, mich zurückzuziehen.

„Wir können Ihnen leider kein Bett anbieten,“ sagte der Hausherr, er war früher Matrose gewesen und sprach daher ziemlich gut Französisch, „Sie werden mit meinen Töchtern schlafen müssen ...“

Ich bemerkte, daß ich mich auf einer Bußreise befinde, und nur auf Stroh schlafen dürfe. Ich fügte hinzu, daß ich mich mit einem Eckchen im Stall begnügen würde.

„Iwo,“ erwiderte er, „wenn Sie mit Jeanne und Madelon schlafen, brechen Sie Ihr Gelübde nicht, denn Ihr Bett

besteht ja nur aus Stroh ... Außerdem wäre im Stall kein Platz mehr für Sie ... Dort schlafen schon ein Kesselflicker und zwei beurlaubte Soldaten, denen ich gestattet habe, hier die Nacht zu verbringen.“

Ich konnte nichts dagegen einwenden; ich war nur zu froh, die Begegnung mit den Soldaten vermieden zu haben, und begab mich in das Schlafgemach der Mädchen. Das war ein Kämmerchen, das mit getrockneten Äpfeln, Käse und geräuchertem Speck vollgestopft war; in einer Ecke brüteten ein Dutzend Hennen, und etwas weiter waren acht Kaninchen eingehegt. Das Mobiliar bestand aus einem halbzerbrochenen Krug, einem wurmstichigen Schemel und dem Bruchstück eines Spiegels; das Bett war, wie in dieser Gegend üblich, eine sargförmige, etwa drei Fuß breite Kiste, die mit Stroh gefüllt war.

Hier erwarteten mich neue Schwierigkeiten. Die beiden jungen Mädchen entkleideten sich ganz ungeniert vor mir, der ja gute Gründe hatte, möglichst zurückhaltend zu sein. Zu den Umständen, die man leicht erraten wird, kam noch hinzu, daß ich unter den Frauenkleidern ein Männerhemd anhatte, das mein Geschlecht und mein Inkognito wohl enthüllen mußte. Um mich nicht bloßzustellen, löste ich langsam einige Stecknadeln. Als ich sah, daß die Schwestern schon im Bett waren, stürzte ich wie aus Ungeschicklichkeit die Lampe um, die uns leuchtete. Dann entledigte ich mich der Frauenkleider. Ich schlüpfte unter die Decke und legte mich möglichst so hin, daß jede unangenehme Entdeckung ausgeschlossen war.

Die Nacht war grausam, denn Fräulein Jeanne, die bei der leisesten Bewegung mich berühren mußte, war zwar nicht hübsch, aber von einer Frische und Fülle, die für einen Mann, der seit so langem zu äußerster Enthaltbarkeit verurteilt war, nur zu verführerisch waren. Diejenigen, die

sich in einer ähnlichen Lage befunden haben, werden mir glauben, daß ich kein Auge zugemacht hatte.

Ich lag regungslos da, mit offenen Augen wie ein Hase in seinem Versteck. Noch lange vor Tagesanbruch hörte ich plötzlich mit Flintenkolben an die Tür schlagen. Mein erster Gedanke war, man habe meine Spur entdeckt und komme, um mich zu verhaften. Ich wußte nicht, wo ich mich verkriechen sollte.

„Wer ist da?“ rief der Hausherr, aus dem Schläfe auffahrend.

„Die Soldaten von gestern.“

„He, was wollt ihr denn?“

„Wir möchten etwas Feuer, um die Pfeifen anzuzünden, bevor wir fortgehen.“

Unser Wirt stand auf, suchte Feuer in der Asche und machte den Soldaten auf. Einer von ihnen sah beim Schein der Lampe auf eine Uhr und sagte:

„Es ist halb fünf ... Vorwärts, marsch! Höchste Zeit!“

Er ging auch wirklich; der Wirt blies die Lampe aus und legte sich wieder nieder. Da ich mich vor meinen Schlafgenossinnen ebensowenig ankleiden wie auskleiden wollte, so stand ich gleich auf, steckte die Lampe wieder an und zog mein Kleid an. Dann kniete ich in einer Ecke der Kammer nieder und tat, als betete ich, bis die Familie aufwachte. Das ließ nicht lange auf sich warten. Um fünf Uhr rief die Mutter aus ihrem Bette: „Jeanne ... aufgestanden ... Mach für die Schwester eine Suppe, sie will früh weggehen.“

Jeanne steht auf; die Buttermilchsuppe ist bald gemacht und wird mit viel Appetit verzehrt. Ich verabschiedete mich

von den guten Leuten, die mich so prachtvoll aufgenommen hatten.

Nach einem tüchtigen Tagesmarsch befand ich mich abends in einem Dorf in der Nähe von Vannes; hier merkte ich erst, daß ich mich durch falsche oder falsch verstandene Angaben verirrt hatte. Ich übernachtete in diesem Dorf und passierte in aller Herrgottsfrühe Vannes. Meine Absicht war, Rennes zu erreichen, von wo aus ich leicht nach Paris zu kommen hoffte. Beim Verlassen von Vannes hatte ich aber eine Begegnung, die mich bewog, meinen Plan zu ändern. Auf demselben Wege trottete nämlich eine Frau mit einem kleinen Kinde. Sie trug auf ihrem Rücken einen Kasten mit Reliquien. Diese zeigte sie in den Dörfern, sang die Litanei und verkaufte Sankt-Hubertus-Ringe und geweihte Rosenkränze. Die Frau sagte, sie gehe querfeldein nach Nantes. Ich hatte soviel Interesse daran, die Landstraße zu meiden, daß ich keinen Augenblick zögerte und meiner neuen Führerin folgte. Nantes bot mir außerdem noch mehr Vorteile als Rennes, wie man sogleich sehen wird.

Nach einer achttägigen Fußwanderung kamen wir in Nantes an, und hier verließ ich die Frau mit den Reliquien. Sie logierte sich in einer Vorstadt ein, ich aber suchte nach der „Insel Feydeau“ zu kommen. Während meines Aufenthaltes in Bicêtre hatte ich von einem gewissen Grenier, der aus Nantes war, gehört, daß sich in einem bestimmten Viertel der Stadt eine Art Herberge befindet, wo die Diebe sich versammelten, ohne fürchten zu müssen, entdeckt zu werden. Ich wußte, daß die Berufung auf einige „bekannte“ Namen genügte, um dort aufgenommen zu werden, aber ich erinnerte mich nur noch sehr undeutlich der Adresse. Ich versuchte nun ein Mittel, das mir glückte. Ich ging hintereinander in einige Herbergen und fragte überall nach Herrn Grenier. In der vierten Herberge ließ die Wirtin die zwei Personen stehen, mit denen sie gerade sprach, führte mich in ein kleines Zimmerchen und fragte:

„Haben Sie Grenier gesehen? ... Ist er immer noch krank (im Gefängnis)?“

„Nein,“ erwiderte ich, „er befindet sich wohl (ist frei).“

Ich merkte, daß ich bei der Diebesmutter war, und erzählte ihr, ohne zu zögern, wer ich sei, und ich welcher Lage ich mich befinde. Sie antwortete nichts, packte mich beim Arm, öffnete eine im Getäfel fast unsichtbar eingelassene Tür und führte mich in einen niedrigen Raum, wo acht Männer und zwei Frauen bei Kartenspiel, Branntwein und Likören saßen.

„Halt!“ rief meine Begleiterin, indem sie mich der Gesellschaft vorstellte, die beim Anblick der frommen Betschwester recht erstaunt wurde. „Halt, die Schwester kommt, um euch zu bekehren.“

Da hob ich meinen Schleier auf und wurde auch gleich von drei der Anwesenden erkannt. Es waren ein gewisser Berry, Bidaut-Mauger und der junge Gouppy, den ich bereits in Quimper getroffen hatte; die übrigen waren Flüchtlinge aus dem Bagno von Rochefort.

Meine Verkleidung erregte stürmische Heiterkeit. Als beim Abendessen die Lustigkeit sich noch steigerte, wollte eins der Weiber, die da waren, meine Tracht anprobieren; ihr Benehmen und ihre Haltung standen aber in so eigentümlichem Widerspruch zu diesem Kostüm, daß wir uns vor Lachen wälzten. Endlich ging man zur Ruhe.

Bei meinem Erwachen fand ich auf meinem Bette neue Kleider, Wäsche und alles, was ich zu meiner Toilette nötig hatte. Woher kamen alle diese Sachen? Aber ich hatte keine Zeit, mir darüber den Kopf zu zerbrechen. Das wenige Geld, das mir vom Spital in Quimper – wo alles recht teuer bezahlt wurde – übriggeblieben war, hatte ich während der Reise aufgebraucht. Aller Mittel bar, ohne Kleider, ohne Bekannte – brauchte ich wenigstens

Zeit, um meiner Mutter zu schreiben und eine Unterstützung zu erbitten. Und so nahm ich alles an, was sich mir bot.

Aber ein Umstand ganz besonderer Art verkürzte meinen Aufenthalt in der „Insel Feydeau“. Nach Verlauf von acht Tagen glaubten mich meine Kumpane von meinen Strapazen vollständig erholt und sagten mir eines Abends, sie hätten am nächsten Tag eine „Arbeit“ in einem Hause auf der Place Graslin vor, und sie rechneten stark auf meine Mitarbeit; ich bekäme nachher den Ehrenposten, denn ich sollte mit Mauger im Innern des Hauses „arbeiten“.

Das war gar nicht nach meinem Sinn. Ich wollte lediglich die Gelegenheit ausnützen, um nach Paris zu gelangen, wo ich Hilfe von meiner Familie bekommen hätte. Es lag aber keineswegs in meiner Rechnung, in eine Diebesbande einzutreten; obwohl ich unter Gaunern und vom Ertrag ihres Gewerbes lebte, so hatte ich doch einen unüberwindlichen Widerwillen gegen die Verbrecherlaufbahn, deren Gefahren mir eine fürchterliche Erfahrung zu enthüllen begann. Aber eine Weigerung meinerseits hätte in den Augen meiner neuen Kameraden Verdacht erregt. In dem verborgenen Schlupfwinkel, in dem wir lebten, konnten sie mich sang- und klanglos abstechen und mich den Lachsen und Stinten der Loire zur Gesellschaft geben. Es blieb also nichts übrig, als dem aus dem Wege zu gehen, das heißt, so schnell als möglich zu flüchten; und dafür entschied ich mich auch.

Ich tauschte meine neuen Kleider gegen einen Bauernkittel ein, bekam noch achtzehn Franken in bar dazu und verließ Nantes. Auf der Spitze eines Stockes trug ich einen Korb mit Lebensmitteln, was mir völlig das Aussehen eines Mannes aus jener Gegend verlieh. Es ist unnötig, zu bemerken, daß ich Feldwege einschlug, wo, nebenbei bemerkt, die Gendarmen bei weitem mehr am

Platze waren als auf den Landstraßen. Denn auf den Landstraßen zeigen sich Leute, die mit der Justiz auf dem Kriegsfuß stehen, nur selten.

Elftes Kapitel

Neue Berufe

Nachdem ich Nantes verlassen hatte, marschierte ich hintereinander einen Tag und zwei Nächte, ohne in irgendeinem Dorfe haltzumachen: meine Vorräte ermöglichten mir das. Ich marschierte aufs Geratewohl, aber mein Streben ging nach Paris oder nach der Meeresküste, wo ich an Bord eines Schiffes aufgenommen zu werden hoffte. So erreichte ich die ersten Häuser einer Stadt, die vor kurzem der Schauplatz einer Schlacht gewesen zu sein schien. Der größte Teil der Häuser war nichts als ein Haufen rauchgeschwärzter Trümmer; alle Häuser rings um den Marktplatz lagen vollständig zerstört. Übriggeblieben war nur noch der Kirchturm, dessen Uhr immer noch die Stunden schlug für die Einwohner, die nicht mehr da waren. Dieser trostlose Anblick hatte zugleich etwas Bizarres. Auf dem Stück einer Mauer, das von einem Wirtshaus übriggeblieben war, war noch zu lesen: „Gute Unterkunft für Fußgänger und Reiter“. Soldaten tränkten ihre Pferde im Weihkessel einer Kapelle, etwas weiter tanzten ihre Kameraden nach den Tönen der Orgel mit den Bauernweibern, die Verlassenheit und Elend zwangen, sich für ein Kommißbrot den Revolutionssoldaten hinzugeben. Nach den Spuren dieses Zerstörungskrieges hätte man glauben können, man befinde sich inmitten der Savannen von Amerika oder in der Oase einer Wüste, wo barbarische Völkerschaften in blinder Wut einander zerfleischt hatten. Und doch waren es auf beiden Seiten nur Franzosen gewesen, aber jede Art von Fanatismus war hier zum Vorschein gekommen. Ich befand mich in der Vendée in der Stadt Cholet.

Der Inhaber einer elenden, im Gebüsch versteckten Schenke, in der ich einkehrte, fragte mich, ob ich zum Markte wolle, der nächsten Tag in Cholet sei. Ich bejahte

diese Frage, obwohl es mich recht wunderte, daß inmitten dieser Ruinen noch Märkte stattfanden und die Landleute der Gegend noch etwas zu verkaufen hatten. Aber bald klärte mich der Wirt auf, daß auf diesen Märkten nichts feilgeboten werde als Vieh aus entlegenen Provinzen. Obwohl man noch nichts getan hatte, um die Verwüstungen des Krieges im Lande wieder gutzumachen, so war doch der Friedenserlaß durch General Hoche schon ziemlich sicher, und die republikanischen Soldaten standen nur noch im Lande, um die Royalisten im Zaume zu halten, die noch rebellisch werden konnten.

Am frühen Morgen fand ich mich auf dem Marktplatz ein. Um mir die Gelegenheit zunutze zu machen, ging ich auf eine Ochsenhändler zu, dessen Äußeres mir gefiel, und bat ihn, mich einen Augenblick anzuhören. Er sah mich zuerst mit einem gewissen Mißtrauen an, denn er hielt mich vielleicht für einen Spion, aber ich zerstreute bald seinen Argwohn, indem ich ihm versicherte, daß es sich um eine rein persönliche Angelegenheit handle.

Wir traten in ein Zelt, wo Schnaps verkauft wurde. Ich erzählte ihm in aller Kürze, daß ich von der sechsunddreißigsten Brigade desertiert sei, um meine Eltern, die in Paris wohnten, zu besuchen; mir läge viel daran, eine Stellung zu bekommen, damit ich ungeschoren nach der Hauptstadt gelangen könnte. Der gute Mann sagte, er könne mir leider keine Stellung anbieten, wenn ich aber einen Trupp Ochsen nach Sceaux (bei Paris) treiben wolle, so würde er mich gerne mitnehmen. Kein Anerbieten konnte mit größerer Bereitwilligkeit angenommen werden. Ich trat sofort mein Amt an, und leistete meinem neuen Brotherrn alle kleinen Dienste, die in meiner Macht standen.

Am Nachmittag schickte er mich mit einem Brief zu einer Person in die Stadt. Da fragte man mich, ob mein Herr

mich beauftragt habe, etwas in Empfang zu nehmen. Ich antwortete mit „nein“.

„Es ist schließlich gleich,“ sagte jene Person, ich glaube, es war ein Notar ... „Sie können ihm den Beutel mit dreihundert Franken überbringen.“

Ich lieferte meinem Herrn treulich diese Summe ab; natürlich flößte ihm meine Handlungsweise ungeheures Vertrauen ein.

Wir waren drei Wochen unterwegs, da rief er mich zu sich.

„Louis,“ sagte er zu mir, „kannst du schreiben?“

„Ja.“

„Rechnen? ...“

„Ja.“

„Buch führen?“

„Ja.“

„Gut. Da ich einen Umweg machen muß, um in Sainte-Gauburge junge Ochsen zu kaufen, so kannst du mit Jacques und Saturnin diesen Trupp nach Paris bringen. Du sollst Aufseher sein.“

Er gab mir die nötigen Anweisungen und reiste ab.

In Anbetracht des höheren Postens, den ich nun einnahm, reiste ich nicht mehr zu Fuß. Das verbesserte meine Lage merklich, denn die Ochsentreiber, die zu Fuß gehen, ersticken entweder im Staube, den die Tiere aufwirbeln, oder müssen bis an die Knie im Schmutz waten. Ich wurde außerdem besser bezahlt und erhielt bessere Nahrung. Aber ich mißbrauchte die Vorteile meiner

Stellung nicht, wie ich es von den anderen Aufsehern, die desselben Weges reisten, geschehen sah. Während das Viehfutter sich unter ihren Händen in Geflügel und Hammelkeule verwandelte, oder von ihnen an die Gastwirte verkauft wurde – verdarben die armen Tiere zusehends.

Ich benahm mich viel anständiger. Als ich in Verneuil mit meinem Herrn wieder zusammentraf, machte er mir die schönsten Komplimente über den Zustand meiner Ochsen. In Sceaux waren meine Tiere zwanzig Franken und darüber pro Kopf mehr wert, als die anderen Ochsen; dabei hatte ich mindestens neunzig Franken weniger Ausgaben unterwegs gemacht, als die übrigen Aufseher. Mein Herr war entzückt und gab mir eine Belohnung von vierzig Franken. Er sprach von mir bei den Viehhändlern wie von einem Aristides der Ochsentreiber. Ich war gewissermaßen das Tagesgespräch auf dem Viehmarkte von Sceaux; meine Kollegen waren wütend und hätten mich am liebsten totgeschlagen. Einer von ihnen, ein Bursche aus der Nieder-Normandie, der durch Kraft und Geschicklichkeit bekannt war, versuchte sogar, mir den Geschmack an meinem Metier zu verderben und die öffentliche Unzufriedenheit an mir zu rächen. Aber was vermochte ein Bauerntölpel gegen einen Schüler des großen Gouppy! ... Der Niedernormanne unterlag in einem denkwürdigen Faustkampf.

Mein Herr, der immer zufriedener mit mir war, wollte mich durchaus noch auf ein Jahr als Aufseher behalten. Er versprach mir sogar einen kleinen Anteil am Reingewinn. Ich hatte keine Nachrichten von meiner Mutter bekommen; aber in dieser Situation hätte ich alles gehabt, was ich in Paris suchte; ein reichliches Auskommen, ein Kostüm, welches mich schließlich so gut verbarg, daß ich nicht entdeckt zu werden fürchtete. Bei einigen Abstechern nach Paris ging ich sogar absichtlich an einigen meiner alten Bekannten vorbei, ohne erkannt zu werden. Aber als ich eines Abends durch die Rue

Dauphine ging, klopfte mir jemand auf die Schulter: mein erster Gedanke war zu fliehen, aber eine Reihe von Wagen versperrte mir gerade den Weg. Ich drehte mich um, und der erste Blick überzeugte mich, daß es blinder Schrecken gewesen war. Derjenige, der mir solch einen Schreck eingejagt hatte, war ein Hauptmann vom dreizehnten Jägerregiment aus Lille, Villedieu. Er trug keine Uniform, aber das wunderte mich nicht weiter, denn Offiziere tragen bei einem Aufenthalt in Paris meistens Zivil. Was mich aber erstaunte, war seine besorgte Miene und seine auffallende Blässe. Da er den Wunsch äußerte, außerhalb der Stadt mit mir zu speisen, so nahmen wir einen Wagen und fuhren nach Sceaux.

Im „Großen Hirschen“ bestellten wir ein Separatzimmer. Kaum waren wir allein, als Villedieu die Tür zuschloß, den Schlüssel in die Tasche steckte und mit Tränen in den Augen zu mir sprach:

„Oh, mein Freund, ich bin ein verlorener Mann! ... Ich werde gesucht ... Du mußt mir irgendwie ähnliche Kleider wie deine verschaffen ... Oder wenn du Lust hast ... ich habe Geld ... wir reisen zusammen nach der Schweiz. Ich weiß, wie geschickt du bist, wie oft du geflüchtet bist. Nur du allein kannst mir helfen! ...“

Diese Eröffnung war nicht besonders beruhigend für mich. Ich hatte schon mit meiner eigenen Person Sorgen genug, und nun sollte die Verbindung mit einer von der Polizei gesuchten Person meine Verhaftung noch beschleunigen. Diese Betrachtung, die ich für mich anstellte, bestimmte mich, mit Villedieu eine Komödie zu spielen.

Ich ließ mir von ihm seine Geschichte erzählen. Sie lief darauf hinaus, daß er aus Liebe zu einer Frau in die Affäre einer Räuberbande verwickelt worden war. Als er mit seinem Bericht zu Ende war, rief er:

„Als ich dir begegnete, wollte ich gerade eine alte Bekannte besuchen, um mich zu verstecken, oder die Mittel zu bekommen, ins Ausland zu flüchten. Aber jetzt bin ich beruhigt, denn ich habe Vidocq gefunden!“

Zwölftes Kapitel

Die Seelenverkäufer

Das Vertrauen Villedieus schmeichelte mir ja sehr, aber ich fand es deswegen nicht weniger gefährlich. Daher hielt ich es für richtig, ihm ein Märchen zu erzählen, als er mich fragte, wovon ich lebte, und besonders, wo ich wohne. Ich trieb die Vorsicht sogar so weit, daß ich, nachdem ich um elf Uhr abends ihn verlassen hatte, einen Umweg machte, bevor ich in meine Herberge einkehrte. Mein Herr war schon schlafen gegangen; am nächsten Morgen weckte er mich sehr früh und sagte mir, wir müßten sofort nach Nogent-le-Rotrou reisen und von dort nach seiner Besitzung, die in der Umgegend dieser Stadt lag.

In vier Tagen war die Reise gemacht. Obwohl ich von seiner Familie so gut aufgenommen wurde wie nur ein treuer und eifriger Diener, so beharrte ich doch auf dem Plan, den ich seit einiger Zeit hegte, in meine Heimat zurückzukehren: ich hatte schon längere Zeit von dort weder Briefe noch Geld empfangen. Kaum waren wir wieder in Paris, so verabschiedete ich mich von meinem Herrn, der mich höchst ungern ziehen ließ.

Nachdem ich von ihm gegangen war, kehrte ich in ein Café am Chatelet ein, um auf den Mann zu warten, der mir meine Sachen bringen sollte. Eine Zeitung kommt mir unter die Hände, und das erste, was mir in die Augen fällt, ist der Bericht von der Verhaftung Villedieus. Er hatte sich erst ergreifen lassen, nachdem er zwei Agenten, die sich seiner bemächtigen wollten, über den Haufen geschossen hatte; er selbst wurde schwer verwundet. Zwei Monate später wurde er in Brügge hingerichtet.

Ich reiste also in aller Eile ab. Am dritten Tage stand ich vor Arras; ich betrat die Stadt abends, zur Zeit, da die Arbeiter von ihrer Arbeit zurückkommen. Ich stieg nicht direkt bei meinen Eltern ab, sondern bei einer meiner Tanten, und sie benachrichtigten meine Eltern. Die hatten schon geglaubt, ich seit tot; meine zwei letzten Briefe hatten sie nicht erhalten. Ich erfuhr nie, wodurch sie verloren gegangen oder ob sie unterschlagen worden waren.

Ich erzählte ihnen des langen und breiten von meinen Irrfahrten und fragte dann meinerseits nach den Neuigkeiten in der Familie; das brachte mich natürlich auch darauf, mich nach meiner Frau zu erkundigen. Da erfuhr ich, daß mein Vater sie eine Zeitlang bei sich aufgenommen hatte; ihre Ausschweifungen waren aber dermaßen skandalös geworden, daß man sie in Schande aus dem Hause jagen mußte. Sie war nun, wie es hieß, von einem Anwalt in der Stadt schwanger, der auch für sie sorgte; aber seit einiger Zeit hörte man nichts von ihr und kümmerte sich auch nicht weiter um sie.

Ich ließ mir ihretwegen auch keine grauen Haare wachsen: ich hatte eben an andere Dinge zu denken. Jeden Augenblick konnte ich entdeckt, verhaftet werden und meine Eltern in die größte Verlegenheit setzen. Die Zeit drängte, ich mußte einen Zufluchtsort finden, auf den die Aufmerksamkeit der Polizei weniger gerichtet war, als auf Arras.

Wir wandten uns nach einem Dorfe in der Umgegend, Ambercourt. Hier lebte ein ehemaliger Karmelitermönch, ein Freund meines Vaters. Er verstand sich dazu, mich bei sich aufzunehmen. Zu jener Zeit (1798) mußten noch die Priester den Gottesdienst heimlich abhalten, obwohl man sie nicht mehr anfeindete. Pater Lambert, mein Wirt, las die Messe in einer Art Scheune; da er nur einen gebrechlichen Greis zur Hilfe hatte, so erbot ich mich, das Amt eines Sakristans zu erfüllen, und ich benahm mich so

gut dabei, als ob ich mein Lebtag nichts anderes getan hätte. Ebenso wurde ich Pater Lamberts Stütze bei dem Unterricht, den er den Kindern in der Nachbarschaft erteilte. Die Fortschritte meiner Schüler erregten sogar ein gewisses Aufsehen in der Umgegend, besonders, seitdem ich ein ausgezeichnetes Mittel erfunden hatte, diese Fortschritte zu fördern: ich schrieb nämlich meinen Zöglingen die Buchstaben mit Bleistift vor, und sie malten sie mit der Feder nach; Radiergummi tat das übrige. Die Eltern waren entzückt, nur fiel es den Kindern schwer, ohne den Lehrmeister zu schreiben. Aber die Bauern von Artois, obwohl sie selbst zu jeder Art von Betrug geneigt sind, hatten die Güte, den Trick nicht zu durchschauen.

Diese Art von Leben sagte mir ziemlich zu. In der Kleidung des Laienbruders, die von der Obrigkeit geduldet war, brauchte ich keinen Verdacht zu fürchten. Andererseits war das Essen, für das ich stets viel übrig hatte, recht gut, denn die Eltern schickten uns jeden Augenblick Bier, Geflügel oder Obst. Zudem hatte ich unter meinen Schülerinnen einige niedliche Bauernmädchen, die für meine Unterweisungen sehr gelehrig waren.

Eine Zeitlang ging alles recht gut vonstatten, aber endlich wurde man doch mißtrauisch gegen mich. Man belauschte mich, man verschaffte sich die Gewißheit, daß ich eine zu weitgehende Auffassung von meinen Pflichten hatte, und beschwerte sich bei Pater Lambert. Er sagte mir, welche Anklagen gegen mich erhoben wären, ich leugnete alles. Die Kläger verstummten, aber sie verdoppelten ihre Wachsamkeit. Eines Nachts, als ich, vom klassischen Eifer getrieben, gerade dabei war, einer sechzehnjährigen Schülerin in meinem Heuschouer eine Lektion zu geben, packten mich vier Brauerknechte, rissen mir die Kleider vom Leibe, schleppten mich durch ein Hopfenfeld und peitschten mich mit Brennesseln und Disteln bis aufs Blut. Der Schmerz war so heftig, daß ich ohnmächtig wurde;

als ich wieder zu mir kam, lag ich mitten auf der Landstraße, splinternackt, mit Striemen und Blut bedeckt.

Was war zu machen? Zu Vater Lambert zurückkehren, hieß, sich neuen Gefahren aussetzen. Es war noch nicht spät in der Nacht. Obgleich ich von einem glühenden Fieber verzehrt wurde, so machte ich mich auf den Weg zu einem meiner Onkel nach Mareuil. Ich kam um zwei Uhr morgens an, erschöpft vor Müdigkeit und angetan lediglich mit einer zerfetzten Matte, die ich neben einem Sumpf gefunden hatte. Zuerst lachte man gründlich über mein Abenteuer, dann wurde mir der ganze Körper mit einer Mischung von Sahne und Öl eingerieben.

Nach acht Tagen war ich wieder hergestellt und reiste nach Arras ab. Ich durfte aber unmöglich da bleiben: jeden Augenblick konnte die Polizei meinen Aufenthalt erfahren. Ich machte mich daher auf den Weg nach Holland, mit der Absicht, mich dort niederzulassen; das Geld, das ich mitnahm, erlaubte mir, es abzuwarten, bis sich die Gelegenheit zu irgendeiner nützlichen Beschäftigung bot.

Ich kam über Brüssel und erfuhr dort, daß die Baronin von J... sich in London, Antwerpen und Breda aufgehalten habe. Dann schiffte ich mich nach Rotterdam ein. Man hatte mir die Adresse einer Herberge gesagt, wo ich absteigen könnte. Dort traf ich einen Franzosen, der sich mit mir sehr befreundete und mich einigemal zum Essen einlud; er versprach mir auch, mir eine gute Stellung zu verschaffen. Ich erwiderte sein Entgegenkommen mit großem Mißtrauen, denn ich wußte, daß dem holländischen Staate alle Mittel gut genug waren, um für seine Marine zu werben. Aber all meiner Zurückhaltung zum Trotz gelang es meinem neuen Freunde doch, mich mit einer besonderen Art von berauschem Likör betrunken zu machen. Am nächsten Morgen erwachte ich auf der Reede an Bord eines holländischen Kriegsschiffes. Nun war kein Zweifel mehr: der Suff hatte mich den

„Seelenverkäufern“ (Sel Verkaaf) ausgeliefert. Ich lag an einem Mast ausgestreckt und dachte über dieses seltsame Verhängnis nach; da stieß mich ein Matrose von der Bemannung mit dem Fuß und sagte, ich müßte aufstehen, um die Schiffsuniform in Empfang zu nehmen. Ich tat, als ob ich ihn nicht verstände; nun erschien der Zeugmaat und wiederholte die Order auf französisch. Ich bemerkte darauf, ich sei ja nicht Matrose, da ich keinen Vertrag unterschrieben hätte. Er griff nach einem Tau, als wollte er mich schlagen; bei dieser Bewegung sprang ich auf, packte das Messer eines Matrosen, der unter dem großen Mast frühstückte, lehnte mich an die Kanone, und schwor, daß ich jedem, der mich anrührte, den Bauch aufschlitzen würde. Großer Lärm unter der Bemannung. Der Kapitän erschien auf dem Verdeck. Es war ein Mann von vierzig Jahren mit gutmütigem Gesicht; seine Manieren hatten nichts von der Barschheit, die den Seeleuten sonst eigen ist. Er hörte freundlich meine Weigerung an; das war aber auch alles, was er tun konnte, denn in seiner Macht stand es nicht, die Seeorganisation seiner Regierung zu ändern.

In England, wo der Dienst auf den Kriegsschiffen härter, weniger einträglich und vor allem weniger frei ist als auf den Handelsschiffen, rekrutierte sich die Staatsmarine noch mit der Hilfe der „Presse“. In Kriegszeiten wird das Preßsystem auch auf Handelsschiffen gehandhabt, wo die erschöpften und kranken Matrosen durch frisches und tüchtiges Menschenmaterial ersetzt werden sollten, aber im allgemeinen werden dort nur Leute genommen, deren Aussehen und Kleidung vermuten läßt, daß sie mit der See vertraut sind. In Holland dagegen verfuhr man zu jener Zeit, von der ich spreche, fast wie in der Türkei: wenn es dringend kam, warf man auf die Kriegsschiffe Maurer, Stallknechte oder Barbieri, Menschen also, die sonst sehr nützlich sind. Wenn bei Verlassen des Hafens ein Fahrzeug mit solcher Bemannung zum Treffen genötigt wird, dann werden alle Manöver falsch; dieser

Umstand erklärt vielleicht, warum so viel türkische Fregatten von den miserablen griechischen „Misticks“ genommen oder in den Grund gebohrt werden.

So hatten auch wir Leute an Bord, deren Neigungen und Lebensgewohnheiten dem Marinedienst so fern lagen, daß es geradezu lächerlich erschien, sie dazu zu zwingen. Unter den zweihundert Matrosen, die wie ich „gepreßt“ worden waren, gab es höchstens zwanzig, die wirklich einmal ihren Fuß auf eine Schiffsplanke gesetzt hatten. Die meisten waren mit Gewalt oder mit Hilfe von Alkohol eingefangen worden; anderen hatte man frei Überfahrt nach Batavia versprochen, wo sie ihr Gewerbe ausüben wollten. Unter diesen befanden sich zwei Franzosen: der eine war Buchhalter aus der Bourgogne, der andere Gärtner aus Limoges – also, wie man sieht, beide ausgezeichnete Seeleute!

Zu unserem Trost sagten uns die Schiffsleute, daß man uns aus Furcht vor Desertionen wohl vor einem halben Jahr nicht ans Land gehen lassen würde. Das geschieht übrigens auch manchmal auf englischen Schiffen, wo der Matrose ganze Jahre seine Heimat nicht anders sieht, als von der Bramstange seines Schiffes. Um die Härte dieser Maßregel einigermaßen zu versüßen, läßt man an Bord einige der üblen Weiber kommen, von denen es in den Häfen wimmelt, und die man – ich weiß nicht aus welchem Grunde – Töchter der Königin Karoline nennt (*Queen Carolines daughters*). Die englischen Seeleute, von denen ich später diese Einzelheiten erfuhr, – die man buchstäblich glauben muß – fügten dabei hinzu, daß die puritanischen Kapitäne, um die Unsittlichkeit dieser Methode zu bemänteln, manchmal fordern, diese Damen müßten für Kusinen und Schwestern ausgegeben werden.

Mir, der ich ja schon seit langem mich für die Marine entschlossen hatte, wäre ja diese Lage an und für sich nicht zuwider gewesen, wenn ich nicht gezwungen worden wäre, und ich nicht die Sklaverei, mit der man

mir drohte, in Aussicht gehabt hätte. Bei dem geringsten falschen Handgriff regnete es Schläge mit dem Tau, im Vergleich mit denen die Stockhiebe der Zuchthauswärter Bonbons waren.

Ich war verzweifelt. Zwanzigmal kam mir in den Sinn, meinem Peiniger eine Hißtauwinde an den Kopf zu werfen oder ihn ins Meer zuschleudern, wenn ich die Nachtwache hätte. Ich hätte eines dieser Vorhaben ganz bestimmt verwirklicht, wenn nicht der Leutnant, der einige Freundschaft für mich hatte, weil ich ihn fechten lehrte, meine Lage etwas gemildert hätte. Übrigens sollten wir uns unverzüglich nach Helwotsluis begeben, wo die „Heindrack“ vor Anker lag, unter deren Mannschaft wir aufgenommen werden sollten: unterwegs war es am Ende möglich, zu entkommen.

Als der Tag der Überfahrt gekommen war, schifften wir zweihundertundsiebzig Neuangeworbene uns auf einer kleinen Smacke ein, die fünfundzwanzig Leute Bemannung und fünfundzwanzig Soldaten zu unserer Bewachung an Bord führte. Diese schwache Besetzung bestärkte mich noch mehr in meinem Entschluß, der darin bestand, daß die Soldaten entwaffnet werden und die Mannschaft uns in die Nähe von Antwerpen bringen sollte. Hundertundzwanzig Neuangeworbene, Franzosen und Belgier, traten dem Komplott bei. Es wurde ausgemacht, daß wir die wachhabenden Soldaten in dem Moment überfallen sollten, wo die anderen bei der Mittagsmahlzeit waren, so daß wir leichtes Spiel haben müßten.

Dieser Plan ließ sich um so besser ausführen, als man nicht das geringste Mißtrauen gegen uns hegte. Der Offizier der Abteilung wurde gepackt, als er gerade beim Tee saß; ihm wurde jedoch nichts zuleide getan. Ein junger Mann aus Tournai, der als Superkargo angeworben, nachher aber zum gemeinen Matrosen gemacht worden war, setzte ihm mit soviel Beredsamkeit die Gründe für das, was er unseren „Aufstand“ nannte,

auseinander, daß der Offizier sich ohne Widerstand mitsamt seinen Soldaten in das Zwischendeck des Schiffes setzen ließ. Die Matrosen wurden in ihrem Dienst belassen, nur hatte einer der Unsrigen, ein Dünkirchener, das Steuer ergriffen.

Die Nacht kam. Ich war dafür, daß das Schiff beigedreht werde, damit wir nicht am Ende auf ein Fahrzeug der Küstenwache stießen, mit der unsere überrumpelte Mannschaft sich durch Signale verständigen könnte; aber der Dünkirchener sträubte sich dagegen mit einer Beharrlichkeit, die Argwohn hätte erregen müssen. Man setzte also die Fahrt fort und gegen Morgen lag die Smacke vor den Kanonen eines Forts in der Nähe von Helwotsluis. Nun erklärte der Dünkirchener, er wolle ans Land steigen, um zu sehen, wo wir ohne Gefahr landen könnten. Ich sah sofort, daß wir verraten worden waren, aber nun ließ sich die Sache nicht mehr ändern. Die Signale waren wahrscheinlich bereits gewechselt, bei dem geringsten Manöver konnte uns das Fort in den Grund bohren. Nun hieß es abwarten. Bald stieß eine Barke mit zwanzig Mann von der Küste ab und legte an der Smacke an. Drei Offiziere bestiegen das Verdeck, ohne die geringste Furcht zu äußern, obwohl das Schiff der Schauplatz eines lebhaften Kampfes zwischen unseren Kameraden und den holländischen Matrosen war, die die Soldaten aus dem Zwischendeck befreien wollten.

Das erste Wort des ältesten der drei Offiziere war die Frage, wer der Rädelsführer der Verschwörung sei. Alles blieb stumm. Da ergriff ich das Wort und erklärte ihm auf französisch, daß durchaus keine Verschwörung stattgefunden habe. Wir wollten uns durch einen einstimmigen und unmittelbaren Akt dem Sklavenjoch entziehen, unter das man uns gebeugt hatte; wir hätten übrigens dem Kommandanten der Smacke nichts getan; er selbst könnte es bezeugen, ebenso die Matrosen, die ganz genau wüßten, daß wir ihnen nach der Landung bei Antwerpen das Schiff überlassen hätten. Ich weiß nicht,

ob meine Rede eine Wirkung gehabt hat; nur hörte ich, während man uns an Stelle der freigelassenen Soldaten in das Zwischendeck sperrte, wie jemand zum Lotsen sagte: „Da wird wohl mehr als einer morgen an den Rahen bammeln.“

Die Smacke kam noch am selben Tage gegen vier Uhr in Helwotsluis an. Auf der Reede lag die „Heindrack“ vor Anker. Der Kommandant des Forts begab sich auf einer Schaluppe an Bord, und eine Stunde später wurde auch ich hingebacht. Dort fand ich einen Rat versammelt, der mich über die näheren Umstände der Revolte und die Rolle, die ich dabei gespielt hätte, befragte. Ich bestand darauf, wie ich es schon vor dem Kommandanten des Forts getan hatte, daß ich keinen Werbeakt unterschrieben hätte und daher mich im Rechte glaubte, meine Freiheit mit allen nur möglichen Mitteln wieder zu erlangen.

Man ließ mich abtreten; nun wurde der junge Mann aus Tournai vorgeführt, der den Führer der Smacke gefangen genommen hatte. Wir beide wurden für die Anstifter der Verschwörung erklärt, und bekanntlich fällt ja in solchen Fällen die Schuld und die Sühne auf dasselbe Haupt. Es handelte sich in der Tat um nichts mehr oder weniger, als gehangen zu werden. Zum Glück machte der junge Mann, den ich noch Zeit hatte zu instruieren, seine Aussagen in demselben Sinne wie ich; er beharrte darauf, daß die Anregung von keinem einzelnen ausgegangen sei, vielmehr sei allen zugleich die Idee gekommen, den Streich zu wagen. Wir konnten uns übrigens fest darauf verlassen, daß unsere Kameraden unseren Aussagen nicht widersprechen würden; sie legten das größte Interesse für uns an den Tag und gingen so weit, daß sie erklärten, im Falle man uns hänge, würde das Schiff in die Luft fliegen; sie würden Feuer in die Pulverkammer legen auf die Gefahr hin, die Reise in den Himmel selbst mitzumachen. Und es waren auch Burschen darunter, die dazu imstande wären.

Ob man sich vor der Verwirklichung dieser Drohungen und dem schlechten Beispiel fürchtete, das den Matrosen, die nach demselben System angeworben wurden, gegeben würde; oder ob der Rat wirklich einsah, daß wir uns innerhalb der Schranken rechtmäßiger Verteidigung gehalten hatten – man versprach uns, beim Admiral unsere Begnadigung zu erwirken unter der Bedingung, daß wir unsere Kameraden zum Gehorsam brächten. Wir versprachen alles, was man nur wollte, denn nichts macht gefügiger, als den Strick am Halse zu spüren.

Danach wurden unsere Kameraden an Bord des Schiffes gebracht und mit der Mannschaft, die sie ergänzen sollten, in die Zwischendecke verteilt. Alles verlief in der besten Ordnung. Es erhob sich nicht die geringste Klage, nicht die leiseste Unordnung war zu schlichten. Aber wir wurden allerdings auch nicht mißhandelt, wie an Bord der Smacke, wo der Zeugmaat Befehle nie anders austeilte, als mit dem Tauende in der Hand. Ich wurde mit einer gewissen Rücksicht behandelt, wohl weil ich den Soldaten Unterricht im Fechten erteilte; ich wurde sogar zum Bombardier ernannt, mit einem Monatssold von achtzehn Gulden.

Zwei Monate gingen auf diese Art hin, ohne daß die Nähe der englischen Kreuzer uns erlaubte, die Reede zu verlassen. Ich fühlte mich in meiner neuen Stellung nicht übel, ich dachte auch nicht daran, sie sobald aufzugeben. Aber da erfuhren wir, daß die französische Regierung Recherchen anstellte wegen der französischen Staatsangehörigen, die sich auf holländischen Schiffen befänden. Die Gelegenheit war günstig für diejenigen, die mit dem Dienst unzufrieden waren. Aber niemand machte von ihr Gebrauch, denn erstens wollte man uns ja nur haben, um uns in die französischen Linienschiffe zu stecken, die keineswegs besser waren, und außerdem hatten, wie ich annehmen mußte, die meisten meiner Kameraden ebenso wie ich allen Grund, sich nicht vor dem Polizeiagenten der Hauptstadt zu zeigen. Man

schwieg also. Die Behörde ließ sich von der Schiffsverwaltung die Liste geben, aber das hatte durchaus keinen Erfolg, aus dem einfachen Grund, weil wir alle falsche Namen trugen. Wir glaubten, der Sturm sei vorüber. Indessen dauerten die Nachfragen fort; nur postierte man, anstatt weitere Umfragen anzustellen, in den Häfen und in den Kneipen Agenten, die alle Personen, die dienstlich oder mit Urlaub an Land kamen, untersuchen wollten. Da, während eines Landaufenthaltes, wurde ich verhaftet. Dafür habe ich noch lange dem Schiffskoch Dank bewahrt; der hat mich nämlich mit seiner persönlichen Feindschaft beehrt, seitdem ich mich beschwert hatte, daß er uns statt Butter Talg, und statt frischer Fische verdorbenen Kabliau vorsetzte.

Ich wurde zum Platzkommandanten geführt. Ich gab mich für einen Holländer aus. Die Sprache war mir geläufig genug, daß ich diese Angabe machen konnte. Dann forderte ich, unter Bewachung auf mein Schiff geführt zu werden, um meine Papiere zu holen. Nichts schien gerechtfertigter und einfacher zu sein – ein Unteroffizier erhielt den Befehl, mich zu begleiten; wir fuhren im selben Boot ab, das mich an Land gebracht hatte. Als wir am Schiff anlangten, ließ ich den guten Mann, mit dem ich mich unterwegs recht freundschaftlich unterhalten hatte, die Strickleiter vor mir hinaufsteigen. Kaum sah ich ihn an der Strickleiter hängen, da stieß ich das Boot ab und rief den Ruderern zu, sie sollten tüchtig zugreifen, denn es gäbe ein gutes Trinkgeld. Wir durchschnitten die Wellen, während mein Unteroffizier sich auf der Strickleiter wie toll gebärdet hat. Die Mannschaft verstand ihn nicht, oder wollte ihn nicht verstehen.

Als ich am Land angekommen war, eilte ich in ein mir bekanntes Haus, um mich dort zu verbergen. Ich war fest entschlossen, das Schiff zu verlassen, weil ich dort nicht wieder erscheinen konnte, ohne verhaftet zu werden. Da meine Flucht allen möglichen Verdacht gegen mich

erwecken konnte, so verständigte ich mich auf jeden Fall mit dem Kapitän, und er gab mir die Vollmacht, zu tun, was ich für meine Sicherheit für richtig hielt.

Auf der Reede von Dünkirchen lag ein Korsarenschiff, die „Barras“, unter dem Kapitän Fromentin. Zu jener Zeit wurden die Fahrzeuge jener Art nie genau untersucht, sie hatten gewissermaßen ein Asylrecht. Das war also etwas für mich. Ich wandte mich an einen Korsarenleutnant, und dieser stellte mich Fromentin vor; Fromentin engagierte mich auf meinen Ruf als Fechtmeister.

Vier Tage später ging die „Barras“ unter Segel, um eine Kreuzfahrt nach dem Sund anzutreten. Das war am Anfang des Winters 1799, da die großen Stürme so viele Fahrzeuge in der Ostsee zugrunde richteten. Kaum waren wir auf hoher See, da erhob sich ein Nordwind, der der von uns eingeschlagenen Richtung gerade entgegen war. Es mußte beigedreht werden; das Schlingern war jedoch so stark, daß ich seekrank wurde und drei Tage lang nichts zu mir nehmen konnte, als etwas Branntwein mit Wasser gemischt. Die Hälfte der Mannschaft befand sich in derselben Verfassung: wir hätten von einem Fischerboot überrumpelt werden können.

Der Sturm legte sich endlich, der Wind wendete auf einmal nach Südwest, und die „Barras“, ein herrlicher Segler, der seine zehn Meilen in der Stunde machte, hatte bald wieder lauter gesunde Leute an Bord. Aber da rief die Wache im Mastkorb: „Ein Schiff Backbord!“

Der Kapitän ergriff das Fernglas und erklärte, es sei ein englischer Küstenfahrer unter neutraler Flagge, den der Wind von seinem Geschwader getrennt hätte. Man hißte die französische Flagge und segelte auf ihn mit vollem Winde zu. Beim zweiten Kanonenschuß legte er an, ohne die Enterung abzuwarten. Die Mannschaft wurde in den unteren Schiffsraum verstaut, und die Beute nach Bergen

(Norwegen) gebracht: da fand die Ladung, die aus Holz bestand, bald ihre Käufer.

Ich blieb sechs Monate an Bord der „Barras“. Mein Anteil an der Beute begann mir recht stattliche Summen einzubringen, als wir einen Aufenthalt im Hafen von Ostende nahmen. Man hat bisher gesehen, daß diese Stadt für mich stets verhängnisvoll war; was mir aber diesmal dort begegnete, konnte mich schon zu einem unbegrenzten Fatalismus bringen.

Kaum waren wir im Hafen, als ein Kommissar, Gendarmen und Agenten an Bord erschienen und die Papiere der Schiffsmannschaft verlangten. Ich erfuhr nachträglich, daß der Anlaß zu diesem ziemlich ungewöhnlichen Verfahren ein Mord war, dessen Täter man auf dem Schiffe suchte.

Als die Reihe an mich kam, sagte ich, ich hieße Duval, und sei aus Lorient gebürtig; ich fügte ferner hinzu, meine Papiere seien in Rotterdam auf der Kanzlei der holländischen Marine liegen geblieben. Darauf erwiderte man nichts weiter, und ich glaubte schon, mich aus der Affäre gezogen zu haben.

Nachdem die hundertdrei Mann, die sich an Bord befanden, vernommen worden waren, rief man uns zu je acht auf und erklärte uns, wir würden nun auf das Stammrollenbureau gebracht werden, dort müßten wir unsere Erklärungen abgeben. Aber ich legte darauf nicht gerade allzu großen Wert und entschlüpfte an der ersten Straßenecke. Ich hatte bereits dreißig Schritte vor den Gendarmen voraus, als ein altes Weib, das die Wand ihres Hauses wusch, mir einen Besen zwischen die Beine warf. Ich fiel hin, die Gendarmen eilten herbei, man legte mir Handschellen an (die Menge Kolbenstöße und Säbelhiebe gar nicht zu zählen) und führte mich so gefesselt vor den Rekrutierungskommissar. Dieser hörte mich an und fragte mich, ob ich nicht aus dem Spital von Quimper entflohen

sei. Ich sah mich gefangen, denn nun war „Duval“ ebenso gefährlich wie „Vidocq“. Ich entschied mich jedoch für den ersten Namen; er bot mehr Vorteile als der zweite, denn der Weg von Ostende nach Lorient war länger, als von Ostende nach Arras, bot also mehr Gelegenheit, zu entkommen.

Dreizehntes Kapitel

Das Schiff der Sträflinge

Es verstrichen acht Tage, während deren ich den Rekrutierungskommissar nur ein einziges Mal sah. Dann wurde ich mit einem Transport von Arrestanten und Deserteuren nach Lille befördert. Es war sehr zu befürchten, daß ich in dieser Stadt, in der ich schon so oft gewesen war, erkannt würde. Kaum erfuhr ich, daß wir dorthin gebracht würden, so ergriff ich solche Vorsichtsmaßregeln, daß selbst die Gendarmen, die mich früher transportiert hatten, mich nicht wiedererkannt hatten. Ich bedeckte mein Gesicht mit einer dicken Schicht von Schmutz und Ruß, und blies meine Backen so auf, daß ich einem jener Posaunenengel auf den Kirchenfresken glich, die zum jüngsten Gericht trompeten.

So zugerichtet kam ich ins Militärgefängnis „Égalité“ an, wo ich einige Tage bleiben sollte. Um die Langeweile der Haft zu verkürzen, riskierte ich es ein paarmal, in die Kantine zu gehen: ich hoffte dadurch irgendeine Möglichkeit zur Flucht zu finden. Das Zusammentreffen mit einem Matrosen, den ich von der „Barras“ her kannte, schien mir eine günstige Vorbedeutung zur Ausführung meines Vorhabens zu sein. Nach beendeter Mahlzeit zog ich mich auf meine Zelle zurück. Ich mochte dort etwa drei Stunden verbracht haben, in Nachdenken versunken, wie ich die Freiheit erlangen könnte, als der Matrose bei mir eintrat und mich aufforderte, mit ihm das Mittagessen zu verzehren, das ihm seine Frau gerade gebracht hatte. Der Matrose war also verheiratet. Mir kam der Gedanke, daß seine Frau mir vielleicht Frauenkleider oder irgendeine andere Verkleidung verschaffen könnte. Noch ganz voll von diesem Gedanken komme ich in die Kantine hinunter und trete an den Tisch. Plötzlich vernehme ich einen Schrei, eine Frau wird ohnmächtig, die Frau meines

Kameraden ... ich will ihr helfen, aber da kann i c h einen Schrei nicht zurückhalten ... Himmel, es ist ja Francine! ... Und über meine Unvorsichtigkeit erschrocken, versuche ich meine erste Bewegung zu unterdrücken. Die erstaunten Zuschauer dieser Szene umringen mich, man bestürmt mich mit Fragen. Nach einem kurzen Schweigen antworte ich, indem ich das Märchen erfinde, ich hätte in ihr meine Schwester zu erkennen geglaubt.

Dieser Vorfall blieb jedoch ohne Folgen. Am nächsten Tage zogen wir bei Sonnenaufgang weiter. Ich war bestürzt, als ich sah, daß man, statt den gewöhnlichen Weg über Lens zu nehmen, die Richtung nach Douai einschlug. Weshalb diese Anordnung? Ich glaubte zuerst, Francine hätte schuld daran, aber bald erfuhr ich, daß man ganz einfach die vielen Widerspenstigen, die in Combai im Gefängnis saßen, in Arras abladen wollte.

Francine, die ich in so unberechtigter Weise verdächtigt hatte, erwartete mich an der ersten Haltestelle ... Ungeachtet der Gendarmen wollte sie mich durchaus sprechen und umarmen. Sie weinte viel, ich ebenfalls. Mit wieviel Bitternis warf sie sich ihre Untreue vor! Ihre Reue war aufrichtig; ich verzieh ihr von Herzen. Als ich auf Befehl der Gendarmen mich von ihr trennen mußte, ließ sie mir zweihundert Franken in Gold in die Hand gleiten.

Endlich waren wir in Douai. Nun sind wir vor der Tür des Departementsgefängnisses. Ein Gendarm zieht die Klingel. Wer macht da auf? Dutilleul, derselbe Aufseher, der mich nach den Folgen meines Fluchtversuches einen Monat lang gepflegt hatte. Er scheint mich aber nicht zu bemerken. In der Kanzlei treffe ich noch eine bekannte Gestalt, den Gerichtsdieners Hurtrel, aber er ist dermaßen betrunken, daß ich die Hoffnung hegen darf, er habe das Gedächtnis verloren.

Drei Tage lang bleibt alles ruhig, aber am vierten werde ich vor den Untersuchungsrichter geführt, und man fragt

mich in der Gegenwart von Dutilleul und Hurtrel, ob ich nicht Vidocq sei. Ich beharre darauf, daß ich August Duval heiße; man könne sich davon überzeugen, wenn man nach Lorient schreibe, ferner beweise es der Umstand, daß ich in Ostende festgenommen worden sei, denn ich sei der Desertion angeklagt. Meine Beredsamkeit scheint auf den Richter Eindruck zu machen, er zögert. Hurtrel und Dutilleul aber bestehen darauf, daß sie sich nicht irren. Bald darauf erscheint Staatsanwalt Rausson und behauptet, mich ebenfalls zu erkennen, da ich mich aber nicht aus der Fassung bringen lasse, so bleibt noch ein Zweifel bestehen; und um sich Klarheit zu verschaffen, bedient man sich einer List.

Eines Morgens wird mir gemeldet, jemand wolle mich in der Kanzlei sprechen. Ich gehe hinunter und finde meine Mutter, die man aus Arras hat kommen lassen. Die arme Frau will mir in die Arme stürzen ... Ich übersehe die Falle ... Ich stoße meine Mutter sanft zurück und sage zu dem Untersuchungsrichter, der anwesend ist, es wäre würdelos, der armen Frau Hoffnungen über ein Wiedersehen mit ihrem Sohne zu machen, wenn es fragwürdig sei, ob ihr Sohn zur Stelle sei. Unterdessen tut meine Mutter, der ich von ferne ein Zeichen gebe, als ob sich mich aufmerksam musterte und erklärt schließlich, sie hätte sich durch eine außerordentliche Ähnlichkeit täuschen lassen. Darauf entfernt sie sich, und schimpft auf die Leute, die ihr diese falsche Freude bereitet hatten.

Richter und Aufseher werden endlich irre, als ein Brief aus Lorient ankam. Darin wurde als sicheres Merkmal zur Ermittlung der Identität des Individuums in Douai angegeben, daß der aus dem Hospital zu Quimper geflüchtete Duval am linken Arm eine Tätowierung habe. Ich wurde wieder vor den Richter geführt. Hurtrel triumphierte schon und wollte bei der Untersuchung zugegen sein. Ich schlug den Ärmel meines Rockes zurück und zeigte die Zeichnung, die aufs Tipfelchen mit der aus Lorient eingelaufenen Beschreibung

übereinstimmte. Alle fielen wie aus den Wolken; was die Lage noch komplizierte, war, daß die Behörde von Lorient mich als Deserteur der Staatsmarine zurückforderte.

So vergingen vierzehn Tage, ohne daß über mein Schicksal irgendeine Entscheidung getroffen worden wäre. Endlich aber, der schlechten Behandlung müde, durch die man mich zu einem Geständnis zwingen wollte, schrieb ich an den Gerichtspräsidenten, ich sei wirklich Vidocq. Was mich zu diesem Entschluß bestimmte, war der Umstand, daß ich mit einem nach Bicêtre abgehenden Transport mitgeschickt zu werden hoffte; das geschah auch wirklich. Aber gegen alle meine Berechnung bot sich unterwegs nicht die geringste Gelegenheit zur Flucht, – so strenge wurden wir überwacht.

Am 2. April 1799 hielt ich zum zweitenmal meinen Einzug in Bicêtre. Dort fand ich viele alte Bekannte wieder. Unter anderem traf ich in Bicêtre den Kapitän Labbre, der, wie man sich wohl noch erinnert, mir in Brüssel die Papiere verschafft hatte, mit dessen Hilfe ich die Baronin d’J... betrog. Er war zu sechszehn Jahren Zuchthaus wegen eines beträchtlichen Diebstahls in Gent verurteilt worden.

Nach dem Einschmieden stellte man mich an die Spitze des ersten Zuges neben einen der berühmtesten Diebe von Paris und der Provinz. Er hieß Jossas, war aber unter dem Namen Marquis de Saint-Amand de Faral bekannt, den er gewöhnlich führte. Es war ein Mann von sechsunddreißig Jahren, von angenehmen Äußeren und – wenn's nötig war – von feinstem Umgangston. Sein „Reisekostüm“ glich dem Anzug eines eleganten Lebemanns, der soeben aus dem Bett gestiegen ist und in sein Boudoir geht. Er trug eine silbergraue Trikothe, eine mit Astrachan besetzte Weste und ein Käppchen von derselben Farbe, darüber hatte er einen weiten Mantel, der mit scharlachrotem Sammet gefüttert war. Seine Lebensweise stand mit seiner Haltung im Einklang: auf

jeder Station ließ er sich die besten Speisen kommen und bewirtete stets drei oder vier Personen vom Zuge.

Jossas hatte so gut wie keine Bildung genossen; aber er war in früher Jugend bei einem reichen Oberst in Dienst getreten, den er auf Reisen begleitete. So hatte er so gute Manieren angenommen, daß er sich in jeder Gesellschaft bewegen konnte. Weil er zu den vornehmsten Gesellschaftskreisen Zutritt hatte, nannten ihn seine Spießgesellen auch „Passe-partout“. Er hatte sich so in seine Rolle hineingelebt, daß er selbst im Bagno, als man ihn an die doppelte Kette gelegt hatte, mitten unter den elendesten Geschöpfen, noch im Sträflingskittel sein feines Benehmen beibehielt. Er hatte ein herrliches Necessaire und verwandte jeden Morgen eine Stunde auf seine Toilette; besonders pflegte er seine Hände, die wirklich schön waren.

Man kennt von Jossas eine Menge Diebstähle, die alle die feine Beobachtungsgabe und den erfinderischen Geist zeigen, die ihm in hohem Grade eigen waren. In der Gesellschaft gab er sich für einen Kreolen aus Havanna aus, und, obwohl er öfters Leute aus dieser Stadt traf, so ließ er sich nichts durchgehen, was ihn hätte verraten können. Einige Male trieb er es so weit, daß ihm von angesehenen Familien die Hand ihrer Töchter angeboten wurde. Er erkundigte sich dann nebenbei, wo die Mitgift aufbewahrt wurde und verschwand mit dem Gelde in dem Moment, da der Ehekontrakt unterzeichnet werden sollte. Am merkwürdigsten ist ein Streich, dem ein Bankier aus Lyon zum Opfer fiel.

Er verschaffte sich Zutritt im Hause unter dem Vorwand, Geldgeschäfte machen zu wollen, und wurde dort in kurzer Zeit so intim, daß es ihm gelang, Abdrücke von allen Schlössern zu nehmen. Ihm fehlte nur noch der Kassenschlüssel. Der Geldschrank war unter doppeltem Schloß in der Wand eingemauert, so daß an sein Erbrechen nicht gedacht werden konnte; außerdem trug

der Kassierer den Kassenschlüssel stets bei sich. Aber all diese Hindernisse schreckten Jossas nicht ab. Er freundete sich mit dem Kassierer an und schlug ihm eines Tages vor, einen Ausflug nach Collonges zu machen. Sie fuhren im Kabriolett ab. In der Nähe von Saint-Rambert erblickten sie an einer Böschung eine Frau, der aus Mund und Nase Ströme von Blut flossen; an ihrer Seite stand ein Mann, der sich nicht zu helfen wußte. Jossas spielte den Gefühllosen. Er sagte, um das Blut zu stillen, genüge es, der Kranken einen Schlüssel auf den Rücken zu legen. Aber niemand hatte Schlüssel bei sich mit Ausnahme des Kassierers. Er gab zuerst seinen Hausschlüssel her, der genügte nicht. Ganz entsetzt über die Blutströme bot der Kassierer schließlich auch den Kassenschlüssel hin, den man mit viel Erfolg der Patientin auf das Kreuz legte. Es ist leicht zu erraten, daß sich da eine Wachsplatte befand. Die ganze Szene war abgekartet. Drei Tage danach war die Kasse leer.

Wie ich bereits sagte, spielte Jossas den großen Herrn und ging mit dem Gelde höchst verschwenderisch um. Er war außerordentlich mildtätig, und ich könnte von ihm Züge eines grotesken Edelmutes berichten, die zu prüfen ich den Moralisten überlasse. Eines Tages drang er in eine Wohnung in der Rue du Hazard, wo, wie man sagte, gute Beute zu machen war. Die Schäßigkeit des Mobiliars verblüffte ihn – aber vielleicht war der Eigentümer der Wohnung ein Geizhals? Er sucht weiter, wühlt alles durcheinander, bricht alles auf und und findet im Geldschrank nichts als ein Bündel Versatzscheine vom Leihhaus ... Da holt er aus der Tasche fünf Louisdore, legt sie auf den Kamin, schreibt auf einen Zettel: „Ersatz für die verdorbenen Möbel“ und zieht sich zurück, indem er sorgfältig die Türen hinter sich abschließt, damit andere, weniger rücksichtsvolle Diebe das von ihm Verschonte nicht wegstibitzen.

Die Reise nach Bicêtre, die Jossas mit uns machte, war für ihn die dritte. Er entfloh noch zweimal, wurde aber

eingefangen und starb endlich 1805 im Bagno zu Rochefort.

Bei unserer Ankunft in Montereau war ich Zeuge einer Szene, die man kennen sollte, weil sie sich wiederholen kann. Ein Sträfling namens Mauger hatte einen jungen Mann aus dieser Stadt gekannt, von dem seine Verwandten annahmen, er sei zu Zuchthaus verurteilt worden. Mauger veranlaßte nun seinen Nachbar im Zuge, das Gesicht mit einem Taschentuch zu bedecken, und sagte zu den Leuten, die herbeigelaufen kamen, der Mann mit dem Tuch vor dem Gesicht sei der betreffende. Wir setzten unseren Weg fort, aber als wir eine Viertelmeile von Montereau entfernt waren, holte uns jemand ein und übergab dem Hauptmann eine Summe von fünfzig Franken „für den Mann mit dem Tuch vor dem Gesicht“. Dieses Geld wurde abends an die Beteiligten ausgeliefert, ohne daß jemand die Ursache der Freigebigkeit ahnte.

In Sens gab Jossas ein anderes Schauspiel zum besten. Er hatte einen gewissen Sergent zu sich bestellt, dem das Gasthaus „Zum Taler“ gehörte. Kaum erblickte ihn der Mann, als er sich in Klagen erging.

„Wie!“ rief er mit Tränen in den Augen. „Sie sind’s, Herr Marquis! ... Sie, der Bruder meines ehemaligen Herrn! ... Ich glaubte, Sie wären schon wieder längst in Deutschland ... O Gott, o Gott, welch ein Jammer!“

Jossas hatte sich nämlich bei einem Aufenthalt in Sens für einen heimlich zurückgekehrten Emigranten und den Bruder eines Grafen ausgegeben, bei dem Sergent als Koch gedient hatte. Jossas erklärte ihm, er sei in dem Augenblick, da er mit einem nachgemachten Paß über die Grenze kommen wollte, angehalten und als Fälscher verurteilt worden. Der brave Gastwirt beschränkte sich nicht auf Tränen allein. Er ließ dem noblen Galeerensklaven ein Diner servieren, an dem auch ich

teilnahm, – mit einem Appetit, der zu meiner schlimmen Lage gar nicht paßte. Außer einer furchtbaren Bastonade – die zwei Sträflinge erhielten, weil sie in Beaume zu flüchten versuchten – begegnete uns nichts Außergewöhnliches bis Châlons. Hier wurden wir auf ein großes, mit Stroh beladenes Schiff gebracht, das ganz mit dichtem Segeltuch überdacht war. Hob ein Sträfling einen Zipfel des Tuches in die Höhe, um einen Blick auf die Landschaft zu werfen oder um Luft zu schöpfen, so regnete es Stockschläge auf seinen Rücken. Als wir uns der Insel Barbe näherten, sagte Jossas zu mir:

„Hier sollst du wieder etwas erleben.“

Ich erblickte am Kai der Saône einen eleganten Wagen, der auf die Ankunft unseres Schiffes zu warten schien. Kaum war das Schiff in Sicht, so streckte eine Frau den Kopf aus dem Schlage und schwenkte ein weißes Taschentuch. „Sie ist's,“ sagte Jossas und erwiderte das Zeichen.

Als das Schiff angelegt hatte, stieg die Dame aus dem Wagen und mischte sich unter den Haufen der Zuschauer. Ich konnte ihr Gesicht nicht sehen, denn sie war tief verschleiert. Sie blieb von vier Uhr nachmittags bis zum Abend da. Als die Menge sich verlaufen hatte, schickte Jossas den Leutnant zu ihr herüber und dieser kam bald mit einer Wurst zurück, in der fünfzig Louisdore versteckt waren. Ich erfuhr, daß Jossas das Herz dieser Dame als Marquis gewonnen hatte. Er hatte ihr durch einen Brief seine Verurteilung mitgeteilt, wahrscheinlich hat er sie diesmal ebenso erklärt wie dem Gastwirt von Sens. Diese Art von Intrigen kommt heute selten vor, zu jener Zeit war sie infolge der Revolutionszerrüttung und der sozialen Desorganisation gang und gäbe. Die verschleierte Dame kam am nächsten Tag wieder und blieb bis zum Augenblick unserer Abfahrt da. Jossas war entzückt: er hatte nicht nur seine Finanzen aufgebessert, sondern

wußte nun auch eine Zuflucht für den Fall, daß er flüchten würde.

Wir waren beinahe am Ziel unserer Fahrt, als wir zwei Meilen vor Pont-Saint-Esprit von einem der auf der Rhône so gefährlichen Stürme überrascht wurden. Ein fernes Donnerrollen kündete es an. Bald fiel der Regen in Strömen; Windstöße, wie man sie sonst nur in den Tropen kennt, stürzten die Häuser um, rissen Bäume mit der Wurzel aus und peitschten die Wogen so hoch, daß sie jeden Augenblick unser Fahrzeug zu verschlingen drohten.

Das Schiff bot ein furchtbares Schauspiel dar. Beim Aufleuchten der Blitze konnte man zweihundert Menschen sehen, die gefesselt waren, gleichsam, damit ihnen auch die letzte Rettungsmöglichkeit genommen sei; sie konnten nur durch Schreie ihre Angst vor dem Tode kundgeben, den die Gewichte an den Füßen unentrinnbar machten.

Was die allgemeine Verwirrung noch vermehrte, war die Mutlosigkeit der Schiffsleute. Sie schienen an uns zu verzweifeln. Die Wache war beinahe im Begriff, das Schiff zu verlassen, denn es füllte sich im Nu mit Wasser. Nun nahm die Sachlage eine andere Wendung. Man stürzte sich auf die Stockmeister mit den Rufen: „Nieder, nieder mit allen!“ Die Dunkelheit und die Verwirrung des Moments ließen auf Ungestraftheit rechnen. Die Unerschrockensten unter den Sträflingen standen auf erklärten, niemand dürfe das Schiff verlassen, bevor man gelandet sei. Der Leutnant Thierry war der einzige, der den Kopf nicht verlor. Er versicherte, es bestände durchaus keine Gefahr, und weder er noch seine Leute dächten daran, das Schiff zu verlassen. Man glaubte es ihm um so eher, als der Sturm nachließ. Es wurde Tag, die spiegelglatte Oberfläche des Stromes hätte die stürmische Nacht vollends vergessen lassen können, wenn nicht die schlammigen Wogen Kadaver von Tieren,

ganze Bäume und Trümmer von Möbeln und Häusern mit sich geführt hätten.

Dem Sturme entronnen, kamen wir in Avignon an und wurden ins Gefängnis gebracht. Hier begann die Rache der Stockmeister: sie konnten unsere sogenannte Meuterei nicht vergessen und erinnerten uns zunächst durch fürchterliche Stockprügel daran; dann aber hinderten sie das Publikum, unter den Sträflingen milde Gaben auszuteilen.

„Diesen Freibeutern wollen Sie Almosen geben?“ rief einer von ihnen, namens Vater Lami, zwei Damen zu, die sich uns nähern wollten. „Das ist rausgeworfenes Geld ...“

Der Rest der Reise verlief ohne Zwischenfälle. Nach qualvollen siebenunddreißig Tagen langten wir endlich in Toulon an.

Nachdem die fünfzehn Wagen im Hafen angekommen waren, wurden die Sträflinge ausgeschifft. Ein Beamter nahm sie in Empfang und geleitete sie in den Hof des Bagno. Während der Überfahrt beeilten sich diejenigen, die Kleider von einigem Wert an hatten, sie zu verkaufen oder sie an das Publikum zu verschenken. Sobald die Bagnokleidung ausgeteilt war und uns die Handketten angelegt wurden, wie ich es schon in Brest erlebt hatte, brachte man uns an Bord eines entmasteten Schiffes, das als Bagnokanzlei diente. Hier nahmen die sogenannten „Payots“ (das heißt, Sträflinge, die den Schreiberdienst versahen) unser Signalement auf. Diejenigen, die entflohen waren, wurden an die doppelte Kette gelegt. Ein Fluchtversuch verlängerte die Strafe um drei Jahre.

Ich wurde in den Saal Nummer drei gebracht, wo die verdächtigsten Sträflinge sich befanden. Aus Furcht, sie könnten Gelegenheit zum Entfliehen finden, ließ man sie nie auf Arbeit gehen. Immer an die Bank geschmiedet, die kahlen Bretter als Lager, erschöpft von der schlechten

Behandlung, dem Mangel an Nahrung und Bewegung – boten sie einen jämmerlichen Anblick.

Alles, was ich über die Mißstände im Bagno von Brest gesagt habe, gilt auch für Toulon. Hier herrschte dieselbe Verwirrung unter den Sträflingen, dieselbe Brutalität der Stockknechte, dieselbe Unterschlagung des Staatseigentums; nur bot sich hier den Sträflingen, die im Arsenal und im Magazin beschäftigt wurden, bedeutend mehr Gelegenheit, zu stehlen. Eisen, Blei, Kupfer, Hanf, Pech, Teer, Öl, Rum, Zwieback und Pökelfleisch nahm jeden Tag ab. Das gestohlene Gut fand um so eher seine Hehler, als die Sträflinge unter den Matrosen und den freien Arbeitern im Hafen tätige Mithelfer hatten.

Im Saal Nummer drei fand ich die größten Verbrecher vereinigt, die das Bagno aufweisen konnte. Dort sah ich einen gewissen Vidal, der selbst den Zuchthäuslern Entsetzen einjagte! ... Schon mit vierzehn Jahren war er mit einer Räuberbande, deren Verbrechen er teilte, verhaftet worden; sein jugendliches Alter allein hatte ihn vom Schafott gerettet. Er wurde zu vierundzwanzig Jahren Gefängnis verurteilt; aber kaum war er im Gefängnis, da tötete er während eines Zankes mit einem Messerstich einen seiner Kameraden. Seine Gefängnisstrafe wurde infolgedessen in vierundzwanzig Jahre Zwangsarbeit umgewandelt. Er hatte sich einige Jahre im Bagno befunden, da wurde ein Sträfling zum Tode verurteilt. Da es gerade keinen Scharfrichter in der Stadt gab, beeilte sich Vidal, seine Dienste anzubieten. Sein Anerbieten wurde angenommen, die Hinrichtung fand statt, aber Vidal mußte in besondere Verwahrung genommen werden, da seine Mitgefangenen ihn sonst mit den Ketten erschlagen hätten. Aber alle Drohungen hinderten ihn nicht, bald darauf sein abscheuliches Amt noch einmal zu vollziehen. Ferner gab er sich dazu her, den Verurteilten körperliche Züchtigungen zu verabfolgen. Als 1794 in Toulon sich ein Revolutionstribunal gebildet hatte, wurde Vidal beauftragt, dessen Befehle zu

vollziehen. Er glaubte sich sogar frei, aber als der Terror vorbei war, setzte man ihn wieder ins Zuchthaus, wo er sehr streng bewacht wurde.

An dieselbe Bank mit Vidal war ein Jude Deschamps angekettet, einer der Teilnehmer am berühmten Kronjuwelendiebstahl, der im September 1792 während mehrerer Nächte im Hause des heutigen Marineministeriums begangen wurde und deren Beute sich auf 25 Millionen Franken belaufen haben sollte.

Deschamps, dem die Initiative dieses Diebstahls gehörte, war als erster in die Galerie eingestiegen. Zuerst hatte er nur zwei Gehilfen, die auf Wache standen: Bernard Salles und Dacosta; in der dritten Nacht kamen mehrere andere hinzu, darunter einige gewerbsmäßige Diebe von hohem Kaliber, die man freundlichst eingeladen hatte, teilzunehmen. Das Hauptquartier war damals ein Billardlokal in der Rue de Rohan; man machte übrigens aus der Sache so wenig ein Geheimnis, daß am Tage nach dem ersten Diebstahl einer der Diebe, Paumettes, während er mit Weibern in der Rue d'Argenteuil speiste, auf den Tisch eine Handvoll Diamantrosen und kleiner Brillanten warf. Die Hauptanführer des Diebstahls wurden erst entdeckt, als einer von ihnen, Durand, wegen Fabrikation von falschen Assignaten verhaftet wurde und, um Begnadigung zu erwirken, die Sache angab. Durch diese Angaben fand man auch den „Regenten“^[1]. Man fand ihn in Tours im Rock einer Frau namens Lelièvre eingenäht, die wegen des Krieges nicht nach England herüberkonnte und daher den Stein in Bordeaux an einen Freund von Dacosta, an einen Juden, verkaufen wollte. Man dachte zuerst, den Stein in Paris zu veräußern, aber sein Wert, der auf zwölf Millionen geschätzt wurde, hätte Verdacht erregen können. Ebenso hatte man von dem Plan Abstand genommen, den Stein zerteilen zu lassen, denn man hätte durch den Steinschneider verraten werden können.

Der größte Teil dieser Diebesbande wurde jedoch nach und nach festgenommen.

Im Saale Nummer drei war ich von Deschamps nur durch einen gewerbsmäßigen Einbrecher Louis Mulot getrennt. Dieser war der Sohn des bekannten Cornu, der lange Zeit der Schrecken der Normandie war. Als Viehhändler verkleidet, trieb er sich auf Jahrmärkten herum, merkte sich die Kaufleute, die große Geldsummen bei sich hatten, lauerte ihnen dann auf und ermordete sie. Er war in dritter Ehe mit einem jungen und hübschen Mädchen aus Bernai verheiratet. Anfänglich verheimlichte er ihr sein furchtbares Gewerbe, aber bald mußte er entdecken, daß sie seiner in allem würdig war. Von nun an beteiligte er sie an allen seinen Unternehmungen. Sie bereiste als Hausiererinnen ebenfalls die Jahrmärkte, freundete sich mit den reichen Bauern an, und mehr als einer von ihnen fand den Tod bei einem galanten Stelldichein. Sie wurden mehrmals verdächtigt, jedoch vermochten sie jedesmal ein Alibi beizubringen, dank den ausgezeichneten Pferden, mit denen sie versorgt waren.

Im Jahre 1794 bestand die Familie Cornu aus Vater, Mutter, drei Söhnen, zwei Töchtern und den Liebhabern der Töchter. Die Kinder wurden von frühester Jugend auf an die Verbrechen gewöhnt, indem man sie zur Spionage verwendete oder sie ausschickte, Feuer an einen Heuschober zu legen. Das jüngste der Mädchen, Florentine, die zuerst einen Widerwillen gegen das Verbrechen äußerte, wurde dadurch abgebrüht, daß man sie zwei Stunden lang in ihrer Schürze den Kopf einer Pächtersfrau aus der Gegend von Argentan tragen ließ ...

Später kam sie über alle Skrupel hinweg. Sie hatte zum Liebhaber den Raubmörder Capelu, der 1802 in Paris hingerichtet wurde. Als die Familie sich in eine Wegelagererbande verwandelte, die die Gegend zwischen Caën und Falaise unsicher machte, da war es Florentine, die den unglücklichen Bauern Gegenstände abpreßte,

indem sie ihnen eine brennende Kerze unter die Achselhöhle hielt oder brennenden Zunder zwischen die Zehen legte.

Cornu wurde in der Nähe von Vernon verhaftet, in dem Moment, als er in einem Gutshof einbrechen wollte. Er wurde nach Rouen gebracht, vor das Kriminalgericht gestellt und zum Tode verurteilt. In der Zeit, da er auf die Entscheidung des Appellationsgerichts wartete, kam seine Frau, die freigeblieben war, jeden Tag zu ihm, brachte ihm Lebensmittel und tröstete ihn. „Aber höre doch,“ sagte sie eines Tages zu ihm, als sie ihn düsterer als gewöhnlich sah, „höre, Joseph, man könnte glauben, du hättest Angst vor dem Tode ... Benimm dich doch wenigstens nicht blöd, wenn du auf dem Karren sitzt ... Was sollten sonst die Brüder von dir denken ...“

„Gewiß,“ sagte Cornu, „das alles wäre ja ganz nett, wenn es sich nur nicht um den Kopf handelte!“

„Rede doch keinen Quatsch, Joseph! Ich bin ja nur ein Weib, aber ich würde aufs Schafott wie zur Messe steigen, besonders an deiner Seite, mein armer Joseph! Ja, ja, so wahr ich Margareth heiße, ich würde nur zu gerne mit dir sterben.“

„Na, gewiß doch!“ erwiderte Cornu.

„Ganz gewiß,“ beteuerte Margareth. „Aber warum stehst du auf, Joseph? Wo willst du hin?“

„Nirgends,“ entgegnete Cornu. Er ging auf einen Wächter zu, der an der Korridor tür stand, und rief ihm zu: „Roche, lassen Sie einmal den Aufseher kommen, ich möchte den Staatsanwalt sprechen.“

„Was!“ rief die Frau, „den Staatsanwalt! Du willst doch nicht aus der Schule plaudern? Aber Joseph, was sollen unsere Kinder von dir denken!“ Cornu schwieg, bis der

Beamte kam. Dann gab er seine Frau an, und die Unglückliche wurde auf Grund seiner Aussagen zum Tode verurteilt und mit ihm zugleich hingerichtet.

Jedesmal, wenn Mulot, dem ich diese Einzelheiten verdankte, diese Geschichte erzählte, lachte er Tränen. Dennoch, meinte er, dürfe man mit der Guillotine keinen Scherz treiben. Er vermied lange Zeit alles, was ihm das Los seines Vaters, seiner Mutter, eines seiner Brüder und seiner Schwester Florentine – sie alle waren in Rouen hingerichtet worden – eintragen konnte. Wenn er von ihnen und ihrem Tode sprach, meinte er oft:

„Das kommt davon, wenn man mit dem Feuer spielt. Ich falle nicht darauf rein!“

In der Tat, sein Treiben war weniger gefährlicher Natur: er beschränkte sich auf eine Spezialität von Diebstahl, in der er exzellierte. Seine älteste Schwester, die er nach Paris mitgenommen hatte, assistierte ihm. Als Wäscherin verkleidet, mit einem Korb über dem Arm, pflegte sie Häuser aufzusuchen, die keinen Portier hatten, klopfte an allen Türen, und wenn sie sich überzeugt hatte, daß die Mieter nicht zu Hause waren, teilte sie es ihrem Bruder Mulot mit. Dieser eilte sofort, als Schlossergeselle verkleidet, herbei, mit einem Bund Nachschlüssel in der Hand und hatte im Handumdrehen das verflixteste Schloß geöffnet. Um allen Verdacht zu zerstreuen, wohnte die Schwester mit vorgebundener Schürze, das bescheidene Häubchen auf dem Kopf, und mit der Miene des Dienstmädchens, das den Schlüssel verloren hat, der Operation bei. Mulot war also, wie man steht, vorsichtig genug; dennoch wurde er ertappt und bald darauf zu Zwangsarbeit verurteilt.

-
1. [↑](#) Diamant aus der Krone Frankreichs, der vom Regenten Philipp von Orléans gekauft wurde; einer der größten Diamanten jener Zeit. Anmerkung d. Übers.

Vierzehntes Kapitel

Ins Unbekannte

Noch nie hatte ich mich so unglücklich gefühlt, wie seit meiner Einlieferung ins Bagno von Toulon. Mit vierundzwanzig Jahren war ich mit den abscheulichsten Verbrechern zusammengepfercht und mußte in steter Berührung mit ihnen zu stehen – unter einem Haufen Verpesteter zu leben, wäre mir lieber gewesen. Noch nie hatte ich mich in einer Lage befunden, in der mir eine Flucht dringender erschienen war. Alle meine Gedanken beschäftigten sich mit der Möglichkeit eines Entkommens. Die verschiedenartigsten Pläne kamen mir in den Kopf, aber Pläne allein genügten mir nicht. Zur Ausführung mußte ich auf einen günstigen Moment warten, bis dahin war Geduld das einzige Mittel gegen meine Leiden.

An meine Bank waren auch ein paar gewerbsmäßige Diebe angeschmiedet, die bereits mehrere Fluchtversuche gemacht hatten; durch sie wurde auch ich also viel schwerer bewacht als üblich. Die Stockmeister konnten aus ihren Zelten, die wenige Schritte von uns lagen, unsere leisesten Bewegungen übersehen. Der älteste unter ihnen, der alte Mathieu, hatte Luchsaugen und besaß eine solche Menschenkenntnis, daß er auf den ersten Blick wußte, ob man ihn hintergehen wollte. Dieser alte Fuchs war gegen sechszig, aber seine robuste Konstitution schien des Alters zu spotten. Nichts machte ihm mehr Freude, als wenn er von den zahlreichen Stockhieben erzählte, die er austeilte oder austeilen ließ. Er lag im ewigen Krieg mit den Galeerensklaven, und keiner ihrer Schliche blieb verborgen. Sein Mißtrauen ging so weit, daß er selbst dort Verschwörungen sah, wo es keine gab.

Man kann sich denken, daß es nicht leicht war, einen solchen Cerberus einzuschläfern. Ich versuchte jedoch

seine Gunst zu erhaschen, – ein Unternehmen, das noch keinem geglückt war. Aber bald sah ich ein, daß ich mir nicht leere Hoffnungen vorgegaukelt hatte: sein Wohlwollen wuchs zusehends. Mathieu redete mich einige Male an. Das war ein Zeichen, wie die Alten sagten, daß er mich gut leiden mochte. Ich konnte es also schon wagen, eine Bitte vorzubringen.

Eines Tages bat ich ihn um die Erlaubnis, Kinderspielzeug aus dem Holz verfertigen zu dürfen, das die Sträflinge mir von ihren Arbeitsplätzen mitbrachten. Er willigte ein, unter der Bedingung, ich müsse mich „vernünftig“ benehmen. Am nächsten Morgen machte ich mich gleich an die Arbeit. Meine Kameraden arbeiteten aus dem Groben, ich führte die Feinheiten aus. Der alte Mathieu fand meine Arbeit hübsch. Als er sah, daß ich Gehilfen hatte, äußerte er sogar seine Befriedigung darüber.

„Bravo!“ rief er, „so ein Zeitvertreib gefällt mir gut. Ihr solltet euch alle so beschäftigen; das würde euch zerstreuen, und mit dem Gewinn der Arbeit könntet ihr euch manche Annehmlichkeit verschaffen.“

In wenigen Tagen war die Zelle in eine Werkstatt verwandelt, vierzehn Mann saßen mit dem größten Eifer bei der Arbeit, alle von demselben Wunsch beseelt, sich die Langeweile zu vertreiben und etwas Geld zu gewinnen. Wir hatten stets fertige Ware. Die Sträflinge, die in die Stadt zur Arbeit gingen, verkauften sie uns und verschafften uns neues Rohmaterial. Einen Monat lang blühte der Handel; jeden Tag hatten wir reichliche Einnahmen. Aber bald kam der Moment, wo die Fabrikation aus Mangel an Absatz eingestellt werden mußte. Toulon war mit Spielzeug aller Art überschwemmt – wir mußten die Hände in den Schoß legen.

Da ich nichts Besseres anzufangen wußte, simulierte ich Schmerzen in den Beinen und kam ins Spital. Der Arzt, an den mich Mathieu als seinen Schützling empfohlen

hatte, glaubte, ich sei nicht imstande zu gehen. Er war einer derjenigen Jünger Aeskulaps, die glauben, eine barsche Behandlung gehöre zu ihrem Beruf; aber im Grunde war er sehr human und hatte besonders für mich viel übrig. Der Oberchirurg hatte ebenfalls eine Zuneigung für mich gefaßt. Er vertraute mir selbst seine Verbandsbüchse an: ich zupfte Scharpie, bereitete die Umschläge vor, kurz, ich machte mich nützlich. Meine Dienstefrigkeit fand auch Gefallen, selbst der Aufseher der Krankenabteilung machte sich ein Vergnügen daraus, mir gefällig zu sein; und dabei gab es niemanden, der diesen Herrn Lhomme (so hieß der Mann) an Härte übertraf. Man nannte ihn scherzweise auch Ecce Homo, denn früher hatte er mit Gebetbüchern gehandelt. Obwohl dieser Lhomme ein sehr gefährliches Individuum war, so war er über mein Betragen ganz entzückt und mehr noch über die Flaschen Wein, die ich ihm zukommen ließ: er wurde zusehends menschlicher.

Als ich gewiß war, ihm keinen Argwohn mehr einzuflößen, lud ich meine Batterien. Ich hatte mir bereits eine schwarze Perücke und einen schwarzen Backenbart verschafft; außerdem hatte ich in meinem Strohsack ein Paar alte Stiefel versteckt. Aber das war erst die Kopf- und die Fußbekleidung. Zur Ergänzung meiner Toilette rechnete ich stark auf den Oberchirurgen, der die Gewohnheit hatte, Überzieher, Hut, Stock und Handschuhe auf mein Bett zu legen.

Eines Morgens war er gerade mit einer Armamputation beschäftigt. Lhomme assistierte ihm bei der Operation, die am anderen Ende des Saales stattfand. Die Gelegenheit zu einer Verkleidung war herrlich. Ich beeile mich auch, sie auszunützen. In meiner neuen Kleidung begebe ich mich an die Tür; hier muß ich an einem Haufen Unterwärter vorbeigehen. Ich riskiere es mit frecher Stirn, und schon glaube ich mich außer Gefahr, als ich Rufe vernehme: „Haltet ihn, haltet ihn! Es ist ein Sträfling, er will flüchten!“

Ich hatte höchstens noch zwanzig Schritte bis zum Tor; ohne die Fassung zu verlieren, verdoppele ich meine Schritte. Als ich an der Schildwache vorbeikomme, sage ich, indem ich auf eine Person deute, die gerade im Begriff ist, nach der Stadt zu gehen: „Schnell hinter mir her! Dieser Mensch ist eben aus dem Spital geflüchtet!“

Diese Geistesgegenwart hätte mich vielleicht retten können, aber beim Passieren des Gittertores fühle ich, daß jemand mich an der Perücke zieht. Ich drehe mich um und erblicke den Herrn Lhomme. Ich füge mich und lasse mich von ihm ins Bagno zurückbringen. Dort werde ich an die doppelte Kette gelegt.

Ich hoffte wenigstens recht bald wieder meine Spielzeugfabrik aufnehmen zu dürfen, aber Mathieu widersetzte sich dem, und ich war zur Untätigkeit gezwungen. Zwei Monate verstrichen, ohne daß die geringste Änderung in meiner Lage eingetreten wäre.

Einmal nachts konnte ich nicht schlafen. Plötzlich ging mir einer jener glücklichen Gedanken auf, auf die man nur im Dunkeln kommt. Ich weckte Jossas und teilte ihn ihm mit. Es handelte sich natürlich wie immer um ein Fluchtprojekt. Jossas findet die Idee vorzüglich und rät mir, sie nur ja durchzuführen.

Als eines Morgens der Galeerenkommissar während der Runde an mir vorbeikam, bat ich ihn um eine Privatunterredung.

„Was wünschst du?“ fragte er. „Hast du eine Klage vorzutragen? Sprich, mein Sohn, sprich offen, ich werde dir Gerechtigkeit widerfahren lassen.“

Durch diese Milde ermutigt rief ich: „Ach, bester Herr Kommissar, nicht ich, sondern mein Bruder ist aus dem Bagno von Brest geflüchtet. Mein Unglück ist, daß ich ihm ähnlich sehe ... Ich weiß, daß es nicht in Ihrer Macht

steht, den Beschluß des Gerichtshofes zu ändern, aber eine Gnade können Sie mir doch erweisen. Aus Vorsicht hat man mich in die Abteilung der Verdächtigen gesteckt; hier befinde ich mich inmitten einer Horde von Dieben und Roheitsverbrechern. Ich beschwöre Sie, werfen Sie mich in den dunkelsten Kerker, legen Sie mir die schwersten Ketten an, tun Sie mit mir, was Sie wollen, aber lassen Sie mich nicht hier!“

Während dieser Rede erstarrten die Sträflinge vor Staunen; sie konnten es gar nicht fassen, wie einer ihrer Kameraden die Kühnheit hatte, sie offen zu schmähen. Der Kommissar selbst wußte nicht, was er von diesem sonderbaren Ausfall halten sollte. Er schwieg, aber ich sah es ihm an, er war tief gerührt. Ich warf mich ihm zu Füßen und rief mit Tränen in den Augen:

„Haben Sie Erbarmen mit mir! Wenn Sie mir meine Bitte abschlagen, wenn Sie mich in diesem Saal zurücklassen, so werden Sie mich nie mehr sehen.“ Diese letzten Worte hatten den nötigen Erfolg. Der Kommissar war ein guter Mann. Er ließ mich in seiner Gegenwart losschmieden und in die Abteilung derjenigen, die zur Arbeit gehen, bringen.

Man kettete mich mit einem gewissen Salesse zusammen, einem Gascogner, der so boshaft war, wie es ein Sträfling nur sein kann. Als wir das erstemal unter vier Augen waren, fragte er mich, ob ich durchzubrennen beabsichtigte. „Ich denke gar nicht daran,“ antwortete ich, „ich bin ja ganz glücklich darüber, daß man mich zur Arbeit gehen läßt“

Nur Jossas kannte mein Geheimnis; er bereitete alles zu meiner Flucht vor. Bürgerliche Kleider wurden mir verschafft; ich trug sie unter der Sträflingskleidung, so daß nicht einmal mein Nachbar es merkte. Ein Schraubbolzen kam an meine Ketten an Stelle des genieteten Bolzens; ich war zum Aufbruch gerüstet. Am dritten Tage, nachdem ich den Saal Nummer drei

verlassen hatte, begeben sich mich, bevor ich zur Arbeit gehe, zum Aufseher und lasse mich visitieren.

„Mach', daß du fortkommst, Lümmel!“ rief Vater Mathieu, „jetzt ist nicht die Zeit dazu.“

Ich komme in die Seilerwerkstatt. Der Ort scheint mir günstig. Ich sage meinem Kameraden, ich müßte meine Notdurft verrichten. Er deutet mich auf einen Holzhaufen, hinter dem ich mich verbergen könnte. Kaum habe ich ihn aus dem Gesicht verloren, so schraube ich meinen Bolzen ab, werfe den roten Kittel von mir und entfliehe in der Richtung nach dem Hafen. Dort wurde gerade die Fregatte „Muiron“ ausgebessert, die unter anderen Bonaparte und sein Gefolge aus Ägypten zurückgebracht hatte. Ich steige an Bord und frage nach dem Schiffszimmermann, der, wie ich wußte, im Spital krank lag. Der Küchenmeister, an den ich mich wende, hält mich für einen Matrosen von der neuen Mannschaft. Ich erhalte ihn in diesem Irrtum; um ihn noch darin zu bekräftigen, fange ich mit ihm in der Auvergnier Mundart eine Unterhaltung an, denn an seiner Aussprache merke ich, daß er aus der Auvergne ist. Aber ich stehe wie auf glühenden Kohlen, denn zwei Schritte von uns arbeiten vierzig Sträflinge. Jeden Augenblick kann ich erkannt werden.

Endlich geht ein Boot nach der Stadt ab; ich werfe mich hinein, ergreife die Ruderstange und rudere wie ein alter Matrose. Bald sind wir in Toulon. Nur darauf bedacht, das Freie zu gewinnen, eile ich an ein Tor; aber niemand darf durch ohne eine grüne Karte, die von der Stadtverwaltung ausgestellt wird. Man verweigert mir den Durchgang. Während ich auf Mittel sinne, diese Maßregel zu umgehen, vernehme ich drei Kanonenschüsse, die das Signal meiner Flucht bedeuten. Ein Schauer erfaßt mich vom Kopf bis zu den Zehen. Schon sehe ich mich in der Gewalt der Stockmeister und der Bagnomiliz, schon glaube ich mich vor dem Kommissar, den ich so

schmählich hintergangen habe – ich bin gefangen, ich bin verloren! Unter diesen furchtbaren Gedanken entferne ich mich in aller Eile und begeben mich an die Wälle.

Sobald ich mich an einem einsamen Ort weiß, gehe ich langsam vor mich hin wie ein Mann, der sich etwas überlegt. Auf einmal redet mich eine Frau im provenzalischen Dialekt an und fragt mich, wieviel Uhr es sei. Ich antworte, ich wisse es nicht. Sie schwätzt mit mir über dieses und jenes und endet schließlich damit, daß sie mir vorschlägt, sie zu begleiten. „Ich wohne wenige Schritte von hier,“ fügt sie hinzu, „niemand wird uns sehen.“

Die Gelegenheit, einen Zufluchtsort zu finden, war zu schön, als daß ich sie mir hätte nehmen hätte. Ich komme mit meiner Begleiterin in eine Art Dachkammer, ich lasse einige Erfrischungen kommen. Während wir plaudern, ertönen wieder drei Kanonenschüsse.

„Oho!“ ruft das Mädchen mit zufriedener Miene, „das ist schon der zweite, der heute entspringt.“

„Was,“ sage ich zu ihr, „das macht dir wohl Spaß, schönes Kind? Du möchtest wohl auch die Belohnung kriegen?“

„Ich? Nun, da kennst du mich aber schlecht!“

„Tja!“ entgegne ich. „Fünfzig Franken sind auch nicht von Pappe. Ich versichere dir, wenn einer dieser Halunken in meine Hände fiele...“

„Pfui, Sie sind abscheulich,“ ruft sie, indem sie mich von sich zurückstößt. „Ich bin zwar nur ein armes Mädchen, aber nie würde Cölestine solches Geld verdienen mögen!“

Sie spricht diese Worte mit so viel Leidenschaft, daß ich nicht mehr an ihrer Aufrichtigkeit zweifle. Jetzt zögere ich nicht mehr und vertraue ihr mein Geheimnis an. Kaum

erfährt sie, daß ich ein Galeerensträfling bin, so ist ihre Teilnahme grenzenlos.

„Mein Gott!“ ruft sie, „wie sind sie alle zu bedauern, ich möchte sie alle retten; einigen habe ich auch wirklich schon geholfen.“ Dann nach einer kurzen Überlegung sagt sie: „Ich werde folgendes tun. Ich habe einen Geliebten, der eine grüne Karte hat, ich geh’ morgen zu ihm, nehme die Karte, du kannst sie benutzen, und wenn du außerhalb der Stadt bist, legst du sie unter einen Stein, den ich dir bezeichnen werde. Aber hier sind wir nicht an einem sicheren Ort, ich will dich lieber auf mein Zimmer mitnehmen!“

In ihrem Zimmer sagte sie, sie müßte mich einen Augenblick allein lassen. „Ich will nur meinen Geliebten benachrichtigen,“ sprach sie. „Ich bin gleich wieder da.“

Die Frauen können sich so gut verstellen, daß ich trotz all ihrer Aufrichtigkeit Verrat witterte. Kaum war Cölestine unten, so sprang ich ihr die Treppe nach.

„Ach!“ rief das Mädchen, „du hast wohl Angst? Wenn du mir nicht traust, so komm mit mir mit.“

Ich hielt es für richtiger mitzukommen. Kaum hatten wir einige Schritte auf die Straße getan, als uns ein Leichenzug entgegenkam.

„Folge dem Zuge und du bist gerettet,“ flüsterte mir meine Beschützerin zu und verschwand, ehe ich Zeit hatte, ihr zu danken.

Ich mischte mich unter das große Gefolge und damit es so aussähe, als ginge ich mit dem Leichenzug, knüpfte ich mit einem alten Seemann eine Unterhaltung an. Cölestine hatte mich nicht getäuscht. Bald hatte ich die Stadtmauern hinter mir und weinte fast vor Freude. Ich spielte jedoch die Komödie bis zu Ende. Auf dem Friedhof

angelangt, trat ich mit den anderen an den Rand des Grabes, und nachdem ich eine Handvoll Erde auf den Sarg geworfen hatte, trennte ich mich von der Gesellschaft und schlug einen Nebenweg ein.

So ging ich lange, ohne Toulon aus dem Gesicht zu verlieren. Gegen fünf Uhr abends bemerkte ich am Waldrand einen Mann mit einer Flinte. Da er ziemlich gut gekleidet war und eine Jagdtasche trug, hielt ich ihn zuerst für einen Jäger, aber aus seiner Weste blickte eine Pistole hervor, und ich fürchtete, er könnte einer der Leute sein, die auf Galeerensträflinge Jagd machten. Aber ich ging absichtlich auf ihn zu und fragte ihn nach dem Wege nach Aix.

„Suchen Sie einen Nebenweg oder die Landstraße?“ fragte er mit einem besonderen Ausdruck.

„Das ist mir gleich,“ antwortete ich mit geheuchelter Ruhe.

„Folgen Sie diesem Weg, und Sie kommen auf den Gendarmerieposten. Wenn Sie nicht gerne allein reisen, können Sie dort Gesellschaft finden.“

Bei dem Worte „Gendarmerie“ fühlte ich, wie ich erblaßte. Der Fremde merkte die Wirkung seiner Worte.

„Aha!“ rief er. „Ich merke, es liegt Ihnen nicht viel daran, die Landstraße einzuschlagen. Schön, wenn Sie nicht sehr eilig sind, so will ich Sie gerne bis Pourières begleiten, von dort haben Sie nur noch zwei Meilen bis Aix.“

Er zeigte eine zu gute Lokalkenntnis, als daß ich nicht seine Gefälligkeit ausnutzen wollte. Ich beschloß auf ihn zu warten. Ohne seinen Platz zu verlassen, wies er mich aufs Gehölz, wo er mich, wie er sagte, bald abholen würde. Zwei Stunden stand er noch so auf Posten, dann kam er zu mir.

„Aufgestanden!“ rief er.

Ich stand auf und folgte ihm. Als ich mich noch mitten im Waldinnern zu befinden glaubte, standen wir auf einmal am Saum des Waldes, fünfzig Schritte von einem Hause entfernt, vor dem Gendarmen saßen. Beim Anblick ihrer Uniformen begann ich zu zittern.

„Was haben Sie denn?“ rief mir mein Führer zu. „Fürchten Sie etwa, ich würde Sie verraten? Wenn Sie Angst haben, so haben Sie hier etwas zu Ihrer Verteidigung.“ Und er bot mir seine Pistolen an, ich schlug sie aber aus.

Wir schlugen eine andere Richtung ein und entfernten uns bald. Nach einer Stunde Weges näherte sich mein Führer einem Baume und tastete mit den Händen den Stamm ab; ich merkte, daß er Kerben suchte, die mit dem Messer darin gemacht waren.

„Sehr gut!“ rief er mit einer Zufriedenheit, deren Ursache ich mir nicht erklären konnte. Dann zog er aus seiner Jagdtasche ein Stück Brot, teilte es mit mir und gab mir aus seiner Flasche zu trinken. Das Mahl kam mir sehr gelegen, denn ich war ganz erschöpft. Trotz der Dunkelheit gingen wir so schnell, daß ich müde wurde: meine Beine, die lange Zeit außer Übung waren, taten mir weh. Als es auf einer Dorfstrasse drei schlug, erklärte ich, ich könnte nicht weiter gehen.

„Pst!“ rief mein Begleiter, indem er sich bückte und das Ohr an die Erde legte. „Horchen Sie wie ich. Mit dieser verwünschten polnischen Legion muß man stets auf der Hut sein. Haben Sie nichts gehört?“

Ich antwortete, daß ich Schritte von Menschen gehört zu haben glaubte.

„Ja,“ sagte er, „sie sind's. Rühren Sie sich nicht, oder wir sind verloren.“

Kaum hatte er das gesagt, als auf das Gebüsch, wo wir versteckt lagen, eine Patrouille zukam.

„Seht Ihr etwas?“ sagte man ganz leise.

„Nichts, Herr Sergeant.“

„Verdammt! Es ist stockduster. Der Donner mag diesen Hundsott erschlagen. Nun treiben wir uns die ganze Nacht im Walde herum, wie die Wölfe ... Ah, wenn ich diesen Herrn Roman, diesen Kerl, oder einen seiner Leute erwische ...“

Mir war bei der Sache nicht ganz wohl.

„Haben Sie Furcht?“ fragte mich mein Gefährte.

„Jetzt wäre wohl nicht die Zeit dazu,“ antwortete ich.

„Nun, dann folgen Sie mir! Da haben Sie meine Pistolen. Wenn ich schieße, drücken Sie ebenfalls ab, damit die vier Schüsse nur einen einzigen bilden ... Es ist Zeit ... Feuer!“

Die vier Schüsse wurden losgedrückt, und wir jagen aus aller Leibeskraft davon, ohne verfolgt zu werden. Die Furcht, in einen Hinterhalt zu fallen, hatte die Soldaten zurückgehalten. Wir laufen aber immer weiter. Endlich kamen wir an ein einsames Bauernhaus, und der Unbekannte sagte zu mir: „Nun wird's Tag, aber jetzt sind wir auch in Sicherheit.“

Er stieg über den Gartenzaun, schob die Hand in eine Baumhöhle und holte einen Schlüssel hervor. Er schloß das Haus auf, und wir traten ein.

Eine eiserne Lampe, die am Kamin hing, beleuchtete ein einfaches, ländliches Mobiliar. Nur sah ich in der Ecke ein Fäßchen stehen, das ein Pulverfaß zu sein schien, auch lagen auf einem Bort Patronenpakete. Neben Frauenkleidern auf einem Stuhl und einem großen

schwarzen Hut, wie ihn die Bäuerinnen in der Provence zu tragen pflegen, lag eine Frau und schlief; ihr starkes Atmen drang bis zu uns. Mit raschem Blick sah ich mich um. Unterdessen hatte mein Begleiter aus einer alten Truhe eine Ziegenlende, Zwiebel, Öl und eine Flasche Wein gebracht und lud mich zum Essen ein, dessen ich auch sehr benötigte. Als ich fertig war, daß heißt, als auf dem Tische nichts mehr übrig war, führte er mich in eine Art Heuschober und sagte, ich sei dort vollkommen in Sicherheit. Darauf verließ er mich; ich streckte mich auf dem Heu nieder und verfiel in tiefen Schlaf.

Als ich erwachte, schloß ich nach der Höhe der Sonne, daß es gegen zwei Uhr nachmittags war. Eine Bäuerin, wahrscheinlich dieselbe, deren Kleidung ich in der Nacht im Zimmer sah, steckte, durch meine Bewegungen aufmerksam gemacht, den Kopf in die Öffnung des Schobers und sagte in ihrem Dialekt:

„Rühren Sie sich nicht, es wimmelt überall von Grünzeug!“

Ich verstand zwar nicht, was sie unter „Grünzeug“ verstand, aber ich merkte, daß das nichts Gutes bedeutete.

Gegen Abend kam mein Unbekannter von gestern wieder zu mir. Nach einigen Worten fragte er mich direkt, wer ich sei, woher ich komme und wohin ich gehe. Ich war auf diese Fragen vorbereitet und antwortete, ich sei vom „Ocean“ desertiert, – einem Schiffe, das damals auf der Reede von Toulon lag, – und wolle nach Aix, um mich von dort in meine Heimat zu begeben. „Gut,“ sagte mein Wirt, „ich weiß nun, wer Sie sind. Aber wofür halten Sie mich denn?“

„Die Wahrheit zu sagen, hielt ich Sie zuerst für einen Feldhüter, dann glaubte ich, Sie seien Anführer einer

Schmugglerbande, aber nun weiß ich gar nicht mehr, was ich von Ihnen halten soll.“

„Sie sollen es sogleich erfahren ... Die Leute in unserer Gegend sie tapfer, aber sehen Sie, man mag nicht aus Zwang Soldat sein ... Die ganze Gegend von Pourières weigerte sich, die Militärflicht zu erfüllen, dann kamen Gendarmen, man leistete Widerstand, auf beiden Seiten gab es Tote; alle Einwohner, die am Gefecht teilgenommen haben, verbargen sich in den Wäldern, um sich der gerichtlichen Verfolgung zu entziehen. So vereinigten sich sechzig von uns unter der Anführung von Roman und der Brüder Bisson aus Tretz. Wenn Sie bei uns bleiben wollen, soll es uns recht sein, denn ich habe heute nacht gesehen, daß Sie ein tapferer Bursche sind, und wie mir scheint, stehen Sie mit den Gendarmen auch nicht auf dem besten Fuß ... Wir haben alles, was wir brauchen, und in Gefahr sind wir nicht ... Die Bauern halten uns auf dem laufenden über alles, was vorgeht, und liefern uns mehr Lebensmittel, als wir brauchen ... Wollen Sie zu uns halten?“

Ich glaubte, diesen Vorschlag nicht ablehnen zu dürfen, und ohne über die etwaigen Folgen nachzudenken, nahm ich die Einladung an.

Ich verbrachte noch zwei Tage in dem Bauernhaus, am dritten versah mich mein Gefährte mit einem Karabiner und zwei Pistolen, und wir machten uns auf den Weg. Nach einigen Stunden Marsches über waldumwachsene Berge kamen wir in ein anderes größeres Bauernhaus; das war Romans Hauptquartier. Ich wartete ein Weilchen an der Tür, während mein Gefährte mich anmeldete. Bald kam er zurück und führte mich in eine Scheune, wo etwa vierzig Leute um einen Mann versammelt waren, den man nach seiner halb bürgerlichen, halb bäuerlichen Kleidung für einen reichen Landmann hätte halten können. Ich wurde ihm vorgestellt.

„Es freut mich, Sie zu sehen,“ sagte er zu mir, „man hat mir von Ihrem Mut erzählt. Wenn Sie die Gefahren mit uns teilen wollen, so werden Sie bei uns Freundschaft und Freiheit finden. Wir kennen Sie nicht, aber ein Mann von Ihrem Aussehen findet überall Freunde. Alle anständigen mutigen Leute halten zu uns, denn wir geben ebensoviel auf Rechtschaffenheit wie auf Mut.“

Die beiden Brüder Bisson und darauf alle anderen gaben mir den Bruderkuß. So war ich in dieser Gesellschaft aufgenommen; ihr Anführer legte ihr einen politischen Zweck bei. In Wirklichkeit aber ließ Roman anfangs nur die Postwagen mit den Staatsgeldern anhalten, dann aber auch die Reisenden ausplündern.

Am Tage nach meiner Ankunft schickte mich Roman mit sechs anderen Männern in die Gegend von Saint-Maximin. Ich wußte nicht, um was es sich handeln würde. Gegen Mitternacht gelangten wir an den Saum eines Wäldchens, das die Landstraße durchschnitt, und legten uns in einem Graben in Hinterhalt. Romans Leutnant, Bisson von Tretz, befiehlt tiefstes Stillschweigen. Bald vernehmen wir das Gerassel eines Wagens. Er fährt an uns vorbei. Bisson streckt behutsam den Kopf hervor.

„Das ist der Postwagen aus Nizza,“ sagt er ... „aber hier ist nichts zu machen, da sind mehr Dragoner drin, als Warenballen.“

Er gab den Befehl zum Rückzug, und wir kehrten in das Bauernhaus zurück. Als Roman uns mit leeren Händen ankommen sah, rief er mit einem Fluch: „Morgen soll es ihm aber heimgezahlt werden!“

Ich konnte mir also über die Gesellschaft, unter der ich lebte, keine Illusionen mehr machen: ich befand mich unter den Wegelagerern, die die ganze Provence unsicher machten. Wenn ich wieder gefaßt würde, so blieb mir, als entsprungenem Sträflinge, nicht einmal die Hoffnung auf

Begnadigung, wie den anderen Leuten, die bei uns waren. In dem Moment, da mir meine Lage klar war, beschloß ich, zu fliehen. Ich war aber erst kürzlich in die Bande aufgenommen worden, und so war es wahrscheinlich, daß man mich stets im Auge behielt. Konnte mein Wunsch, mich zurückzuziehen, nicht Argwohn erregen? Roman konnte mich am Ende für einen Spion halten und mich erschießen lassen ... Tod und Schande drohten mir von allen Seiten.

So mochte ich mich elf Tage unter den Banditen befunden haben, als ich eines Nachts durch einen ungewöhnlichen Lärm geweckt wurde. Man hatte einem unserer Kameraden eine ziemlich gespickte Börse gestohlen, – daher kam der Skandal. Da ich die kürzeste Zeit dabei war, so fiel natürlich der Verdacht auf mich. Der Bestohlene beschuldigte mich, und die ganze Bande stimmte mit ein. Ich beteuerte meine Unschuld, aber es wurde dennoch beschlossen, mich zu durchsuchen. Ich hatte in den Kleidern geschlafen; nun begann man mich auszukleiden. Wie groß war aber das Erstaunen der Banditen, als sie auf meinem Hemde ... das Geleerenzeichen entdeckten!

„Ein Galeerensträfling ...!“ rief Roman. „Ein Sträfling unter uns ... Das kann nur ein Spion sein ...Schlagt ihn tot ... Knallt ihn nieder!“

Schon hörte ich die Gewehre laden ...

„Einen Augenblick!“ rief der Anführer, „zuerst muß er das Geld wiedergeben! ...“

„Gewiß,“ sagte ich, „das Geld sollen Sie haben, aber zuerst müssen Sie mir eine Unterredung unter vier Augen gewähren.“

Roman willigte ein. Er glaubte, ich wollte ihm Geständnisse machen. Aber als ich mich mit ihm allein

sah, beteuerte ich aufs neue meine Unschuld und nannte ihm ein Verfahren, den Dieb zu entdecken, ein Verfahren, das ich bereits bewährt gefunden hatte. Roman trat wieder unter die Leute mit soviel Strohhalmen in der Hand, als Personen anwesend waren.

„Aufgepaßt!“ rief er, „wer den längsten Halm zieht, der ist der Dieb.“

Die Halme wurden gezogen, jeder zeigt den seinigen vor ... Ein einziger darunter ist kürzer als alle übrigen. Er gehört einem gewissen Joseph aus Oriolles.

„Du bist der Dieb?“ sagt Roman zu ihm. „Alle Strohhalme waren gleich lang, du hast den deinigen kürzer gemacht und hast dich selbst verraten.“

Sofort wurde Joseph durchsucht und das gestohlene Geld wurde in seinem Gürtel gefunden. Ich war vollkommen rehabilitiert. Roman selbst bat mich um Entschuldigung, aber zugleich erklärte er, ich könnte nicht weiter zu seiner Truppe gehören. „Es ist jammerschade,“ fügte er hinzu, „aber Sie begreifen doch selbst: ein Galeerensklave ...“

Er sprach den Satz nicht zu Ende, drückte mir fünfzehn Louisdors in die Hand und nahm mir das Versprechen ab, vor Ablauf von fünfundzwanzig Tagen nichts von dem, was ich gesehen hatte, zu erzählen.

Und ich war verschwiegen.

Fünfzehntes Kapitel

Verbindung mit der Polizei

Man kann sich vorstellen, wie froh ich war, nach den Gefahren, denen ich bei Roman und seiner Bande ausgesetzt war, als ich das alles hinter mir gelassen hatte. Es war klar, daß die Regierung, sobald sie feste Formen angenommen haben würde, die wirksamsten Maßregeln ergreifen mußte, um die allgemeine Sicherheit wieder herzustellen.

Die Ordnung kehrte allmählich zurück, und die Räuber, zu welcher Farbe sie sich auch bekannten und in wessen Namen sie handelten, hörten auf, eine Rolle zu spielen. Ich wäre ja geneigt gewesen, mich in eine Diebesbande aufnehmen zu lassen; die Ehrlosigkeit dieses Gewerbes schreckte mich nicht mehr, mich hielt nur noch die sichere Aussicht aufs Schafott zurück. Aber ein anderer Gedanke brandete jetzt in mir; ich wollte um jeden Preis die Wege des Verbrechens meiden, ich wollte frei bleiben. Ich wußte zwar nicht, wie sich das verwirklichen ließe, aber ganz gleich, – mein Los war bestimmt, ich war sozusagen dem Bagno entschlüpft.

In aller Eile schlug ich den Weg nach Lyon ein; bis vor Orange vermied ich die großen Landstraßen, dann traf ich Fuhrleute aus der Provence, die denselben Weg hatten wie ich. Ich ließ mich mit ihnen in ein Gespräch ein, und da sie mir gute Leute zu sein schienen, trug ich keine Bedenken, ihnen zu sagen, ich sei Deserteur, und sie würden mir einen großen Dienst erweisen, wenn sie mich, um die scharfen Augen der Polizei zu täuschen, unter sich aufnehmen würden. Der Vorschlag überraschte sie keineswegs, sie schienen ihn fast erwartet zu haben. Zu jener Zeit konnte man, besonders im Süden, oft genug Burschen begegnen, die, um dem bunten Rock zu entgehen, sich gewissermaßen dem Schutze Gottes

überließen. Und so war es ganz natürlich, daß meine Worte Glauben fanden. Die Fuhrleute nahmen mich gut auf; einige Goldstücke, die ich zum Vorschein brachte, vermehrten noch ihr Interesse für mein Schicksal. Es wurde ausgemacht, daß ich für den Sohn des Fuhrbesitzers gelten sollte. Dementsprechend wurde ich in einen Fuhrmannskittel gesteckt und damit es den Anschein habe, ich machte meine erste Reise, wurde ich mit Bändern und Blumen geschmückt, so daß mir in jeder Herberge alle gratulierten.

Ich spielte meine Rolle ziemlich gut, aber die notwendigerweise damit verbundene Freigebigkeit versetzte meinem Beutel so empfindliche Wunden, daß ich, als ich mich in Lyon von meinen Leuten trennte, alles in allem noch achtundzwanzig Sous besaß. Nachdem ich eine Weile in den schmutzigen und trüben Straßen der zweiten Stadt von Frankreich herumgeirrt war, fand ich eine Art Schenke, wo ich ein meinen Finanzen entsprechendes Abendessen zu bekommen hoffte. Ich hatte mich nicht geirrt: das Essen war mittelmäßig und nur zu rasch zu Ende. Ungesättigt vom Tische aufzustehen ist schon peinlich, aber dazu noch nicht wissen, wo man ein Obdach findet, noch peinlicher. Während ich mein Messer abwischte, das freilich nicht besonders fett geworden war, verlor ich mich in den traurigen Gedanken, daß ich wohl die Nacht bei Mutter Natur würde verbringen müssen. Da hörte ich auf einmal am Nebentisch eine Art von verdorbenem Deutsch reden, das man in einigen Gegenden der Niederlande spricht und das ich ausgezeichnet verstand. Die Sprechenden waren ein Mann und eine Frau; ich erkannte in ihnen sofort Juden. Da ich wußte, daß in Lyon wie in anderen Städten Juden verdächtige Reisende bei sich aufnahmen, fragte ich sie, ob sie mir nicht eine Herberge empfehlen könnten. Ich hätte es nicht besser treffen können: der Jude und seine Frau hatten selbst eine solche Herberge. Sie boten mir auf der Stelle ein Obdach an, und ich ging

mit ihnen in ihr Haus. In dem Raum, wo man mich einquartierte, standen sechs Betten; obwohl's schon zehn Uhr war, war noch keins besetzt, ich schlief im festen Glauben ein, keine Schlafkameraden zu haben.

Als ich erwachte, hörte ich neben mir in Gaunerausdrücken reden, die mir wohl vertraut waren.

„Es ist schon siebenundeinhalb Pfund, und du pennst noch,“ sagte eine Stimme, die mir bekannt vorkam.

„Glaub's schon; ... wir haben heut' nacht bei 'nem Goldschmied schränken wollen, aber der Sack war scharf bei Wache. Ich merkte gleich, man hätte Aß mit Zinken spielen müssen, und da wär rote Suppe geflossen!“

„Ach, du hast Angst vorm Kaiserschwipp ... Na, aber auf die Art kann man kein Ding drehn.“

„Ich will lieber unterwegs einen Baum auf zwei Beinen anzapfen, als Buden aufzukasteln ... man hat immer die Blauen auf'm Hals.“

„Also, ihr habt nicht gekappt ... und da gab's doch so schöne Dosen mit Uhren und Ketten aus Gold. Der Jude hätt' schon rausrücken müssen.“

„Nein. Der Dietrich ist in der Knarre gebrochen. Der Bürger hat Lärm gemacht, wir haben türmen müssen.“

„He, ihr anderen da,“ rief ein dritter dazwischen, „laßt die Dinge nicht so lang werden, hier liegt einer, der horchen kann!“

Die Warnung kam zu spät: man verstummte. Ich schlug die Augen auf, um mir meine Schlafkameraden anzusehen, aber mein Bett stand niedriger als die andern, und ich konnte nichts sehen. Ich rührte mich nicht, damit man glaubte, ich schlafe. Als einer der Sprechenden aufstand, erkannte ich in ihm einen Flüchtling vom Bagno

in Toulon, einen gewissen Neveu, der einige Tage vor mir ausgerissen war. Da springt sein Kamerad aus dem Bett ... es ist Cadet-Paul, ein anderer Flüchtling ... ein dritter, ein vierter erhebt sich – lauter Bagnosträflinge.

Fast hätte ich mich in den Saal drei zurückversetzt denken können. Endlich verlasse auch ich die Pritsche; kaum setze in den Fuß auf den Boden, da entsteht ein allgemeines Geschrei: „Vidocq!!!“ Man umringt mich, man wünscht mir Glück. Einer der Teilnehmer am Kronjuwelendiebstahl, Charles Deschamps, der sich wenige Tage nach mir davongemacht hatte, sagt mir, das ganze Bagno bewundere meine Kühnheit und meinen Erfolg. Es schlägt neun Uhr: man führt mich zum Frühstück, und da finde ich die Brüder Quinet, Bonnefoi, Robineau, Métral, Lemat, lauter in Südfrankreich berühmte Personen. Ich werde mit Gefälligkeiten überhäuft, man versorgt mich mit Geld, mit Kleidern, ja selbst mit einer Mätresse.

Ich befand mich also, wie man sieht, in derselben Lage wie in Nantes. Ich kümmerte mich nicht um das Handwerk meiner „Freunde“; ich sollte von meiner Mutter Geld bekommen, aber bis dahin mußte ich doch leben. Ich glaubte, ich könnte mich eine Zeitlang ernähren lassen, ohne selbst „arbeiten“ zu müssen. Ich nahm mir vor, nur des Unterhalts wegen unter den Dieben zu bleiben, aber – der Mensch denkt, und Gott lenkt! Die Flüchtlinge waren erbittert darüber, daß ich bald unter diesem, bald unter jenem Vorwand mich weigerte, an ihren Raubzügen teilzunehmen, und so denunzierten sie mich unter der Hand, um sich eines lästigen Zeugen zu erledigen, der ihnen hätte gefährlich werden können.

Ich wurde bei einer gewissen Adele Buffin verhaftet und in das Gefängnis von Roanne gebracht. Gleich an den ersten Worten meines Verhörs merkte ich, daß ich verraten war. In der Wut, in die mich diese Entdeckung versetzte, faßte ich einen Entschluß, der in gewisser

Hinsicht der Anfang einer mir ganz neuen Laufbahn wurde. Ich schrieb an Dubois, den Generalkommissar der Polizei, und bat ihn um eine geheime Unterredung. Noch am selben Abend wurde ich in sein Kabinett geführt. Ich erzählte ihm, wer ich sei und erbot mich, ihn auf die Spur der Brüder Quinet zu bringen, die damals wegen der Ermordung einer Maurersfrau in der Rue Belle-Cordière verfolgt wurden. Außerdem versprach ich, ihm die Möglichkeit zu geben, alle Individuen zu ergreifen, die sowohl bei dem Juden wie bei einem Schreiner Caffin in der Rue Ecorche-Boeuf wohnten. Für diesen Dienst verlangte ich keinen anderen Preis, als die Erlaubnis, Lyon zu verlassen. Aber Herr Dubois mochte schon öfter durch derartige Vorschläge zum besten gehalten worden sein: ich sah, wie er zögerte, mir Glauben zu schenken.

„Sie zweifeln an meiner Aufrichtigkeit,“ sagte ich zu ihm, „werden Sie noch Bedenken tragen, wenn ich auf dem Rückweg zum Gefängnis entkomme und mich bei Ihnen freiwillig als Gefangener wieder stelle?“

„Nein, dann freilich nicht!“ antwortete er.

„Nun gut! Sie sollen mich bald wiedersehen, vorausgesetzt, daß Sie meinen Wächtern keine besonderen Maßregeln einschärfen.“

Er willigte ein, und man führte mich ab. Wie ich an die Ecke der Gasse komme, werfe ich meine beiden Wächter über den Haufen und renne aus aller Leibeskraft ins Rathaus zurück, wo ich noch Herrn Dubois finde. Dieses schnelle Wiedersehen überraschte ihn mächtig; da er nun meiner sicher zu sein glaubte, erlaubte er mir, mich zu entfernen.

Am anderen Tage sah ich den Juden wieder; er hieß Vidal. Er erzählte mir, wo unsere Freunde wohnten und zeigte mir das Haus. Gleich ging ich hin. Man wußte schon, daß ich entwichen war, aber da man meine Beziehungen zur

Polizei nicht im geringsten ahnte, ebensowenig wie man vermutete, daß ich über die Ursache meiner Verhaftung Wind bekommen hatte, so nahm man mich recht herzlich auf. Im Laufe der Unterhaltung zog ich die nötigen Erkundigungen über die Brüder Quinet ein und teilte sie noch in derselben Nacht Dubois mit. Von meiner Aufrichtigkeit nun völlig überzeugt, setzte mich dieser mit Garnier, dem damaligen Generalsekretär der Polizei von Lyon und späteren Polizeikommissar von Paris, in Verbindung. Ihm machte ich die nötigen Mitteilungen, und ich muß gestehen, daß Garnier mit viel Takt und Sicherheit handelte.

Zwei Tage vor dem verabredeten Abstecher bei Vidal ließ ich mich von neuem verhaften. Man führte mich ins Gefängnis, wo denn auch Vidal, Caffin, Neveu, Cadet-Paul, Deschamps und einige andere erschienen, die mit demselben Fischzug gefangen worden waren. Als ich zu den anderen gebracht wurde, heuchelte ich eine große Bestürzung. Keiner von ihnen schien den leisesten Verdacht zu haben, welche Rolle ich bei ihrer Verhaftung gespielt hatte. Nur Neveu sah mich mit einem gewissen Mißtrauen an; ich fragte ihn nach dem Grunde, und er gestand mir, daß nach der Art und Weise, wie er verhört worden sei, er mich unbedingt für den Angeber halten müsse. Ich spielte den Beleidigten, und damit dieser Verdacht nicht festen Boden fasse, begab ich mich zu den Gefangenen und teilte ihnen Neueus Verdächtigungen mit. Ich fragte sie, ob man mich für fähig halte, meine Kameraden zu verraten; alle antworteten mit nein, und Neveu mußte mich um Entschuldigung bitten.

Indessen ließ mich Dubois in sein Kabinett rufen. Es wurde ausgemacht, daß ich am folgenden Tage Gelegenheit zur Flucht bekommen sollte.

Neveu wurde nach mir ins Zimmer des Generalkommissars gerufen. Einige Minuten später sah

ich ihn mit rotem Kopf herauskommen, ich fragte ihn, was vorgefallen sei:

„Denke dir,“ rief er, „der Kommissar will, daß ich ihm die Diebe angebe, die aus Paris kommen. Wenn sie nur mich zu fürchten hätten, dann könnten sie wirklich ruhig sein.“

„Ich habe dich nicht für einen solchen Einfaltspinsel gehalten,“ erwiderte ich, denn mir fiel sofort ein, welchen Nutzen ich aus diesem Umstand ziehen könnte ... „Ich habe versprochen, die Vögel anzugeben und sie einfangen zu lassen.“ „Was! Du willst Denunziant werden ... das warst du doch früher nicht.“

„Was geht das mich an? Man wird mich laufen lassen, während du im Loch bleibst.“

Neveu war von dieser Idee ganz überrascht; er bezeugte lebhaftes Bedauern, das Angebot des Beamten zurückgewiesen zu haben; und da ich ohne seine Hilfe beim Entdecken der Diebesbande nicht auskommen konnte, so drang ich in ihn, meinem Beispiel zu folgen. Er willigte ein, und Dubois, den ich benachrichtigt hatte, ließ uns eines Abends an das Tor des großen Theaters führen, wo Neveu alle unsere Leute genau angab. Dann zogen wir uns zurück, begleitet von den Polizisten, die uns ganz nahe auf dem Leib blieben. Um keinen Argwohn zu erregen, mußte ich einen Versuch zur Flucht machen. Ich teilte meinem Kameraden mein Vorhaben mit: sowie wir durch die Rue Mercière kommen, springen wir in ein Durchhaus und halten die Tür fest zu. Während die Polizisten dem anderen Eingang zueilen, gehen wir zur selben Tür wieder heraus. Als sie, ganz beschämt über ihr täppisches Benehmen, ankommen, sind wir schon weit.

Nach zwei Tagen wurde Neveu, dessen man nicht mehr bedurfte, wieder gefaßt. Da ich nun alle Diebe, die dingfest gemacht werden sollten, kannte, bezeichnete ich sie der Polizei. Aber jetzt konnte ich der Behörde nicht

weiter nützen, und so verließ ich Lyon. Ich begab mich nach Paris, wo ich dank Herrn Dubois sicher anzukommen hoffte.

Der Postwagen, mit dem ich durch die Bourgogne fuhr, ging nur bei Tage. In Lucy-le-Bois, wo ich mit den anderen Passagieren über Nacht blieb, wurde ich beim Abfahren vergessen; als ich erwachte, war der Wagen schon vor zwei Stunden abgegangen; ich hoffte ihn aber einzuholen, da der Weg in dieser gebirgigen Gegend große Krümmungen macht; aber bei Saint-Brice mußte ich mich überzeugen, daß das unmöglich sei und verlangsamte meine Schritte. Ein Fußgänger, der denselben Weg machte wie ich, sah mich aufmerksam an, als ich in seiner Nähe war, und fragte mich, ob ich aus Lucy-le-Bois komme; ich sagte ja, und damit war die Unterhaltung zu Ende. Der Mann machte in Saint-Brice halt, während ich nach Auxerre weiterging. Todmüde kam ich in einer Herberge an; ich aß da zu Mittag und verlangte ein Bett.

Ich mochte einige Stunden geschlafen haben, als ich durch Lärmen an meiner Tür geweckt wurde. Die Schläge verdoppeln sich, ich springe auf, ziehe mich halb an, öffne und noch ganz schlaftrunken erblicke ich die dreifarbigen Schärpen, die gelben Hosen und die roten Aufschläge. Ein Polizeikommissar, begleitet von einem sogenannten Maréchal-des-logis und zwei Gendarmen; bei diesem Anblick kann ich eine gewisse Erregung nicht bemeistern.

„Seht bloß, wie er bleich wird,“ ruft man neben mir ... „Es ist kein Zweifel, er ist's.“ Ich sehe mich um und erkenne den Mann, der mich bei Saint-Brice angesprochen hatte.

„Wir müssen gründlich zu Werke gehen,“ meinte der Kommissar ... „fünf Fuß, fünf Zoll ... so, so ... Haar blond ... Brauen und Bart dito ... Stirn gewöhnlich ... Augen grau ... Nase dick ... Mund mittelmäßig ... Kinn rund ... volles Gesicht ... rote Gesichtsfarbe ... starke Statur.“

„Das ist er,“ riefen die anderen.

„Jawohl, gewiß ist er's,“ sagt der Kommissar seinerseits ...
„Blauer Rock ... graue Kaschmirhose, weiße Weste, schwarze Krawatte.“ Das war ungefähr meine Kleidung.

„Nun! Hab ich's nicht gesagt!“ rief mit Befriedigung der Führer der Greifer ... „Das ist einer der Diebe.“

Das Signalement stimmte vollkommen mit dem meinigen überein. Zwar hatte ich nichts gestohlen, aber in meiner Lage hatte ich doch Grund zur Besorgnis.

„Stillgestanden!“ rief der Kommissar, wendete das Blatt und las weiter: „Leicht zu erkennen an seinem auffallenden italienischen Akzent ... Außerdem ist der Daumen der rechten Hand durch einen Schuß beschädigt.“

Ich ließ sie meine Aussprache hören, zeigte die rechte Hand ... Man brachte Entschuldigungen vor, die ich gerne annahm; doch aus Furcht vor einer neuen Katastrophe fuhr ich noch am selben Abend nach Paris. Von dort schlüpfte ich sofort nach Arras.

Sechzehntes Kapitel Verkleidungen

Mehrere Gründe, die man leicht erraten kann, erlaubten mir nicht, mich direkt in mein Elternhaus zu begeben. Ich stieg bei einer meiner Tanten ab und erfuhr von ihr, daß mein Vater tot sei. Diese traurige Nachricht wurde mir auch bald von meiner Mutter bestätigt, die mich mit einer Zärtlichkeit aufnahm, die im krassesten Gegensatz zu den schrecklichen Erlebnissen meiner letzten zwei Jahre stand. Sie wünschte nichts sehnsüchtiger als mich bei sich zu behalten; aber ich mußte ja immerfort versteckt bleiben. Ich fügte mich in mein Schicksal, und verließ drei Monate lang das Haus nicht. Aber nach dieser Zeit begann mir die Gefangenschaft lästig zu werden, und ich fing an, bald unter dieser, bald unter jener Verkleidung, auszugehen. Ich glaube auch wirklich nicht erkannt worden zu sein, als sich plötzlich in der Stadt das Gerücht verbreitete, ich wäre da. Die ganze Polizei machte sich auf die Beine, um mich zu verhaften; jeden Augenblick machte man Haussuchungen bei meiner Mutter, aber mein Schlupfwinkel blieb unentdeckt: er war zwar ziemlich groß – zehn Fuß lang und sechs Fuß breit, aber ich hatte ihn so geschickt und versteckt angebracht, daß der spätere Besitzer unseres Hauses beinahe vier Jahre darin wohnte, ohne das Vorhandensein dieses Raumes zu ahnen. Vielleicht hätte er bis heute noch nichts davon gewußt, wenn ich es ihm nicht entdeckt hätte.

Im Vertrauen auf diesen Zufluchtsort nahm ich bald meine Ausflüge wieder auf. Am Fastnachtsdienstag trieb ich meine Unvorsichtigkeit so weit, daß ich auf einen Ball erschien, unter mehr als zweihundert Personen. Ich war als Marquis verkleidet. Eine Frau, zu der ich in Beziehungen gestanden hatte, erkannte mich und teilte es einer anderen Frau mit, die Grund hatte, böse auf mich zu sein. In weniger als einer Viertelstunde wußte

jedermann, unter welcher Verkleidung Vidocq steckte. Das Gerücht kommt den beiden Sergeanten, Delrue und Carpentier, zu Ohren, die den Polizeidienst auf dem Ball haben. Der erstere geht auf mich zu und bittet mich leise um eine Unterredung unter vier Augen. Ein öffentlicher Auftritt wäre gefährlich gewesen, ich gehe also mit ihm hinaus. Im Hofe fragt mich Delrue nach meinem Namen. Ohne die geringste Verlegenheit nenne ich ihm einen falschen und erbiere mich sogar, die Maske abzunehmen, falls er es fordere.

„Ich verlange es zwar nicht,“ sagt er, „aber ich hätte nichts dagegen, Sie zu sehen.“

„Nun dann,“ antwortete ich, „wollen Sie gütigst die Bänder meiner Maske lösen, die sich verknotet haben ...“

Voll Vertrauen tritt Delrue hinter mich; im selben Augenblick werfe ich ihn durch einen gewaltigen Fußtritt nach hinten zu Boden; ein Faustschlag schmeißt seinen Kameraden um. Ohne abzuwarten, daß sie sich wieder aufrichten, eile ich davon ...

Das Abenteuer wurde ruchbar ungeachtet der Bemühungen der beiden Sergeanten, es geheim zu halten; sie standen nun öffentlich in einer sehr lächerlichen Situation da. Aber das Peinliche für mich war, daß die Behörde ihre Aufmerksamkeit verdoppelte; es wurde mir ganz unmöglich, auszugehen. Ich blieb so zwei Monate lang eingesargt, zwei Monate, die mir wie zwei Jahrhunderte vorkamen. Ich hielt es schließlich nicht weiter aus und beschloß, Arras zu verlassen. Man machte mir ein Bündel Spitzen zurecht, und in einer schönen Nacht brach ich auf, mit dem Paß eines Jugendfreundes, Blondel, versehen; das Signalement paßte zwar nicht besonders, aber in Ermangelung eines Besseren mußte ich mich eben einrichten; übrigens verlief die Reise ohne Zwischenfälle.

Ich kam nach Paris, und während ich mit dem Verkauf der Spitzen beschäftigt war, machte ich indirekt einige Schritte, um zu erfahren, ob sich nicht eine Revision meines Prozesses herbeiführen ließe. Ich erfuhr, daß ich dazu mich hätte als Gefangener stellen müssen; aber ich konnte mich nicht entschließen, wieder mit Verbrechern in Berührung zu kommen, die ich nun zu gut kannte. Nicht der Kerker machte mir Angst, ich hätte mich ja schließlich auch einsperren lassen; zum Beweis dafür kann ich anführen, daß ich das Ministerium bat, mich meine Haft im Irrenhause zu Arras absitzen zu lassen, aber meine Bittschrift blieb unbeantwortet.

Unterdessen hatte ich meine Spitzen verkauft, aber der Profit war zu gering, als daß ich daran denken konnte, mir durch den Spitzenhandel eine Existenz zu gründen. Ich war genötigt, noch einmal nach Arras zurückzukehren.

Ich nahm meine halbnächtlichen Ausflüge wieder auf. Zu einem jungen Mädchen, dem ich einige Aufmerksamkeit schenkte, pflegte die Tochter eines Gendarmen zu Besuch zu kommen. Ich beschloß, einen Vorteil daraus zu ziehen, um über die Schritte, die gegen mich ergriffen wurden, im voraus benachrichtigt zu sein. Das Gendarmmentöchterlein kannte mich nicht, aber da ich in Arras den üblichen Unterhaltungsstoff bildete, so war nichts Ungewöhnliches daran, daß sie von mir sprach und zuweilen in recht sonderbarer Art.

„Oh,“ sagte sie eines Tages zu mir, „schließlich wird man ihn doch noch kriegen, diesen Halunken, unser Leutnant ist zu sehr hinter ihm her, als daß er ihn nicht fangen sollte.“

„Wenn ich an Stelle Ihres Leutnants wäre,“ erwiderte ich, „und Lust hätte, Vidocq zu fangen, wäre er mir nicht entschlüpft.“

„Er würde Ihnen ent schlüpfen, wie den andern ... er ist immer bis an die Zähne bewaffnet. Sie wissen, daß er zweimal nach Herrn Delrue und Carpentier geschossen haben soll ... Und das ist nicht alles; wenn er will, kann er sich in ein Bündel Heu verwandeln.“

„In ein Bündel Heu?“ rief ich ganz erstaunt über die neue Fähigkeit, die man mir zuschrieb ... „In ein Bündel Heu? ... Aber wie? ...“

„Ja, gewiß ... Mein Vater verfolgte ihn eines Tages; in dem Moment, da er ihn am Kragen packen wollte, hatte er bloß ein Bündel Heu in Händen ... Ganz gewiß, die ganze Brigade hat das Heubündel gesehen, das dann im Hof verbrannt wurde.“

Ich begriff die Geschichte nicht. Später erklärte man mir, daß die Polizeiaagenten, denen es nie gelang, mich zu fassen, in ihrer Verzweiflung dieses Gerücht unter den abergläubischen Einwohnern von Arras verbreitet hatten. Aus demselben Grunde brachten sie in Umlauf, ich sei ein Werwolf in zweiter Gestalt, eine recht problematische Erscheinung, die die stärksten Geister der Gegend mit Schrecken erfüllte. Zum Glück wurde dieser Schrecken von den hübschen Weibern nicht geteilt, deren Gunst ich genoß; hätte sich der Eifersuchtsteufel nicht plötzlich der einen von ihnen bemächtigt, so würde sich die Obrigkeit noch lange mit mir beschäftigt haben. Aus Verdruß über mich hielt sie nicht den Mund, und die Polizei erhielt noch einmal die Gewißheit, daß ich mich in Arras aufhalte.

Eines Abends, als ich, ohne Arges zu denken, und nur mit einem Stock bewaffnet, über eine Brücke gehe, werde ich von sieben oder acht Individuen überfallen. Es sind verkleidete Polizeiaagenten. Sie packen mich am Kragen, und schon hielten sie sich ihres Fanges für sicher, als ich mich mit einem kräftigen Stoß losreiße, mich über das Geländer schwinde und in den Fluß stürze. Es war im Dezember; das Wasser ging hoch, der Fluß war reißend.

Keinem der Polizisten fiel es auch nur im Traume ein, mir nachzuspringen; sie glaubten das beste zu tun, wenn sie mich am Ufer erwarteten. Aber eine tiefe Gosse gab mir die Möglichkeit, ihnen zu entkommen, und sie warteten noch auf mich, als ich schon längst bei meiner Mutter war.

In der Zitadelle von Arras befanden sich zu jener Zeit einige hundert gefangene Österreicher, die in der Stadt und in der Umgegend auf Arbeit gehen durften. Mir kam der Einfall, mir diese Ausländer zunutze zu machen. Da ich deutsch sprach, ließ ich mich mit einem von ihnen in ein Gespräch ein und verstand es bald genug, so sehr sein Vertrauen zu erwecken, daß er mir gestand, er trage sich mit Fluchtgedanken ... Das paßte mir großartig; der Gefangene war nur wegen seiner „kaiserlichen“ Uniform in Verlegenheit, ich bot ihm meine Kleider zum Tausch dafür an und für ein wenig Geld gab er mir auch seine Papiere gern. Und nun galt ich als Österreicher selbst unter den Österreichern, denn sie gehörten zu verschiedenen Korps und kannten einander nicht.

In dieser neuen Verkleidung knüpfte ich ein Verhältnis mit einer jungen Witwe an, die einen Kurzwarenladen hatte. Sie lobte meine Intelligenz und wollte, daß ich zu ihr ziehe; bald fuhren wir zusammen auf Märkten und Messen umher. Natürlich mußte ich als ihr Gehilfe mich den Käufern irgendwie verständlich machen. Ich zimmerte mir ein Kauderwelsch halb aus Französisch halb aus Deutsch zusammen, an das ich mich bald so gewöhnt hatte, daß ich beinahe meine Muttersprache vergaß. Die Täuschung gelang so vollkommen, daß nach vier Monaten des Zusammenwohnens die Witwe selbst nicht einmal ahnte, daß ihr „Kaiserlik“ einer ihrer Jugendfreunde sei. Sie behandelte mich so gut, daß es mir als unmöglich erschien, sie noch weiter zu täuschen: eine Tages sagte ich ihr, wer ich war. Noch nie war ein Weib erstaunter als sie. Aber meine Vertrauensseligkeit schadete mir nicht in ihren Augen und machte unsere Beziehungen nur noch inniger.

Elf Monate verstrichen, und meine Sicherheit wurde durch nichts gestört. Man war gewohnt, mich in der Stadt zu sehen, ich traf mich oft mit Polizeiangenoten – kurz, alles schien diesem Wollleben Dauer zu versprechen. Eines Tages, während wir uns gerade in der Stube hinter dem Laden zu Tische setzen wollen, zeigen sich vor der Glastür drei Gendarmen. Ich wollte gerade die Suppe in die Teller gießen, der Löffel fällt mir aus der Hand. Aber ich erhole mich rasch von meiner Bestürzung, springe zur Tür, schiebe den Riegel vor, steige auf den Boden hinauf, gelange von da auf das Dach des benachbarten Hauses und gehe von dort die Treppe zur Straße hinunter. Aber die Tür ist von zwei Gendarmen bewacht. Glücklicherweise sind die Leute neu und kennen mich nicht vom Aussehen.

„Gehen Sie nur hinauf,“ sage ich zu ihnen, „man hat ihn schon fest, aber er schlägt noch um sich ... Gehen Sie hinauf, legen Sie doch mit Hand an ... unterdessen will ich die Wache rufen.“

Die beiden Gendarmen beeilen sich, hinaufzukommen, und ich verschwinde.

Es war klar, daß ich verraten worden war; meine Jugendfreundin hielt ich einer solchen Niedertracht für unfähig, aber sie hatte wahrscheinlich geschwätzt. Ich beschloß, Arras endgültig zu verlassen. Die Witwe wollte mir unbedingt folgen; sie hatte die nötigen Mittel zum Abzug; die Waren waren bald gepackt. Und so machten mir uns gemeinsam davon, und wie es stets in solchen Fällen ist, war es die Polizei, die erst zu allerletzt das Verschwinden einer Frau erfuhr, deren Schritte sie ja überwachen sollte.

Wir wollten uns in Rouen niederlassen. Bei der Ankunft in dieser Stadt hatte ich Blondels Paß bei mir, den ich mir in Arras verschafft hatte; das Signalement stimmte aber so

wenig, daß ich mich unbedingt nach etwas Besserem umsehen mußte.

Dazu mußte ich die Polizei überlisten, die Polizei, die um so vorsichtiger und ängstlicher geworden war, als der Auswandererverkehr nach England über die Seeküste der Normandie führte. Ich ging folgendermaßen zu Werk. Ich begab mich aufs Stadthaus und ließ meinen Paß für Havre visieren. Ein Visum bekommt man gewöhnlich sehr leicht; dazu genügt, daß der Paß nicht abgelaufen ist. Die Formalität ist vollzogen, und ich entferne mich; zwei Minuten später komme ich in das Büro zurück und frage, ob nicht ein Portefeuille gefunden worden sei ... niemand weiß etwas davon, ich bin verzweifelt; dringende Geschäfte erwarten mich in Havre, ich müsse noch am selben Abend abreisen und nun habe ich keinen Paß mehr.

„Wenn's sonst nichts ist ...“ sagt ein Beamter zu mir. „Man kann ja nach dem Visierregister ein Duplikat von Ihrem Paß ausstellen.“

Das war ja gerade, was ich wollte; der Name Blondel war beibehalten, aber nun paßte auch das Signalement zu mir. Um den Effekt meiner List noch zu ergänzen, fuhr ich nicht nur nach Havre, sondern ließ sogar den Verlust eines Portefeuilles in die kleinen Anzeigen einrücken, eines Portefeuilles, das meine Hände verließ, um in die meiner Gefährtin zu wandern.

Dank diesem kleinen Einfall war nun meine Position gesichert. Mit ausgezeichneten Papieren versehen, konnte ich auf ein ehrliches Ende meines Lebens hoffen; ich dachte ernsthaft daran. Und so richtete ich mir einen Kurzwarenladen ein, der so gut ging, daß meine Mutter, die ich immer im laufenden über mich erhielt, zu uns ziehen wollte. Ein ganzes Jahr lang war ich wirklich glücklich; mein Geschäft gewann sicheren Boden, meine Beziehungen erweiterten sich, der Kredit nahm zu, und

gar manches Bankhaus in Rouen kann sich der Zeit erinnern, als die Unterschrift „Blondel“ etwas galt. Nach all den Stürmen fühlte ich mich schließlich fast geborgen, als ein Ereignis, das ich nicht hätte voraussehen können, eine neue Unheilskette über mich warf ... Die Kaufmannsfrau, mit der ich lebte, diese Frau, die mir die sichersten Beweise von Anhänglichkeit und Liebe gegeben hatte, konnte sich nicht enthalten, noch andere Flammen anzuzünden, als jene, die ich in ihrem Herzen entfachte. Ich hätte mich gerne selbst Lüge strafen mögen, aber der Beweis war nur zu schlagend; die Schuldige konnte nicht einmal zum Leugnen Zuflucht nehmen, das einem bequemen Ehemann glauben machen kann, er wisse von nichts.

Früher hätte ein solcher Schimpf die ganze Wucht meines Zornes in mir entflammt ... aber wie ändert man sich mit der Zeit! Als ich mich von meinem Unglück überzeugte, setzte ich kalt den Zeitpunkt der Trennung fest, die ich sofort beschloß: Bitten, Flehen, Versprechungen sich zu bessern – nichts konnte mich beugen, ich war unerbittlich ... Gewiß hätte ich ihr verzeihen können, sei es auch nur aus Dankbarkeit, aber wer bürgte mir dafür, daß meine Wohltäterin mit einem Rivalen auch wirklich brach? Und mußte ich nicht befürchten, daß sie mich in einem Moment des Sich-Gehenlassens bloßstellte? Wir teilten unsere Waren in zwei gleiche Teile; meine Gefährtin verließ mich, und seitdem habe ich nichts mehr von ihr gehört.

Dieser Vorfall, der Aufsehen erregte, verleidete mir meinen Aufenthalt in Rouen, und ich nahm wieder das Metier eines umherziehenden Kaufmanns auf. Meine Geschäftsreisen umfaßten Nantes, Saint-Germain und Versailles, und ich erwarb mir in kurzer Zeit eine ausgezeichnete Kundschaft. Meine Einnahmen wurde so beträchtlich, daß ich mir in Versailles einen Laden mit Wohnung mieten konnte; dort wohnte meine Mutter, während ich auf Reisen war. Meine Führung war über

jeden Tadel erhaben; ich war in dem Kreise, in dem ich verkehrte, allgemein geachtet und ich glaubte schon das Schicksal überwunden zu haben, das mich unaufhörlich auf die Bahn der Ehrlosigkeit zurückwarf, der ich mit aller Kraft entweichen wollte. Da – bei der Rückkehr vom Markte von Nantes – wurde ich verhaftet. Es war Verrat von einem Jugendfreund, der sich für Händel, die wir miteinander hatten, rächte. Obwohl ich hartnäckig darauf bestand, ich sei nicht Vidocq, sondern Blondel, wie aus meinem Paß hervorgehe, wurde ich nach Saint-Denis gebracht. An der besonderen Sorgfalt, mit der man mich behandelte, sah ich, daß ich „empfohlen“ war. Ein Blick auf das Fahndungsblatt bestätigte meine Vermutung; ich war folgendermaßen angezeigt:

„Besondere Aufsicht!

Vidocq (Eugène-François) *in contumaciam* zum Tode verurteilt. Äußerst gefährliches Individuum.“

Um die Wachsamkeit meiner Wächter rege zu halten, stellte man mich also als großen Verbrecher dar. Von Saint-Denis wurde ich auf einem Karren fortgeschafft, dermaßen geknebelt, daß ich mich nicht rühren konnte; und bis zum Louvre wandte meine Eskorte kein Auge von mir.

Man brachte mich in einem Turm des Louvre unter, der in ein Gefängnis verwandelt war ... Alle Versuche zum Ausreißen waren vergeblich, jedes Mittel zur Flucht war abgeschnitten; aber eine Gelegenheit, auf die ich lauerte, stellte sich früher ein, als ich gehofft hatte. Am Tage vor unserer Abreise wurden wir in den Hof geführt; hier herrschte eine große Verwirrung, weil ein neuer Transport von Arrestanten angekommen war, zugleich mit einer Abteilung Rekruten aus den Ardennen, die sich nach Boulogne ins Lager begaben. Die Adjutanten stritten sich mit den Gendarmen über den Platzmangel, denn sie mußten ihre Mannschaften in Reih und Glied aufstellen

und Appell blasen lassen. Während jeder seine Leute zählt, gleite ich unbemerkt in den Kasten eines Gepäckwagens, der gerade den Hof verlassen soll ... So komme ich durch die Stadt, ganz zusammengekauert und so klein wie nur möglich. Als wir außerhalb der Festungswerke waren, blieb mir nichts übrig, als mich hinauszuschleichen. Dazu benutzte ich den Augenblick, als der Fuhrmann, ewig durstig, wie alle Leute seines Standes, in einer Kneipe einkehrte; während seine Pferde auf ihn warteten, befreite ich seinen Wagen von einer Last, von der er keine Ahnung hatte. Ich versteckte mich zunächst in einem Rapsfeld, und als die Nacht einbrach, fand ich mich weiter zurecht.

Siebzehntes Kapitel Seemann und Werber

Ich zog quer durch die Picardie nach Boulogne. Zu jener Zeit hatte Napoleon bereits auf seine Landung in England verzichtet und hatte Österreich den Krieg erklärt; aber an der Küste des Ärmelkanals standen noch zahlreiche Bataillone der großen Armee. In den beiden Lagern, am rechten Ufer und am linken, konnte man Soldaten fast aller Länder Europas sehen: Italiener, Deutsche, Piemontesen, Holländer, Schweizer, selbst Irländer.

Die Buntheit und Verschiedenartigkeit der Uniformen bot mir gute Gelegenheit mich zu verbergen ... Ich glaubte aber, eine Militäruniform würde eine schlechte Verkleidung für mich sein. Einen Augenblick dachte ich ernsthaft daran, Soldat zu werden. Aber um in ein Regiment aufgenommen zu werden, brauchte man Papiere, und ich hatte keine. Ich gab also diesen Plan auf.

Eines Tages, als ich unruhiger und besorgter um meine Person war als sonst, traf ich auf dem Platz der oberen Stadt einen Sergeanten der Marine-Artillerie, Dufailli, den ich schon gelegentlich in Paris gesehen hatte. Auch er war aus Arras gebürtig, aber er war schon in frühester Jugend zur See gegangen und hatte den größten Teil seines Lebens in den Kolonien verbracht; seitdem war er nicht nach Hause gekommen und wußte also nichts von meinem Mißgeschick. Er glaubte, ich sei einfach ein Tunichtgut und Bummler; einige Raufereien in der Schenke, in denen ich ihn kräftig unterstützte, hatten ihm eine hohe Meinung von meinen Fähigkeiten beigebracht.

Ich hatte einen Heidenappetit und sah mit Befriedigung den Vorbereitungen zur Mahlzeit zu, an der ich teilnehmen sollte. Eine Frau von etwa fünfundzwanzig bis dreißig Jahren, von Gestalt, Aussehen und Temperament

eines jener Mädchen, die ein ganzes Regiment beglücken können, deckte den Tisch. Es war eine sehr lebhaft, sehr lustige kleine Lütticherin, die in ihrem gebrochenen Dialekt jeden Augenblick derbe Zoten zum besten gab; der Sergeant, entzückt von so viel Geist, platzte vor Gelächter.

„Das ist die Schwägerin unseres Wirtes, des Vaters Galand,“ erklärte er mir, „sie hat Pietzen: rund wie Bälle, voll wie Tonnen, das muß ein Genuß sein.“ Und Dufailli rundete dabei seine Hände und setzte seine Neckereien fort: bald zog er sie zu sich auf die Knie, bald drückte er auf ihre glühenden Backen einen jener schallenden Küsse, die eine recht derbe Art zum Lieben vermuten ließen.

Ich gestehe, ich sah diesen Manövern, die den Dienst allerdings verzögerten, nicht ungern zu. Fräulein Jeanette riß sich endlich aus den Armen meines Amphitryon los, kam dann mit einer halben Pute, die stark mit Senf gewürzt war, und zwei Flaschen Wein zurück und stellte alles vor mich hin.

„Prosit Mahlzeit!“ rief der Sergeant, „da haben wir etwas zu kauen und die Kehle zu schmieren, und ich will meinen Mann stellen. Nachher wird sich das weitere ergeben, denn in dieser Bude steht uns alles zur Verfügung, ich brauche nur zu winken. Nicht wahr, Fräulein Jeanette? Jawohl, mein Freund, ich bin der Schutzpatron des Hauses.“

Ich gratulierte ihm zu so viel Glück, und wir machten uns beide über Essen und Trinken her. Ich hatte schon lange nicht mehr ein solches Fest gesehen; ich lud ordentlich auf. Die Flaschen wurden eine nach der anderen leer; ich glaube, wir waren schon bei der siebenten angelangt, als der Sergeant hinausging, wahrscheinlich, um ein Bedürfnis zu befriedigen, und gleich darauf mit zwei

neuen Gästen zurückkam; es war ein Quartiermeister und ein Sergeantmajor.

„Potttausend! Ich bin gern in Gesellschaft,“ rief Dufailli, „da Landsmann, bringe ich zwei Neulinge mit. Ich verstehe mich aufs Werben von Rekruten, was, fragt nur diese Herren da!“

„Das ist wahr,“ antwortete der Quartiermeister, „hol’ ihn der Kuckuck, diesen Dufailli, was kann der für Märchen ausdenken, um Dumme zu fangen. Wenn ich bloß daran denke: ich muß doch rein blödsinnig gewesen sein, um so in die Falle zu gehen!“

„Ah, du erinnerst dich noch daran?“

„Na, und ob! Ich erinnere mich wohl daran, und der Major ebenfalls, denn du warst so frech, ihn als Regimentsnotar zu engagieren.“

„Nun, und? Hat er denn nicht sein Glück gemacht? Gott verdamm’ mich! Ist das nicht besser, die erste Person in einer Kompagnie zu sein, als in einem Büro zu sudeln? Was sagst du dazu, Quartiermeister?“

„Ich bin ganz derselben Meinung, aber ...“

„Aber hin, aber her, wirst du mir vielleicht sagen, daß du glücklicher warst, als du noch die Gießkanne schwenktest und die Tulpen betümpelt hast? Damals sollten wir uns gerade in Brest auf dem ‚Invincible‘ einschiffen, du wolltest nur als Blumengärtner mitgehen. Gut, sagte ich zu dir, gehe als Blumengärtner, der Kapitän ist ein großer Blumenfreund, jedem nach seinem Geschmack, jedem nach seinem Handwerk; ich bleibe bei dem meinen. Ich sehe dich noch wie jetzt vor mir, wie du, anstatt die Seeblumen zu pflegen, das Schiffstau aufrollen und die Donnerbüchse abbrennen mußtest! Das war ein Blumenstrauß! Aber sprechen wir nicht mehr davon und

trinken wir eins. Landsmann, schenk' unseren Freunden ein!"

Ich füllte die Gläser.

„Du siehst,“ sagte der Sergeant, „sie nehmen es mir nicht weiter übel: jetzt sind wir drei ein Herz und eine Seele. Das schadet nichts, daß ich sie hübsch ins Garn gelockt habe, aber das ist noch gar nichts; wir Marinewerber von heute sind die reinsten Waisenknaben von den früheren Werbern. Ihr seid ja Gelbschnäbel, ihr habt Belle-Rose nicht gekannt, der verstand sich aufs Geschäft! Ich bin doch auch nicht auf den Kopf gefallen, aber der wickelte mich ein, wie man's nicht besser wünschen könnte. Auf jeden Fall will ich es für den Landsmann erzählen ...

Ich hatte Arras mit vierzehn Jahren verlassen und befand mich seit einem halben Jahre in der Lehre bei einem Waffenschmied in Paris. Eines Morgens sollte ich einem Obersten, der Place Royale wohnte, ein Paar reparierte Pistolen hinbringen. Ich erledigte diesen Auftrag pünktlich; zum Unglück sollten für diese verdammten Pistolen achtzehn Franken bezahlt werden; der Oberst händigte mir das Geld ein. Bisher ist nichts Wunderbares an der Sache, aber als ich durch die Rue de Pélican gehe, höre ich an einer Scheibe klopfen. Ich glaube, es ist ein Bekannter; ich hebe den Kopf, und was sehe ich? Eine wahre Marquise de Pompadour, mit entblößten Reizen, hinter einer Fensterscheibe, nickt mir zu, lächelt und ladet mich ein, hinaufzukommen. Es war wie ein lebendes Miniaturbild in einem Rahmen. Ein entzückender Hals, eine schneeweiße Haut, ein üppiger Busen und dazu noch ein reizendes Gesicht, mehr brauchte es nicht, um mich in Flammen zu setzen. Ich stürze in einigen Sätzen die Treppe hinauf, man führt mich zu meiner Prinzessin: göttlich!

„Komm, mein süßer Junge,“ sagt sie, indem sie mir leicht auf die Wange schlägt, „du machst mir doch gerne ein

kleines Geschenk, nicht wahr?’

Ich greife zitternd in die Tasche und ziehe das Geld heraus, das mir der Oberst gegeben hatte.

„Sag doch, Kleiner, bist du nicht aus der Picardie?“ fährt sie fort. „So, so, na da bin ich doch deine Landsmännin. Oh, du bezahlst mir doch gewiß gerne ein Glas Wein?“

Die Bitte war so anmutig vorgebracht, ich hatte nicht die Kraft, sie abzuschlagen: die achtzehn Franken des Obersten wurden angegriffen. Ein Glas führt zum zweiten, zum dritten und vierten, bis ich vor lauter Geilheit und vom Wein ganz betrunken wurde. Und dann wurde es Nacht, und ich weiß nicht, wie es kam, aber ich erwachte auf der Straße, auf einer steinernen Bank ...

Als ich mich umschaute, war meine Verwunderung groß, noch größer wurde sie, als ich in das Innere meiner Börse blickte ... die Vögelchen waren davongeflogen! ...

Wie sollte ich nun zu meinem Meister zurückkehren? Wo die Nacht verbringen? Ich beschloß, spazieren zu gehen und den Morgen abzuwarten; ich wollte die Zeit totschiagen und die Folgen der ersten Dummheit irgendwie betäuben. Nun, trau’ einer den Landsmänninnen, sagte ich mir, da sitzt der Hase im Pfeffer! Wenn mir doch wenigstens noch etwas Geld übrig geblieben wäre!

Ich gestehe, in diesem Moment kamen mir ulkige Ideen in den Kopf ... Wie oft hatte ich auf den Mauern in Pariser Straßen Anschläge gesehen, wie: Verloren eine Briefftasche mit tausend, zweitausend und dreitausend Franken; dem ehrlichen Finder hohe Belohnung. Warum sollte ich nicht eine solche Briefftasche finden können? Ich ging also wie einer, der etwas verloren hat, und suchte das Pflaster ab; ich war allen Ernstes mit der Möglichkeit

eines glücklichen Fundes beschäftigt, als ein Faustschlag auf meinen Rücken mich aus den Träumen weckte.

„Mensch, was machst du hier so früh?“

„Ah, du bist's, Fanfan? Und was tust du hier zu dieser Stunde?“

Fanfan war Lehrling bei einem Konditor, den ich kannte. Er erzählte mir, daß er seit sechs Wochen dem Backofen Ade gesagt hatte, daß er eine Mätresse habe, die ihn aushalte, daß er aber für ein Weilchen obdachlos sei, denn bei seiner Schönen schlafe gerade ein Herr. „Übrigens,“ sagte er mit einem Augenzwinkern, „wenn ich die Nacht in einer Kaschemme verbringe, gehe ich morgen wieder ins Bett und halte mich am Tage schadlos.“ – Fanfan schien mir ein pfiffiger Bengel zu sein; ich glaubte, er würde mir einen guten Rat geben können, und schilderte ihm meine Not.

„Sonst nichts?“ rief er, „komm mittags zu mir in die Schenke an der Barrière des Sergents, ich werde dir einen guten Rat geben, in jedem Fall wollen wir zusammen essen.“

Ich stelle mich pünktlich zum Rendezvous ein. Auch Fanfan hatte nicht auf sich warten lassen, er war sogar noch vor mir gekommen. Kaum war ich da, so führte er mich in ein apartes Kabinett, und ich sah mich auf einmal vor einem Berge Austern, zwischen zwei Weibern eingeklemmt, von denen die eine bei meinem Anblick in ein schallendes Gelächter ausbrach.

„Was hat sie denn?“ rief Fanfan.

„Ach Gott, nein, das ist ja mein Landsmann!“

„Die Landsmännin,“ rief ich meinerseits, etwas verlegen.

„Ja, mein Junge, es ist die Landsmännin.“ Ich wollte mich wegen des bösen Streiches, den sie mir am Tage vorher gespielt hatte, ärgern, aber sie umarmte Fanfan, den sie ihr „Karnickel“ nannte, und begann noch mehr zu lachen, da sah ich ein, daß das beste, was ich tun konnte, war, an der Lustigkeit teilzunehmen.

„Na!“ sagte Fanfan, indem er mir ein Glas Weißwein einschenkte und ein Dutzend Austern auflegte, „du siehst, man darf nie am Schicksal verzweifeln. Die Schweinshaxen sind noch auf dem Rost, liebst du Schweinshaxen?“

Ich hatte noch nicht Zeit gehabt zu antworten, als die Schweinshaxen schon aufgetragen waren. Der Appetit, mit dem ich alles verschlang, war so überzeugend, daß Fanfan nicht weiter nach meinem Geschmack zu fragen brauchte. Der Chablis machte mich bald wieder heiter; ich vergaß den Ärger mit meinem Meister, und da mir die Freundin meiner Landsmännin besonders ins Auge stach, machte ich mich an sie heran. So wahr ich Dufailli heiße, sie war zum Anbeißen. Sie gab mir ihre Hand.

„Du liebst mich doch?“ fragte mich Fanchette; so hieß das Mädchen.

„Ob ich dich liebe ...“

„Nun, wenn du willst, können wir Mann und Frau werden.“

„Wir können gleich mit dem Hochzeitsschmaus anfangen,“ meinte Fanfan. „Ich verheirate dich, mein Junge, hörst du? Küßt euch?“ und damit drückte er unsere Gesichter aneinander.

„Armer Schatz,“ rief Fanchette und gab mir einen zweiten Kuß, diesmal ohne die Hilfe unseres Freundes, „sei unbesorgt, ich werde mich deiner annehmen.“

Ich war im siebenten Himmel; ich verbrachte einen herrlichen Tag. Abends ging ich mit Fanchette schlafen, und sie nahm sich meiner so gut an, daß ich ihr allen Grund gab, auch mit mir zufrieden zu sein.

Meine Erziehung war bald vollendet. Fanchette war stolz darauf, einen Schüler gefunden zu haben, dem ihre Lektionen so gut bekamen und belohnte mich großmütig.

Es war gerade die Zeit, als die Notabelnversammlung stattfand. Die Notabeln waren fette Tauben; Franchette rupfte sie, und wir verzehrten gemeinsam die Mahlzeit. Alle Tage gab es Gelage ohne Ende. Und mein Beutel war immer gespickt!

Fanchette und ich legten uns keine Entbehrung auf. Doch wie kurz sind die Augenblicke des Glückes! ... Ach, wie kurz!

Ein Monat dieses herrlichen Lebens war bald vorbei, und dann wurden Franchette und meine Landsmännin verhaftet. Was hatten sie wohl ausgefressen, – ich wußte es nicht; aber böse Zungen munkelten etwas von einer Repetieruhr, und da ich keine Lust hatte, mit der Polizei Bekanntschaft zu machen, so hielt ich es für rätlich, nicht weiter nachzuspüren.

Diese Verhaftung war ein Schlag, auf den wir nicht gefaßt waren; Fanfan und ich waren ruiniert. Fanchette war ein so liebes Ding! Und was sollte nun aus mir ohne Geld werden, sagte ich zu mir; das Wohlleben hat ein Ende: adieu, Austern, Chablis und andere Lebensfreuden! Wäre es nicht besser gewesen, wenn ich an meinem Schraubstock geblieben wäre? Auch Fanfan sehnte sich zu seinen Kuchen zurück.

So gingen wir traurig am Kai entlang, als wir auf einmal von Militärmusik, – zwei Klarinetten, große Trommel und Becken, – aufgerüttelt wurden. Die Menge hatte sich um

dieses Orchester versammelt, das auf einem Karren fuhr; darüber wehten Fahnen und Federbüsche in den verschiedensten Farben. Als die Musik zu Ende war, schlugen die Trommler einen Wirbel, und dann erhob sich ein Herr in einem bordierten Rock und entfaltete vor den Augen des Publikums ein großes Papier, auf dem ein Soldat in Uniform gemalt war.

„Im Namen Seiner Majestät,“ rief er, „komme ich hierher, um den Untertanen des Königs von Frankreich zu erklären, welche Vorteile sie haben, wenn sie sich in die Kolonien aufnehmen lassen. Ihr jungen Leute, ihr habt gewiß schon vom Schlaraffenlande gehört. Nach Indien muß man gehen, um das Schlaraffenland zu finden, dort lebt man in Saus und Braus.

Wollt ihr Gold, Perlen, Diamanten? Dort sind die Straßen damit gepflastert; man braucht sich nur zu bücken, um sie aufzuheben, oder ihr braucht euch nicht einmal zu bücken, die Sklaven heben’s euch auf.

Liebt ihr die Weiber? Dort gibt es welche für jeden Geschmack: zunächst kommen die Negerinnen, die gehören jedermann; dann kommen die Kreolinnen, die selbst weiß sind wie wir, und ganz wild auf weiße Männer sind, und das ist ja nur natürlich, denn im Lande selbst gibt es nur schwarze Männer. Und merkt euch noch eins: jede von ihnen ist reich wie Krösus, was, unter uns gesagt, für eine Heirat nicht übel ist.

Liebt ihr den Wein? Mit dem Wein ist es wie mit den Weibern, man hat dort die verschiedensten Sorten: Malaga, Bordeaux, Champagner und so weiter, und so weiter! Ihr dürft aber nicht erwarten, dort viel Burgunder zu finden; ich will euch nicht täuschen, Burgunder verträgt die Überfahrt nicht, aber verlangt alle anderen Marken der Welt, und man wird glücklich sein, euch aufzuwarten. Und die Früchte ... Und die Pferde ...“

Eine geschlagene Stunde malte der Mann die Reize Indiens aus ...

„Der König wird euch kleiden, nähren und euch mit Reichtum überschütten; als Entgelt wird von euch nichts verlangt, nichts: keine Arbeit, guten Sold, gutes Essen, schlafen, solange ihr wollt, und nur einmal im Monat auf dem Paradeplatz exerzieren. Wollt ihr sonst noch etwas? Ein schönes Handgeld? Ihr sollt es kriegen! Aber beeilt euch, ich sage es euch im voraus; morgen vielleicht ist's schon zu spät, die Schiffe stehen bereit, man wartet nur auf guten Wind, um in See zu stechen ... Beeilt euch, Pariser, beeilt euch! ... Wenn euch das Wohlleben nicht behagt, dann könnt ihr ja wieder Abschied nehmen; da liegt stets ein Boot im Hafen, um diejenigen, die Heimweh bekommen, nach Europa zurückzubringen. Wer noch nähere Auskunft haben will, der komme zu mir. Ich brauche euch nicht meinen Namen zu sagen, man kennt mich ja ohnehin. Meine Wohnung ist vier Schritte von hier, im Hause des Weinhändlers. Ihr braucht nur nach Belle-Rose zu fragen.“

Meine Lage brachte es mit sich, daß ich diese Rede mit der größten Aufmerksamkeit anhörte, und sogar jetzt noch, nach fast zwanzig Jahren, kann ich sie Wort für Wort auswendig.

Keinen geringeren Eindruck machte sie auch auf Fanfan. Wir berieten uns schon, als auf einmal ein langer Lümmel, um den wir uns gar nicht gekümmert hatten, Fanfan den Hut vom Kopfe schlug. „Ich will dich lehren, Tölpel, mich so von der Seite anzusehen,“ rief er. Es entstand eine Prügelei. Aber plötzlich drängt sich jemand durch die Menschenmenge – es ist Belle-Rose. Er legt den Streit bei und führt uns zu einer Weinkneipe, wo er uns eintreten heißt.

„Ich will mich mit euch unterhalten,“ sagt er, „aber ein Mann wie ich muß das Dekorum wahren. Ich will nur

meine Uniform ablegen, in einer Minute bin ich wieder bei euch. Verlangt vom Rotgesiegelten und drei Gläser.'

Und damit verließ er uns. ‚Vom Rotgesiegelten,‘ wiederholte er, sich an uns wendend, ‚vom Rotgesiegelten.‘

Wir richteten Belle-Roses Bestellung pünktlich aus, und er kam auch bald zurück. Wir empfangen ihn entblößten Hauptes.

‚Aber Kinder,‘ rief er, ‚setzt doch die Hüte wieder auf, wir sind ja unter uns, da gibt's keine Zeremonien. Ich setze mich schon. Wo ist das Glas? Ich habe einen verteufelten Durst; ich habe die Gurgel voll Staub ...‘

Man aß gut, trank viel. Abends sorgte Herr Belle-Rose für Nachtquartier, und am anderen Morgen, als wir Belle-Rose sahen, war das Frühstück schon bereit, und man wartete auf uns. Um die Versöhnung zu vollenden, war auch der lange Kerl von gestern eingeladen worden.

Bevor wir Platz nahmen, führte Belle-Rose mich und Fanfan zur Seite.

‚Schön, meine Freunde,‘ sagte er zu uns, ‚ihr habt den Kerl Mores gelehrt. Aber wir wollen bis ans Ende vornehm bleiben: ihr versteht, was ich meine – wir können den Mann doch nicht bezahlen lassen.‘

Bei diesen Worten verdunkelte sich Fanfans Stirn, denn er kannte das Innere unserer Börse.

‚Aber, du meine Güte, macht doch nicht so viel Umstände,‘ setzte Belle-Rose hinzu, der unsere Verlegenheit bemerkte. ‚Wenn ihr nicht bei Kasse seid, Sorge ich für alles übrige. Halt, wollt ihr Geld? Wollt ihr dreißig Franken? Sechzig? Unter Freunden geniert man sich nicht,‘ und mit diesen Worten zog er zwölf Taler aus der Tasche, ‚für euch beide! Viel Glück!‘

Fanfan zögerte.

‚Nehmt doch, ihr gebt’s mir wieder, wenn ihr könnt.‘ Man riskierte also nichts, wenn man das Geld nahm. Ich stieß Fanfan mit dem Ellenbogen an, um ihm verständlich zu machen: greife zu! Er begriff den Wink, und wir sackten die Taler ein, ganz gerührt von der Herzensgüte des Herrn Belle-Rose.

Das Essen verlief sehr lustig; man sprach viel von dem Geiz der Eltern, von der Knauserigkeit der Lehrmeister, vom Glück unabhängig zu sein, von den unermesslichen Reichtümern, die man in Indien zusammenscharrt. Die Namen Kap, Chandernagor, Kalkutta, Pondichery, Tippoo-Saïb wurden geschickt in die Unterhaltung geflochten; man führte Beispiele von kolossalen Vermögen an, die sich junge Leute erworben hatten, – Leute, die Belle-Rose angeworben hatte.

‚Ich will mich nicht rühmen,‘ sagte er, ‚aber ich habe eine glückliche Hand. Ich habe zum Beispiel den kleinen Martin angeworben – jetzt ist er ein Nabob, er wälzt sich auf Gold und Silber. Ich wette, er ist stolz geworden; er würde mich vielleicht gar nicht wiedererkennen, wenn er mich sähe. Ja, ja, ich habe schon verdammt viel Undank in meinem Leben gehabt! Was wollt ihr? Das ist nun einmal so der Lauf der Welt!‘

Das Tafeln währte lange ... Beim Dessert brachte Belle-Rose die Rede auf die schönen Früchte der Antillen; beim Wein ließ er den herrlichen Kapwein leben, beim Kaffee begeisterte er sich für den Martinique-Kaffee; als man den Kognak brachte, sagte er mit einer Grimasse: ‚Das ist reiner Fusel im Vergleich zu dem Kolonialbranntwein oder gar gegen Jamaicarum!‘ Und als man Likör einschenkte, meinte er: ‚Das läßt sich noch trinken, aber es ist doch nur ein elendes Gesöff im Vergleich zu den Likören der berühmten Madame Ansous.‘

Herr Belle-Rose saß zwischen Fanfan und mir. Während des Essens trug er die zärtlichste Sorge um uns. Es war immer dasselbe Lied: ‚Trinkt doch, Freunde, trinkt!‘ und er füllte immer wieder die Gläser. ‚Wie komme ich zu solchen alten Weibern, wie ihr seid? Vorwärts, die Kehle feucht! Seht, wie ich’s mache!‘

Diese Aufmunterungen verfehlten ihre Wirkung nicht. Wir waren beide schon saubesoffen, besonders Fanfan.

‚Herr Belle-Rose, ist es noch weit von den Kolonien, Chambarnager, Sering-a-Patame? Ist es noch weit?‘ wiederholte er von Zeit zu Zeit, denn er glaubte, wir wären schon zu See, so sehr schwankte ihm alles vor den Augen.

‚Nur Ruhe!‘ antwortete Belle-Rose, ‚wir kommen noch hin. Einstweilen will ich euch eine kleine Geschichte erzählen. Eines Tages, als ich am Hause des Gouverneurs Wache hielt ...‘

‚Eines Tages, als er Gouverneur war ...‘ wiederholte Fanfan.

‚So schweige doch,‘ rief Belle-Rose und legte ihm die Hand auf den Mund; ‚damals war ich erst simpler Soldat,‘ fuhr er fort: ‚Ich saß also ruhig vor meinem Schilderhäuschen auf einem Sofa, als der Neger, der mein Gewehr trug ... Ihr müßt nämlich wissen, daß in den Kolonien jeder Soldat je einen Sklaven und eine Sklavin hat; ihr könnt mit ihnen machen, was ihr wollt, und folgen sie euch nicht, so dürft ihr sie totschiagen wie die Fliegen. Mit den Frauen ist es freilich etwas anderes, die kann man zu was Besserem brauchen ... Ich stand also, wie gesagt, auf Posten; mein Sklave trug mein Gewehr ...‘

Belle-Rose hatte kaum das Wort geendet, als ein Soldat in voller Uniform in das Zimmer trat und ihm einen Brief überreichte, den er eilig öffnete.

„Es ist vom Marineminister,“ sagte er, „der Dienst des Königs ruft mich nach Surinam. Schön, wir fahren also nach Surinam! Verdammt,“ rief er, zu Fanfan und mir gewandt, „das ist wirklich schade, ich dachte nicht, daß ich euch sobald würde verlassen müssen! Aber man darf nie die Rechnung ohne den Wirt machen. Na, schließlich ist’s ja egal.“

Dann nahm Belle-Rose das Glas in die rechte Hand und schlug auf den Tisch. Während die anderen Gäste verdufteten, kam ein Dienstmädchen herbeigeeilt.

„Die Rechnung! Und der Wirt soll kommen!“
Der Wirt kam mit der Rechnung.

„Erstaunlich, wie das ins Geld geht!“ rief Belle-Rose, „hundertneunzig Livres, zwölf Sous, sieben Heller! Halt! Was, Nivet, Sie wollen uns bei lebendigem Leibe schinden? Da kommt gleich ein Punkt, den ich Ihnen nicht durchlassen kann: vier Zitronen – achtzig Sous. Wir hatten nur drei, also das geht ab. Verdammt, Herr Nivet, Sie setzen mich in Staunen. Sieben Schälchen Kaffee, wir waren ja nur sechs. Ich bin überzeugt, daß ich noch ähnliche Irrtümer entdecken werde ... Spargel, achtzehn Livres, das ist aber ein starkes Stück!“

„Wir sind ja im April,“ meinte Nivet, „es sind die ersten!“

„Auch wahr, also weiter: Erbsengemüse, Artischocken, Fische. Der Fisch ist doch im April nicht teurer als zu anderen Zeiten, also sehen wir uns den Preis an ... vierundzwanzig Livres ... dagegen läßt sich nichts sagen ... Was den Wein betrifft, so stimmt’s auch ... Und nun macht’s im ganzen ... setze Null, behalte eins, macht drei ... Die Summe stimmt, zwölf Sous gehen ab, dann noch sechs Heller, bleibt hundertneunzig Livres. Hab' ich Kredit auf die Summe, Herr Nivet? ...“

„Oh,“ antwortete der Wirt, „gestern wohl, aber nicht mehr heute ... Solange Sie auf dem Lande sind, Kredit soviel Sie wollen, aber seid ihr einmal in eurem Kasten, wo soll ich euch dann suchen? In Surinam? Zum Henker mit diesen Übersee-Ländern! ... Ich will mein Geld haben, und lasse Sie nicht aus dem Haus, bevor Sie meine Forderung nicht beglichen haben. Sonst lasse ich die Polizei holen, und dann ...“

Herr Nivet entfernte sich scheinbar sehr aufgebracht.

„Von diesem Mann ist alles zu erwarten,“ sagte Belle-Rose zu uns, „aber ich habe eine Idee, große Verlegenheiten bringen große Rettungsmittel. Sie wollen doch gewiß genau so wenig wie ich vor die Polizei gebracht werden ... Der König zahlt jedem Rekruten hundert Frank, ihr seid zu zweit; das macht also zweihundert Frank ... Ihr unterschreibt den Kontrakt, ich hole rasch das Geld, komme zurück und löse euch aus. Was sagt ihr dazu?“

Wir schwiegen. „Was! Ihr zögert? Ich habe eine bessere Meinung von euch gehabt, ich, der ich mir die Beine für euch ausgerissen habe ... und schließlich macht ihr doch kein schlechtes Geschäft dabei ... Gott, ich wollte, ich wäre so jung wie ihr und hätte meine jetzige Erfahrung! ... Wenn man jung ist, ist man immer im Vorteil. Also!“ rief er, indem er uns ein Papier vorlegte, „jetzt heißt’s Geld machen, setzt eure Namen hier unten hin ...“

Herr Belle-Rose hatte es auf einmal sehr eilig, und unsere Scheu vor der Polizei war so groß, daß wir unterzeichneten.

„Famos!“ rief er, „jetzt zahle ich. Wenn ihr’s bereut, so ist immer noch Zeit, ihr braucht nur das Geld zurückzuzahlen. Aber dazu wird’s wohl nicht kommen ... Nur Geduld, meine Freunde, ich komme sofort wieder.“

Belle-Rose ging hinaus, aber bald sahen wir ihn zurückkehren.

„Noch eins!“ rief der Werber. „Da ihr so gut empfohlen seid, so wird es euch gewiß nicht an Neidern fehlen; beim Militär gibt es ebensoviel Neider wie irgendwo anders ... aber wißt, wenn man euch nur ein Haar krümmt, so hat man's mit mir zu tun ... Habe ich einen unter meine Protektion genommen ... na, Schluß! Schreibt mir recht oft!“

„Wie!“ rief Fanfan, „fahren Sie denn nicht mit uns?“

„Leider, nein,“ antwortete Belle-Rose. „Der Minister bedarf meiner noch. Ich hole euch in Brest ein. Morgen um acht erwarte ich euch hier, aber nicht später; heute kann ich keine Zeit mehr mit euch verlieren. Der Dienst ruft. Also auf morgen!“

Am nächsten Morgen waren wir schon um halb acht zur Stelle, da uns die Wanzen unseres Logis früh weckten.

„Es lebe die Pünktlichkeit!“ rief Belle-Rose, „ich bin ebenfalls pünktlich.“ Dann setzte er in einem strengeren Ton fort: „Wenn ihr Freunde oder Verwandte habt, so müßt ihr heute noch von ihnen Abschied nehmen. Hier ist eure Marschroute; ihr bekommt drei Sous pro Meile, Logis, Feuerung und Licht. Ihr könnt die Etappen nach Belieben wählen; das geht mich nichts an, aber denkt daran, wenn euch morgen abend jemand noch in Paris sieht, so werdet ihr per Schub nach eurem Bestimmungsort gebracht!“

Diese Drohung nahm uns allen Mut. Die Suppe war nun einmal eingebrockt, wir mußten sie auslöffeln. Wir fügten uns. Der Weg führte von Paris schnurgerade nach Brest; wir machten unsere zehn Meilen täglich. Endlich waren wir in Brest; unterwegs hatten wir tausendmal den Herrn Belle-Rose verflucht. Einen Monat später wurden wir

eingeschifft. Zehn Jahre später, auf den Tag genau, wurde ich Korporal und Fanfan Gefreiter. Er kreperte später auf San Domingo während der Expedition von Leclerc an einem Neger-Aussatz – er war ein famoses Huhn. Was mich betrifft, so bin ich noch gut dran; der Kasten hält sich gut, und wenn es keine Zwischenfälle gibt, hoffe ich euch alle noch einzusargen. Ich habe viel in meinem Leben durchgemacht, bin von einer Kolonie in die andere geworfen worden, und nicht immer kam ich gut dabei weg. Ich habe mich überall herumgewälzt, aber ganz egal – die Kinder der Freude sterben nie aus ... Und dann ... gibt's keine mehr, so gibt es hier noch etwas ..." und damit schlug der Sergeant Dufailli auf die Taschen seiner abgetragenen Uniform, hob die Weste auf und zeigte uns eine vollgepfropfte Geldkatze. „Ich sage euch, es gibt noch Butter im Faß, und zwar recht gelbe ...“

Achtzehntes Kapitel

Madame Thomas und ihre Töchter

Während Dufailli die Szene mit dem Werber schilderte, hatte er fast bei jedem Worte getrunken. Er war der Ansicht, daß die Worte besser vom Munde gingen, wenn sie angefeuchtet waren; zwar konnte man sie auch mit Wasser begießen, aber vor dem Wasser hatte er eine heilige Scheu, seitdem er, wie er erzählte, ins Meer gefallen war: und dies geschah im Jahre 1779. Halb sprechend, halb trinkend wurde er schließlich ganz unmerklich wacklig. Schließlich kam ein Moment, wo seine Zunge unglaublich schwer wurde. Der Quartiermeister und der Sergeantmajor meinten nun, es sei an der Zeit, aufzubrechen.

Ich war mit Dufailli allein; er schlief ein. Über den Tisch gebeugt schnarchte er, während ich meinen Gedanken nachhing. Drei Stunden waren vorbei, und er schlief immer noch. Als er endlich erwachte, war er ganz erstaunt, jemanden an seiner Seite zu finden; zuerst sah er mich wie durch einen dicken Nebel an, allmählich zerstreute sich der Nebel, und er erkannte mich; aber das war auch alles. Taumelnd stand er auf, ließ sich einen Napf schwarzen Kaffee holen, stürzte ein Fäßchen Salz hinein und begann die Flüssigkeit in kleinen Schlucken zu trinken. Dann hängte er sich in meinen Arm und zog mich zur Tür hinaus.

Dufailli hatte mir einen guten Rat versprochen, aber er war kaum imstande, ihn mir zu geben. Ich wünschte nichts sehnsüchtiger, als daß er seine Sinne wiedergewinne; unglücklicherweise hatte die frische Luft und die Bewegung auf ihn eine gerade entgegengesetzte Wirkung ausgeübt. Als wir in die Hauptstraße kamen, kehrten wir in den unzähligen Schenken ein, die durch den Aufenthalt der Armee in der Stadt gestopft voll

waren; überall machten wir Station; jeder Tropfen war, wie sich Dufailli ausdrückte, ein Ankerplatz, an dem man nicht vorbeifahren durfte, und jeder Ankerplatz vermehrte nur noch die Ladung, die er ohnehin kaum noch tragen konnte.

„Ich bin besoffen wie ein Schweinehund,“ sagte er mir ab und zu, „aber ich bin kein Schweinehund, wenn auch nur Schweinehunde sich so besaufen, nicht wahr, mein Freund?“

Zwanzigmal war ich versucht, ihn stehen zu lassen, aber Dufailli im nüchternen Zustand konnte vielleicht meine Rettung sein. Ich dachte an seine volle Börse; ich begriff wohl, daß er noch andere Einnahmequellen als das schmale Gehalt eines Sergeanten haben mußte.

„Nun,“ rief Dufailli, als er seiner Sinne wieder mächtig zu werden begann, „jetzt muß ich dich an einen guten Ort bringen.“

Ich war entschlossen, ihn überallhin zu begleiten, wohin er wollte. Ich wußte, das Betrunkene die dankbarsten Geschöpfe der Welt gegen Personen sind, die ihnen Gesellschaft leisten. Ich ließ mich daher nach Belieben herumführen; so kamen wir in die Rue des Prêcheurs. Vor einem neuen, ziemlich eleganten Hause standen ein Posten und einige Soldaten.

„Hier ist's,“ sagte Dufailli.

„Was denn? Führen Sie mich denn auf den Generalstab?“

„Generalstab? Du lachst wohl über mich! Ich sage dir doch, hier wohnt die schöne Blondine Magdalene, oder besser gesagt, ‚Frau Vierzigtausend Mann‘, wie man sie zu nennen pflegt.“

„Unmöglich, Landsmann, Sie irren sich.“

Dufailli tritt vor und verlangt Einlaß.

„Weg!“ ruft ihm barsch ein Soldat zu, „Sie wissen doch, daß heute nicht Ihr Tag ist.“ Dufailli besteht auf seinem Willen.

„Schert euch!“ ruft der Unteroffizier, „oder ich lasse euch auf die Hauswache bringen.“

Dufaillis Beharrlichkeit konnte mich den Kopf kosten; aber andererseits war es auch nicht vorsichtig, ihm meine Befürchtungen mitzuteilen. Ich beschränkte mich darauf, ihm einige Vorstellungen zu machen, die ihn noch mehr aufreizten; er wollte von nichts wissen.

„Ich pfeife auf die Wache; die Sonne scheint für jedermann: Freiheit und Gleichheit oder der Tod,“ lallte er, indem er sich aus meinen Händen losmachte.

Ich war ganz verzweifelt, als auf einmal der Ruf erscholl: „An die Gewehre!“ und dann, „Macht, daß ihr fortkommt! Der Adjutant kommt, da kommt Bévignac!“ Im Nu ist mein Mann wie verwandelt. Eine kalte Dusche, die von fünfzig Meter Höhe auf den Kopf eines Wahnsinnigen hinabstürzt, könnte keine raschere Wirkung haben, um ihm die Sinne wiederzugeben. Der Name Bévignac übte eine magische Wirkung auf die Soldaten aus, die vor dem Hause der schönen Blondine standen. Sie sehen einander an, ohne ein Wort zu sagen; sie atmen kaum, so verblüfft sind sie. Der Adjutant, ein großer, magerer Mann, nicht mehr jung, war gerade aus dem Hause gekommen, da begann er sie schon mit seinem Stock abzuzählen; noch nie hatte ich ein so wütendes Gesicht gesehen; dieses hagere, lange Gesicht hatte etwas an sich, was verraten ließ, daß Bévignac in ständigem Krieg mit der Disziplinlosigkeit stand. Bei ihm hatte der Zorn einen chronischen Zustand angenommen; seine Augen waren blutunterlaufen, ein krampfhaftes Zucken der Kiefer zeigte, daß er sprechen wollte.

„Verdammtes Donnerwetter nochmal, Ruhe! Ihr wißt doch die Order, nur die Offiziere kommen ran, verdammtes Donnerwetter noch mal! und einer nach dem anderen!“

Und als er uns erblickte, mit aufgehobenem Stock: „Und was hat diese Wasserratte von Sergeant hier zu suchen?“ Ich glaubte schon, er wollte uns schlagen.

„Vorwärts!“ fuhr er fort. „Ich sehe, du bist betrunken,“ sagte er zu Dufailli, „ein Schluck Schnaps ist verzeihlich, aber gehe gleich und lege dich schlafen, daß ich dich nicht mehr hier sehe.“

„Jawohl, Herr Kommandant,“ erwiderte Dufailli, und wir zogen ab.

Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, was für ein Gewerbe die schöne Blondine betrieb; ich habe es deutlich genug gezeigt. Magdalene aus der Picardie war ein großgewachsenes, etwa dreiundzwanzigjähriges Frauenzimmer, die durch ihren frischen Teint ebenso wie durch die Schönheit ihrer Formen auffiel; sie machte sich einen Ruhm daraus, niemandem zu gehören und glaubte, aus Gewissenspflicht allein der Armee, und zwar der ganzen Armee zugleich dienen zu müssen: ob letzter Pfeifer oder kaiserlicher Marschall – alles was Uniform trug, wurde von ihr gleich gut aufgenommen. Dagegen verachtete sie alles, was nicht Militär war. Es gab keinen Bürger, der sich hätte rühmen können, je ihre Gunst genossen zu haben. Sie machte sich nicht einmal viel aus der Marine, die sie „Teerhintern“ nannte; sie schickte sie nach Belieben fort, denn sie konnte es nicht übers Herz bringen, sie als Soldaten zu behandeln: im Scherz pflegte sie zu sagen, sie brauche zwar die Marine zum Leben, aber die Armee zum Lieben. Dieses Mädchen, das ich später zu besuchen Gelegenheit hatte, war lange Zeit die Lust der ganzen Armee, ohne daß ihre Gesundheit Schaden litt; man hielt sie für reich. Entweder weil Magdalene nicht geldgierig war, oder weil das Geld ihr

leicht durch die Finger rann, – sie starb 1812 im Spital zu Ardres, arm wie eine Kirchenmaus, aber den Fahnen treu; würde sie zwei Jahre länger gelebt haben, so hätte sie sich, ähnlich wie ein anderes Mädchen in Paris, nach der Niederlage von Waterloo die „Witwe der großen Armee“ nenne können.

Die Erinnerung an Magdalene lebt bis jetzt noch an allen Enden Frankreichs, ja Europas, möchte ich sagen. Magdalene hatte zwar etwas männliche Züge, aber nichts Unedles in ihrem Äußern. Die Farbe ihres blonden Haares hatte nicht den faden Ton von Flachs; die goldenen Reflexe ihrer Flechten standen in vollkommener Harmonie mit dem zarten Blau ihrer Augen; ihre Nase hatte nicht die übliche ungraziöse Krümmung der Adlernasen. Ihr Mund hatte etwas Wollüstiges, aber zugleich auch etwas Liebliches und Offenes, und außerdem tat Magdalene nichts neben ihrem Beruf: sie schrieb nicht; und von der Polizei kannten sie nur die Nachtwächter und die Wachtmeister, denen sie ein Glas spendierte, um in Ruhe gelassen zu werden.

Das Vergnügen, das ich jetzt, nach mehr als zwanzig Jahren empfinde, wenn ich Magdalenens Bild zeichne, ließ mich für einen Augenblick Dufailli vergessen. – Ein von Weindünsten umnebeltes Gehirn läßt sich schwer von der einmal gefaßten Idee abbringen. Dufailli hatte sich nun einmal vorgenommen, den Tag mit Weibern zu beschließen, und davon wollte er nicht abgehen. Kaum hatten wir einige Schritte getan, als er sich umschaute.

„Er ist fort,“ sagte er zu mir, „komm! Hierher,“ und indem er meinen Arm losließ, stieg er die Stufen hinauf und klopfte an eine kleine Tür, die nach wenigen Minuten aufging und das Gesicht eines alten Weibes zeigte.

„Was wünschen Sie?“

„Was wir wünschen?“ antwortete Dufailli, „Blitzdonnerwetter! Erkennst du deine Freunde nicht mehr?“

„Ach, Sie sind's, Herr Dufailli? Es ist alles besetzt.“

„Was heißt besetzt? Für gute Freunde!!! Du scherzest wohl, Mutter, du willst uns wohl zum besten haben?“

„Nein, so wahr ich eine anständige Frau bin. Du weißt doch, alter Lump, daß ich nichts dagegen hätte; aber Therese, meine ältere, ist mit einem Kapitän beschäftigt, und bei Pauline, der jüngeren, ist der General Chamberlhac; geduldet euch ein Viertelstündchen, Kinder. Ihr werdet doch vernünftig sein, nicht wahr?“ „Wem sagen Sie das? Sehen wir wie Rüpel aus?“

„Ich sage ja nichts, meine Lieben, aber ihr seht doch, es ist ein ruhiges Haus; ihr werdet nie Lärm hier hören, nur feine Herrschaften verkehren bei mir: der kommandierende General, der Proviantmeister, der Armee-Kommissar; an Kunden fehlt es uns, Gott sei Dank, noch nicht! Wenn ich noch fünfzig Töchter hätte, so wäre ich nicht in Verlegenheit mit ihnen.“

„Das nenne ich eine gute Mutter!“ rief Dufailli, indem er ein Goldstück herauszog; „aber, Mama Thomas, du wirst uns doch nicht eine ganze Viertelstunde warten lassen, hast du denn gar kein Eckchen mehr für uns?“

„Immer der alte Spaßvogel, der alte Dufailli; man kann ihm wirklich nichts abschlagen. Also schnell, schnell! kommt schnell herein, daß euch niemand sieht, versteckt euch hier, und seid schön still.“

Madame Thomas hatte uns in einen niedrigen Salon geführt, der als Durchgangszimmer diente, und versteckte uns hinter einem Wandschirm. Unsere Geduld wurde nicht auf die Probe gestellt: zuerst kam Fräulein

Pauline; nachdem sie den General hinauskomplimentiert hatte, raunte sie ihrer Mutter einige Worte zu, und ließ sich dann bei uns zu einer Flasche Rheinwein nieder.

Pauline mochte noch nicht fünfzehn Jahre alt sein, und schon hatte sie die bleierne Gesichtsfarbe, den schamlosen Blick, die kotige Sprache, die heisere Stimme und den widerlichen Geruch einer Straßenhure. Diese frühe Ruine war für mich bestimmt, und so verschwendete sie ihre Liebkosungen an mich. Therese paßte besser zu dem kahlen Schädel meines Kameraden, der sie kaum abwarten konnte; endlich verkündete das Rasseln der Sporen an den Husarenstiefeln, daß der Kavalier von seiner Schönen Abschied nahm. Dufailli, der es sehr eilig hat, erhebt sich rasch von seinem Sitz, aber seine Beine verschlingen sich mit seinem Degen; er fällt hin und zieht die spanische Wand, den Tisch samt Gläsern und Flaschen mit sich. „Verzeihung, Herr Hauptmann,“ ruft er, indem er sich aufrichtet, „die Wand ist schuld daran!“

„Oh! seien Sie nur unbesorgt,“ antwortet der Offizier und hilft ihm, etwas verlegen, beim Aufstehen – während Pauline, Therese und ihre Mutter sich vor Lachen wälzen. Als Dufailli wieder auf den Beinen stand, zog sich der Hauptmann zurück, und da der Fall weiter keine schlimmen Folgen gehabt hatte, waren wir durch nichts gehindert, uns unserer Lustigkeit zu überlassen.

Um ein Uhr nachts weckte mich aus dem tiefsten Schlaf ein fürchterlicher Lärm. Ohne etwas Böses zu ahnen, kleidete ich mich hastig an, da zeigten mir die mörderischen Hilferufe der Mama Thomas an, daß die Gefahr sich uns näherte. Ich war unbewaffnet, ich lief daher in das Zimmer von Dufailli, um seine Waffe zu holen, von der ich einen besseren Gebrauch zu machen hoffte, als er imstande war. Es war auch höchste Zeit: die Wohnung war bereits von fünf, sechs Matrosen von der Garde gestürmt, die mit der Waffe in der Hand uns zu

verdrängen suchten. Diese Herren erwarteten nichts Geringeres, als daß wir aus den Fenstern springen würden; und da sie außerdem noch alle im Hause mit Brand und Mord bedrohten, so läutete die grelle Stimme der Madame Thomas wie eine Sturmglocke, die das ganze Quartier in Bewegung setzte. Obwohl ich kein Hasenfuß bin, so muß ich doch gestehen, daß mich Angst erfaßte. Diese ganze Geschichte konnte üble Folgen für mich haben.

Wie dem auch sei, ich war entschlossen, mich wacker zu halten. Pauline drang darauf, daß ich mich mit ihr einschließe. „Schiebe den Riegel vor,“ bat sie mich, „schiebe den Riegel vor, ich bitte dich darum.“ Aber die Bude, in der wir uns befanden, war keine Zuflucht; ich konnte blockiert werden; lieber wollte ich den Platz von der Außenseite verteidigen, als wie eine Ratte in der Mausefalle gefangen zu werden. Trotz Paulines Bemühungen, mich zurückzuhalten, wagte ich mich hinaus. Sofort befand ich mich im Handgemenge mit zweien der Angreifer; in einem engen Korridor warf ich mich auf sie und ging ihnen so ungestüm zu Leibe, daß sie, ehe sie sich noch umsehen konnten, die Stiege, über die sie hinaufgeklettert waren, wieder herabgeworfen wurden und zerschlagen und zerbeult unten liegen blieben. Um den Sieg noch entscheidender zu machen, begannen nun Pauline, ihre Schwester und Dufailli ihnen alles nachzuwerfen, was ihnen unter die Hände kam: Stühle, Nachttöpfe, ein Nachttischchen, eine alte Garnwinde und andere derartige Hausgeräte. Bei jeder Ladung, die unten ankam, gaben unsere Gegner Schreie von Schmerz und Wut von sich. Im Nu war die Treppe voll von Leuten. Dieser nächtliche Skandal mußte ja Lärm machen; Nachtwachen, Polizei, Patrouillen – alles strömte zur Behausung der Madame Thomas. Ich glaube, über fünfzig bewaffnete Männer waren nun hier versammelt; es gab einen Höllenlärm. Madame Thomas beteuerte, sie führte ein ruhiges Haus, niemand hörte auf sie. Man

vernahm Worte wie: „Führt dieses Weibstück ab! Kommt mit, alte Vettel! ... Halt, eine Tragbahre ... nehmt alle fest ...“ Und dann hörte ich: „Lauter Lumpenpack, lauter Lumpenpack, reißt ihnen die Waffen aus der Hand ... ich will euch lehren, ihr Gesindel.“ Diese Worte, die mit provenzalischem Akzent hervorgebracht wurden, ließen erkennen, daß Adjutant Bévignac sich an der Spitze der Expedition befand. Dufailli hatte keine Angst, ihm in die Hände zu fallen, aber ich für meinen Teil wollte lieber verduften. „An die Treppe! Versperrt den Ausgang! Verdammtes Donnerwetter noch mal!“ kommandierte Bévignac . Aber während er seine Lungen anstrengte, hatte ich gerade noch Zeit, ein Tuch am Fensterkreuz zu befestigen; und noch waren die Hindernisse, die uns von der bewaffneten Macht trennten, nicht gehoben, als Pauline, Therese, Dufailli und ich bereits in Sicherheit waren. Die Drohung, die wir von ferne hörten: „Seid ohne Sorge, ich krieg' euch schon!“ vermehrte nur unsere Heiterkeit; die Gefahr war vorüber.

Wir berieten uns, wo wir den Rest der Nacht verbringen sollten. Therese und Pauline waren für einen Ausflug ins Grüne, wo sich für jedermann ein Bett findet.

„Nein, nein,“ sagte Dufailli, „lieber irgendwo näher, im ‚Silbernen Löwen‘, bei Boutrois.“

Trotz der ungewohnten Stunde empfing uns Boutrois mit einer bezaubernden Freundlichkeit!

„Ah!“ sagte er zu Dufailli, „ich habe gehört, daß Sie Ihren Teil von den Prisengeldern abgehoben haben. Es ist schön von Ihnen, daß Sie mich besuchen; ich habe ausgezeichneten Bordeaux. Wünschen die Damen etwas?“ Mit diesen Worten geleitete uns Bourtrois, der einen Bund Schlüssel und eine Kerze trug, auf unser Zimmer.

Dufailli bestellte Bordeaux und Heizung ins Zimmer, obwohl es nicht besonders kalt war.

Man brachte den Bordeaux, einige Holzscheite wurden in den Kamin gelegt, und eine reichliche Mahlzeit wurde aufgetragen. Mitten auf dem Tisch stand kaltes Geflügel; es bildete sozusagen die Reserve dieses improvisierten Mahles, das auf einen enormen Appetit berechnet war.

Paulines Schwester Therese, die weit über die dreißig hinaus war, war Dufaillis Liebling.

„Ich liebe sie, die Kleine,“ rief er bisweilen, „sie ist ein gutes Mädchen.“

„Du sagst mir nichts Neues,“ antwortete Therese darauf, „seitdem eine Pinasse auf der Reede liegt, gibt es keine Bemannung, die ich nicht hätte Revue passieren lassen, und ich bin überzeugt, daß kein einziger Matrose mir etwas Böses nachsagen würde. Ja, wenn man sich Achtung zu verschaffen weiß ...“

„Die Kleine hat recht,“ meinte Dufailli, „ich habe sie für ihre Offenheit gerne; ich will für ihre Zukunft sorgen.“

„Hahaha, Zukunft,“ meinte Pauline lachend; dann rief sie, zu mir gewandt: „Willst du auch für meine Zukunft sorgen?“

Auf diese Art ging die Unterhaltung vor sich, als wir auf einmal vom Hafen her einen Trupp Menschen kommen hörten, die mit ihren Stiefeln einen gewaltigen Lärm machten.

„Hoch Kapitän Paulet!“ riefen sie, „hoch der Kapitän!“ Bald hielt dieser Trupp vor unserem Hotel. „Vater Boutrois! Vater Boutrois!“ erscholl es aus vielen Kehlen zugleich. Die einen versuchten die Tür einzuschlagen, die anderen schwangen mit ungeheurer Kraft den Klopfer,

andere rissen an der Glocke und wieder andere warfen Steine an die Fensterläden.

Bei diesem Tohuwabohu sprang ich erschreckt auf; ich glaubte, unsere Zufluchtsstätte würde von neuem bombardiert werden; auch Pauline und ihre Schwester blieben nicht ganz ruhig. Endlich kommt jemand in großen Sätzen die Treppe hinuntergestürzt, die Haustür wird aufgemacht; es ist, als ob man einen Damm zerrisse. Der Strom wälzt sich hinein, ein Durcheinander von verworrenen Stimmen kommt näher, man hört Rufe wie: „Pierre, Paul, Elisa, das ganze Haus! Frau, steh auf! Mein Gott, sie schlafen wie die Ratzen.“

Man hätte glauben können, das Haus stehe in Flammen. Wir hören Türen auf- und zugehen, ein wüstes Treiben bricht im Hause los, eine Dienstmagd schimpft in derben Ausdrücken über Zudringlichkeit; dröhnendes Gelächter erschallt, die Flaschen klirren. Schüsseln, Teller, Gläser klingen durcheinander, das Silber gellt dazwischen, und derbe englische und französische Flüche geben dem Durcheinander die Würze. „Landsmann,“ ruft Dufailli mir zu, „das hat eine große Freude zu bedeuten. Was haben sie bloß? Was haben sie? Haben sie den die spanischen Schiffe erwischt? Aber es war doch gar nicht ihr Weg ...“

Dufailli zerbrach sich den Kopf, was wohl der Grund dieser Lustigkeit sein mochte; auch ich konnte ihn darüber nicht aufklären. Da trat der Wirt herein, um Feuer zu holen. Sein Gesicht war glühend rot.

„Wissen Sie denn nicht,“ sagte er zu uns, „soeben ist die Fregatte ‚Revanche‘ eingelaufen. Unser Paulet hat einen Fang gemacht, der hat Glück! ... Ein Fang von drei Millionen, dicht unter den Kanonen von Dover.“

„Drei Millionen,“ rief Dufailli, „und ich war nicht dabei!“

„Hörst du, Schwester, drei Millionen!“ rief Pauline ihrerseits und hüpfte wie eine Ziege in die Höhe.

„Drei Millionen!“ echote Therese. „Mein Gott, wie bin ich froh! Komm, wir wollen gleich unser Teil abkriegen!“

„So sind die Weiber,“ rief Dufailli, „zuerst kommt immer das Geschäft. Denkt doch lieber an eure Mutter, die jetzt vielleicht im Loch sitzt.“

„Mutter Thomas, die alte ...“ Ich wage es nicht, die Bezeichnung zu wiederholen, mit der Therese sie benannte.

„Nett!“ bemerkte Boutrois, „das nenne ich eine Tochter! Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß du lange lebest auf Erden ...“

„Ich kann mich gar nicht fassen, drei Millionen,“ sprach Dufailli, „erzählen Sie es uns doch, Vater Boutrois ...“

Unser Wirt entschuldigte sich mit Mangel an Zeit. „Erstens weiß ich selbst nichts,“ fügte er hinzu, „und dann hab’ ich’s sehr eilig.“

Der Lärm hielt an; ich glaubte zu hören, daß man Stühle ordnete, einen Augenblick später ließ die eingetretene Stille erkennen, daß jetzt die Kauapparate in Tätigkeit traten. Es war zu vermuten, daß man einige Stunden Ruhe haben würde, und so schlug ich der Gesellschaft vor, sich in die Federn zu begeben. Alle waren damit einverstanden, wir legten uns zum zweitenmal hin.

Aber unsere Ruhe dauerte noch kürzer als ich glaubte: Seeleute essen schnell und trinken lange. Unser Schlaf wurde auf einmal durch einen Gesang unterbrochen, der die Fensterscheiben erzittern ließ. Vierzig unharmonische Stimmen wiederholten im Chor den berühmten Refrain der Rolandshymne.

„Zum Teufel mit den Sängern!“ rief Dufailli. „Schlaft nur weiter, schlaft, ihr Sklaven,“ sprach er zu den Mädchen. „Rührt euch nicht. Wir kommen gleich zurück.“

Er machte mir ein Zeichen, ihm zu folgen. Ich gehorchte, und er führte mich in einen niedrigen Raum, wo der Kapitän Paulet mit seiner Mannschaft versammelt war. Die meisten waren ganz betrunken von Begeisterung und Wein. Aber da empfing uns ein Geschrei: „Dufailli! Da ist ja Dufailli!“

„Alle Achtung vor dem Alten!“ sagte Paulet. Er bot meinem Gefährten einen Stuhl an seiner Seite an. „Setze dich hierher, Alter: man darf wohl mit Recht sagen, daß die Vorsehung groß ist. Herr Boutrois,“ rief er dem Wirt zu. „Neuen Wein! Nun gibt es keine Not mehr,“ rief Paulet, indem er Dufaillis Hand drückte. Paulet sah mich dann fest an.

„Ich glaube, ich kenne dich,“ sagte er zu mir, „du bist doch mit Seewasser getauft, mein Junge.“

Ich antwortete, daß ich an Bord des Kapers „Le Barras“ gedient habe, aber soweit ich mich besinnen könne, glaube ich ihn niemals gesehen zu haben.

„Na, dann wollen wir noch miteinander bekannt werden. Ich weiß nicht, wie es kommt,“ fügte er hinzu, „aber du siehst mir wie ein tüchtiger Kerl aus, aus dem sich etwas machen läßt. He, was glaubt ihr, Leute: sieht er nicht wie ein tüchtiger Kerl aus? Ich liebe solche Pausbacken. Setze dich zu meiner Rechten, mein Söhnchen; was hat der für Schultern! Dieser Blondkopf kann noch ein großartiger Engländerfänger werden!“ Mit diesen Worten setzte mir Paulet seine rote Mütze auf. „Sie steht ihm nicht übel, dem Jungen,“ bemerkte er in picardischem Dialekt, in dem er sich wohlgefiel.

Ich merkte sogleich, daß der Kapitän nichts dagegen haben würde, mich unter seine Mannschaft aufzunehmen. Dufailli riet mir dringend, die Gelegenheit zu benutzen; das war der gute Rat, den er mir geben wollte, – ich nahm ihn an. Es wurde ausgemacht, daß ich aufgenommen werde; und gleich am folgenden Tage sollte ich dem Reeder Choisnard vorgestellt werden, der mir etwas Handgeld geben würde.

Dufailli hatte das Versprechen, das wir den Mädchen gegeben hatten, ganz vergessen. Aber ich erinnerte mich dran und verließ für einen Augenblick die Gesellschaft, um mich nach ihnen umzusehen. Pauline war allein: ihre Schwester war ausgegangen, um sich nach dem Verbleib der Mutter zu erkundigen. Sie kam bald zurück.

„Das Unglück! Das Unglück!“ rief sie und warf sich in voller Verzweiflung übers Bett.

„Was ist los?“ fragte ich.

„Wir sind verloren,“ antwortete sie tränenüberströmt. „Zwei sind mit gebrochenen Rippen ins Spital transportiert worden, ein Nachtwächter wurde verwundet, und der Kommandant ließ das Haus schließen. Was soll nun werden? Wo sollen wir ein Obdach finden?“

„Ein Obdach für euch kann ich immer noch finden,“ sagte ich. „Aber wo bleibt eure Mutter?“

Therese erzählte, ihre Mutter befände sich jetzt im Stadtgefängnis, und es heiße, daß sie nicht so wohlfeil davonkommen soll.

Diese Nachricht machte mich ernstlich besorgt. Die Mutter Thomas würde vernommen werden; sicher würde sie Dufailli nennen. War einmal Dufailli in die Sache hineingezogen, so war ich es auch; nun galt es, den Schlag abzuwenden. Ich eilte zu meinem Sergeanten und

besprach mit ihm die Sachlage. Zum Glück war er noch so weit bei Sinnen, daß er Vernunft annehmen konnte. Ich machte ihm klar, welche Gefahr ihm drohte. Er begriff mich, zog zwanzig Guineen aus der Tasche und sagte:

„Damit wollen wir uns schon die Verschwiegenheit der Madame Thomas erkaufen.“ Dann rief er einen Diener, übergab ihm die Summe und hieß ihn, sie auf der Stelle der Gefangenen zuzustellen. „Er ist der Sohn des Gefangenenwärters,“ belehrte mich Dufailli, „er ist ein pffiffiger Bursche, er kommt überall durch, und dabei ist er verschwiegen.“

Der Bote war bald wieder da; er richtete uns aus, daß Mutter Thomas schon zweimal verhört worden sei, aber niemanden genannt habe. Sie habe das Geschenk mit Dank angenommen, und habe geschworen, auch wenn's den Kopf auf den Klotz bringe, nichts anzugeben, was uns Scherereien eintragen könnte. Wir hatten also von dieser Seite aus nichts zu befürchten.

„Und was machen wir mit den Mädchen?“ fragte ich Dufailli.

„Diese Mädchen? Die schicken wir nach Dünkirchen. Ich nehme die Reisekosten auf mich.“

Wir gingen sofort zu ihnen hinauf, um ihnen die Reise nahezu legen. Zuerst waren sie sehr erstaunt; aber als wir ihnen klarmachten, daß es am besten für sie sei, Boulogne zu verlassen, willigten sie ein, sich von uns zu trennen. Noch am selben Abend wurden sie abgeschoben. Die Trennung ging leicht vonstatten; Dufailli hatte sie reichlich mit Geld versorgt, und Hoffnung auf Wiedersehen war ja vorhanden. Wir trafen sie in der Tat einmal wieder, und zwar in einem ziemlich wüsten Tingeltangel.

Mama Thomas wurde nach einer sechsmonatlichen Haft auf freien Fuß gesetzt. Aus Liebe zum heimatlichen Herd flogen dann Pauline und Therese in das alte Nest zurück und nahmen das frühere Leben wieder auf. Ich weiß nicht, ob sie ihr Glück gemacht haben; ausgeschlossen ist es nicht. In Ermangelung weiterer Nachrichten beschließe ich hiermit ihre Geschichte und kehre zu der meinen zurück.

Paulet und seine Leute mochten unsere Abwesenheit kaum bemerkt haben, als wir schon zurück waren; man sang, man trank, man aß bis in die späte Nacht ununterbrochen, so daß alle Tagesmahlzeiten in eine einzige verschmolzen. Paulet und Fleuriot, sein erster Offizier, waren die Helden des Festes; körperlich wie moralsich mochte es wohl nie zwei größere Antipoden gegeben haben. Paulet war klein, untersetzt, vierschrötig; er hatte einen Nacken wie ein Stier, breite Schultern, ein volles Gesicht, seine Züge hatten etwas Löwenartiges an sich; sein Blick war wild oder zärtlich; im Kampfe war er unerbittlich, sonst aber war er menschlich und teilnehmend. Im Augenblick, wo geentert wurde, war er ein Dämon; aber im Kreise der Familie, in der Nähe seiner Frau und Kinder, war er, abgesehen von einer gewissen Barschheit, sanft wie ein Engel; alles in allem war er ein guter Bauernsohn, einfach, naiv und dickbäuchig wie ein Patriarch; man hätte in ihm den Korsaren kaum vermutet. Aber im Moment, da er in See stach, veränderte sich sein Charakter und seine Sprache mit einem Schlag: er war brutal und grob über alle Maßen, sein Kommando erinnerte an einen orientalischen Despoten; er war kurz angebunden und duldete keinen Widerspruch; seine Hand und sein Wille waren eisern; weh dem, der ihm widersprach. So war Paulet tollkühn und gutmütig, gefühlvoll und roh zugleich, und keiner übertraf ihn an Offenherzigkeit und anständiger Gesinnung.

Paulets Leutnant war eines der sonderbarsten Geschöpfe, die ich je gesehen habe. Von Natur aus mit einer robusten Körperkonstitution begabt, hatte er schon in der frühesten Jugend durch Ausschweifungen aller Art seine Kraft vergeudet; er war einer jener Wüstlinge, die, noch bevor sie am Leben teilgenommen haben, schon im voraus von ihrem Kapital zehren. Sein glühender Kopf, seine starken Leidenschaften, seine rege Phantasie hatten ihn früh sehr weit gebracht. Er hatte noch nicht das zwanzigste Jahr erreicht, als ein Lungenleiden, verbunden mit allgemeinem Kräfteverfall, ihn bereits zwang, den Artilleriedienst zu quittieren, in den er mit achtzehn Jahren eingetreten war. Nun war der arme Junge nichts mehr als ein Gerippe; er wurde entsetzlich mager: nur ein Paar große Augen, deren wildes Schwarz die Blässe des Gesichtes noch mehr betonte, lebte noch in diesem Leichnam; aber eine feurige Seele steckte in diese Leib. Fleuriot wußte, daß seine Tage gezählt waren. Die Größen der Medizin hatten ihn aufgegeben, die Gewißheit seines nahen Endes brachte ihn auf einen seltsamen Entschluß.

„Ich wollte nun einmal nicht in meinem Bette sterben,“ erzählte er mir später. „Für mich gab es nur eine Wahrheit: nur der stirbt, wer stillhält! Und um nicht stillzuhalten, stürzte ich mich in eine Laufbahn, wo es ohne allzu anstrengende Arbeit, Tätigkeit aller Art gibt. Da ich überzeugt war, daß ich nicht mehr lange zu leben hatte, beschloß ich, den kleinen Rest meines Lebens noch gut auszunutzen. Und so wurde ich Seeräuber. Was riskierte ich dabei? Ich konnte höchstens getötet werden – dabei verlor ich herzlich wenig! Und bis es soweit war, hatte ich alles, wonach ich begehrte: Aufregungen aller Art, Gefahren, Vergnügen – ich hielt nicht still! ...“

Ich erwartete mit Ungeduld unsere Einschiffung. Die Fünffrankstücke des Reeders waren gezählt. Wenn ich auch davon leben konnte, so ließ sich doch gewiß kein Staat damit machen. Zudem mußte ich, solange ich auf dem Festlande war, allerlei Begegnungen befürchten:

Boulogne war zu jener Zeit mit Gesindel jeder Art überfüllt. Darunter konnten nur zu leicht auch einige Bagnoflüchtlinge sein; ich fürchtete, erkannt zu werden, und meine Besorgnisse waren um so begründeter, da ich hörte, einige freigelassene Bagnosträflinge seien bei den Sappeuren und in den Marinewerkstätten aufgenommen worden. Seit einiger Zeit sprach man von nichts anderem, als von Raub und Mord und Diebstahl; alle diese Verbrechen ließen auf das Werk sehr geübter Spitzbuben schließen; vielleicht befanden sich unter den Banditen einige, mit denen ich in Toulon zu tun hatte. Mir lag viel daran, ihnen aus dem Wege zu gehen, denn in dem Moment, wo ich wieder mit ihnen in Berührung kam, war ich sofort wieder in einer bösen Situation. Bekanntlich sind die Diebe wie die Huren: wenn man ihrer Gesellschaft und ihren Lastern zu entrinnen sucht, verschwören sich alle gegen einen; alle rechnen es sich gewissermaßen zum Ruhme an, den Betreffenden in dem verabscheuungswürdigsten Zustand zu halten, den sie selbst nicht verlassen wollen. Ich erinnerte mich an meine Angeber in Lyon und die Beweggründe, die meine Verhaftung herbeigeführt hatten. Da die Lehre noch frisch war, so wollte ich sie benutzen, um meine Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Und so zeigte ich mich so selten wie möglich auf den Straßen, und verbrachte meine ganze Zeit bei einer gewissen Frau Henri, die Korsaren in Kost nahm und ihnen Kredit gewährte mit Aussicht auf ihre künftigen Prisen.

Diese Madame Henri lebte in der Hoffnung, noch einmal geheiratet zu werden; sie war eine noch sehr hübsche und appetitliche Witwe, so gegen sechsunddreißig; sie hatte zwei reizende Töchter bei sich, die, ohne ihre Ehre zu verlieren, jedem guten Jungen, der Geld hatte, Versprechungen machten. Wer sein Geld im Hause ließ, der war gerne gesehen, aber wer am meisten ausgab, der hatte auch die meisten Chancen bei der Mutter und den Töchtern. Wohl zwanzigmal war die Hand dieser Mädchen

vergeben worden, zwanzigmal waren sie verlobt gewesen, aber ihre Reputation hatte nicht darunter gelitten. Sie hatten beide eine lose Zunge, im Betragen aber waren sie sehr zurückhaltend, und obwohl sie sich nicht viel auf ihre Unschuld zugute taten, so konnte sich niemand rühmen, sie zu einem Fehltritt verleitet zu haben. Doch wieviel Seehelden waren der Macht ihrer Reize unterlegen!

Am Herde dieser empfehlenswerten Familie verbrachte ich fast einen ganzen Monat mit einer Ausdauer, über die ich mich selbst wunderte. Ich teilte meine Zeit zwischen Kartenspielen, anzüglichen Neckereien und Biertrinken.

Endlich hörte dieser untätige Zustand auf. Paulet beschloß ans Werk zu gehen: wir legten uns auf die Lauer. Aber die Nächte waren nicht dunkel genug, und die Tage waren zu lang: unser ganzer Fang beschränkte sich auf ein paar armselige Kohlenschiffe und einen Einmaster von geringem Wert; wir trafen auf ihm irgendeinen Lord, der, um den verlorenen Appetit wiederzugewinnen, mit seinem Koch eine Lustreise zur See unternommen hatte. Die tote Saison kam heran, und wir hatten noch keine Beute gemacht. Der Kapitän hüllte sich in Schweigen und ließ die Ohren hängen; Fleuriot war verzweifelt, er fluchte, er tobte von morgens früh bis abends spät; die ganze Mannschaft verzehrte sich in Untätigkeit ... In dieser Stimmung würden wir, glaube ich, selbst einen Dreimaster angegriffen haben.

Es war Mitternacht: wir verließen eine kleine Bucht bei Dünkirchen und steuerten der englischen Küste zu; plötzlich bricht der Mond hinter den Wolken hervor und streut sein Licht über die Wellen; ganz nah von uns schimmern weiße Segel. Es ist eine Kriegsbrigg. Paulet erkennt sie sofort.

„Kinder,“ ruft er, „sie ist unser!“

Im Handumdrehen hat er geentert. Die Engländer verteidigten sich wütend, an Bord entbrannte ein schrecklicher Kampf. Fleuriot, der seiner Gewohnheit nach als erster hinüberstieg, fiel; Paulet wurde verwundet, aber er rächte seine Wunde und rächte seinen Leutnant: er hieb alles rings um sich nieder; – noch nie habe ich ein solches Gemetzel gesehen. In weniger als zehn Minuten waren wir die Herren an Bord, und an Stelle der roten Flagge wurde die Trikolore gehißt. Wir hatten zwölf Mann im Kampf verloren.

Unter den Gefallenen war auch ein gewisser Lebel, der mir dermaßen ähnlich sah, daß es Tag für Tag Verwechslungen gab. Nun fiel mir ein, daß die Papiere meines Doppelgängers in bester Ordnung waren. „Hol's der Teufel!“ dachte ich bei mir, „die Gelegenheit ist günstig; man weiß nicht, was da kommen kann. Der Lebel wird zu den Fischen expediert werden und braucht seinen Paß nicht mehr, diesen Paß, der so großartig auf mich stimmt!“

Die Idee schien mir ausgezeichnet zu sein; ich befürchtete nur eines, nämlich, daß Lebel seine Briefftasche auf dem Büro des Reeders deponiert haben mochte. Ich war außer mir vor Freude, als ich sie auf seiner Brust anfühlte; unbemerkt bemächtigte ich mich ihrer, und als die Säcke mit den Leichen ins Meer versenkt wurden, fühlte ich mich von einer großen Last erleichtert. Endlich war ich, glaube ich, von diesem Vidocq befreit, der mir so viel schlimme Streiche gespielt hatte.

Indessen war ich noch nicht ganz beruhigt; Dufailli, der unser Obmann war, wußte ja meinen Namen. Das kam mir sehr ungelegen: um ihn nicht ewig fürchten zu müssen, beschloß ich, ihm durch ein falsches Geständnis den Mund zu stopfen. Unnütze Vorsicht! Ich rufe Dufailli, ich suche ihn, er ist nirgends da; ich gehe an Bord der „Revanche“, suche, rufe wieder, keine Antwort; ich steige

endlich in die Pulverkammer hinunter, kein Dufaili ist zu sehen! Wo steckt er? Ich steige schließlich in die Proviantkammer: neben einem Fäßchen Genever und einigen Flaschen finde ich da lang ausgestreckt seinen Körper: er ist's. Ich schüttele ihn, ich wende ihn hin und her ... er ist schwarz im Gesicht ... er ist tot.

Das war das Ende meines Beschützers: ein Bluterguß ins Gehirn, ein Schlaganfall oder eine durch Trunksucht erzeugte Erstickung hatte seine Laufbahn beendet. Seitdem es Sergeanten der Marine gibt, gab es wohl keinen anderen, der mit soviel Ausdauer trank ...

Ich kehrte nun an Bord der Brigg zurück, wo Paulet mich mit dem Prisenkapitän und fünf Mann der „Revanche“ zurückließ. Kaum hatten wir die Luken über unseren Gefangenen geschlossen, so waren wir auch schon an der Küste – wir wollten an der Küste entlang bis Boulogne fahren. Aber einige Kanonenschüsse, die die Engländer vor dem Entern abgefeuert hatten, hatten eine Fregatte auf uns aufmerksam gemacht. Mit vollen Segeln jagte sie auf uns zu, und bald war sie uns so nahe, daß ihre Kugeln uns beinah streiften; so folgte sie uns bis auf die Höhe von Calais. Da hier die See sehr bewegt war und ein heftiger Wind dem Ufer zuwehte, so glaubten wir, die Fregatte würde aus Furcht vor den Klippen zurückbleiben. Allein sie vermochte nicht mehr die Herrschaft über ihre Manöver zu gewinnen. Sie wurde an Land getrieben, und mußte gegen alle entfesselten Elemente zugleich ankämpfen. Die Strandung war für sie noch die einzige Rettung. Im Nu befand sich die Fregatte unter dem Kreuzfeuer: von allen Seiten hagelten Bomben, Kugeln und Haubitzengranaten. Mitten im entsetzlichen Lärm und fürchterlichen Krachen vernimmt man verzweifelte Hilferufe, und die Fregatte sinkt, ohne daß man ihr Hilfe leisten könnte.

Eine Stunde später bricht der Tag an. Hie und da schwimmen in den Wogen die Trümmer. Ein Mann und

eine Frau haben sich an einen Mast gebunden, sie winken mit einem Tuch; wir wollen gerade an das Cap Grenet steuern, als wir ihre Zeichen gewahren. Ich glaubte, wir könnten diese Unglücklichen retten; ich schlug dem Prisen-Kapitän vor, uns eine Schaluppe zur Verfügung zu stellen, allein er weigerte sich. In der Aufwallung eines mir bis dahin unbekanntem Mitleids ließ ich mich zu der Drohung hinreißen, ich würde ihm den Schädel einschlagen.

„Bitte,“ antwortete er mit einem verächtlichen Lächeln und zuckte die Schultern, „Kapitän Paulet ist gewiß menschenfreundlicher als du; er hat sie gesehen und rührt sich nicht vom Fleck; man kann also nichts machen! Sie sind dort, wir hier, bei dem schlechten Wetter ist jeder sich selbst am nächsten. Wir haben oft genug solche Verluste; wenn's nur Fleuriot allein wäre! ...“

Die Antwort brachte mich zur Besinnung, und ich begriff, daß wir selbst in größerer Gefahr schwebten, als ich geglaubt hatte: in der Tat, die Wogen stiegen, der schrille Schrei der Seemöwen mischte sich ins Pfeifen des Windes; den Horizont, der sich immer mehr und mehr verdunkelte, überzogen lange schwarze und rote Fetzen; der Anblick des Himmels war grauenvoll: alles verkündete Sturm. Zum Glück hatte Paulet Zeit und Entfernung geschickt berechnet. Wir verfehlten die Einfahrt nach Boulogne, aber nicht weit von dort, in Portel, fanden wir Zuflucht und ein sicheres Wasser.

Beim Landen fanden wir am Ufer die beiden Unglücklichen, die ich so gerne gerettet hätte; die Ebbe hatte die leblosen Körper ans fremde Land geschwemmt, wo wir ihnen ein Grab bereiteten. Vielleicht waren es zwei Liebende. Ihr Schicksal berührte mich stark, aber andere Sorgen lenkten mich von meinem Mitgefühl ab. Die ganze Bevölkerung des Dorfes, Weiber, Kinder, Greise, waren am Strand zusammengeströmt. Die Familien von hundertfünfzig Fischern waren in fürchterlicher

Verzweiflung beim Anblick der schwachen Fahrzeuge, auf die sechs englische Linienschiffe blitzend Jagd machten, und die festen Massen der letzteren trotzten sogar dem Meere in seiner Wut. Mit einer Angst, die sich eher begreifen als beschreiben läßt, folgte jeder Zuschauer mit den Augen dem Boote, das für ihn in Betracht kam, und je nachdem ob es sich rettete oder unterging, erfolgten Schreie, Klagen und Tränen oder Ausdrücke der tollsten Freude. Frauen, Mädchen, Mütter, Gattinnen rauften sich die Haare, zerrissen sich die Kleider und wälzten sich unter Flüchen und Verwünschungen am Boden; andere tanzten, sangen, während noch Tränen in ihren Augen standen, und zeigten die ausgelassenste Freude: die glühenden Gelübde, der Schutz des wundertätigen heiligen Nikolaus, die Wirksamkeit seiner Einmischung – alles war vergessen. Vielleicht erinnerte man sich am Tage darauf wieder daran, aber vielleicht schenkte man da auch seinem Nächsten etwas Mitleid, aber während des Sturmes herrschte nichts als Egoismus ... Man hatte mir's ja schon gesagt: „Jeder ist sich selbst am nächsten!“

Neunzehntes Kapitel Geheime Gesellschaften

Noch am selben Abend kehrte ich nach Boulogne zurück und erfuhr, daß laut Order des kommandierenden Generals in jedem Korps alle Soldaten, die als zweifelhafte Subjekte bekannt waren, sofort verhaftet und auf eines der zum Auslaufen bereitstehenden Schiffe gebracht werden sollten. Es war eine Art Presse, um die Armee zu reinigen und der Demoralisation, die beunruhigend zu werden anfing, ein Ende zu machen. Wenn ich unerkannt sein wollte, so blieb mir nichts übrig als mich von der „Revanche“ zu entfernen, denn der Reeder ersetzte die Verluste des letzten Kampfes auf unserem Kaper mit mehreren jener Leute, die der General loswerden wollte.

Jetzt glaubte ich ohne weitere Hindernisse Soldat werden zu können. Versehen mit den Papieren Lebel's ließ ich mich in eine Kompagnie der Marine-Artillerie aufnehmen, die zu jener Zeit den Dienst an der Küste versah, und da Lebel ehemals bei dieser Waffe als Korporal gestanden hatte, so wurde ich bei der ersten Beförderung, das heißt, vierzehn Tage nach meinem Eintritt, zum Korporal ernannt. Ein anständiges Betragen und vollkommene Kenntnisse der Manöver, die ich als bewährter Artillerist besaß, brachten mir schnell die Gunst meiner Vorgesetzten ein.

Ich erfüllte meine Pflichten mit exemplarischer Pünktlichkeit. Drei Monate verstrichen, und ich verdiente nur Lob. Ich nahm mir auch vor, des Lobes wert zu sein, aber eine abenteuerliche Vergangenheit läßt sich nicht mit einem Schlage abrechnen. Eine verhängnisvolle Neigung, der ich wider Willen gehorchte, zog mich beständig zu Personen und Gegenständen hin, die es verhinderten, daß ich meines Schicksals Herr wurde.

Dieser Neigung hatte ich es auch zu verdanken, daß ich, ohne in die Geheimgesellschaften aufgenommen zu sein, in ihre Mysterien eingeweiht wurde.

Gerade in Boulogne nahmen diese Gesellschaften ihren Ursprung. Die erste von ihnen war – wie auch Nodier^[1] in seiner Geschichte der Philadelphien darüber sagen mag – die der Olympier, gegründet von einem gewissen Crombet aus Namur. Anfangs bestand sie nur aus Kadetten und Fähnrichen der Marine, dann aber nahm sie einen bedeutenden Umfang an, und Militärs aller Waffengattungen, besonders aber von der Artillerie, wurden ihre Mitglieder.

Crombet, der sehr jung war (er war erst Kadett erster Klasse) lehnte den Titel eines Oberhauptes der Olympier ab und trat in die Reihen der „Brüder“ ein, die einen „Meister“ erwählten und sich nach der Art der Freimaurergesellschaften konstituierten. Die Gesellschaft hatte noch keinen eigentlichen politischen Zweck, oder, wenn das doch der Fall war, so war es nur den maßgebenden Mitgliedern bekannt. Der vorgeschützte Zweck war gegenseitige Unterstützung beim Avancement: jeder Olympier, der vorrückte, mußte aus allen Kräften seinen Brüdern in niedrigeren Graden zum Avancement verhelfen. Zur Aufnahme war für die Angehörigen der Marine mindestens der Grad eines Kadetten zweiter Klasse notwendig; über den Kapitänsrang hinaus durften die Mitglieder nicht sein. Bei der Landarmee lagen die Grenzen vom Obersten bis zum Unteroffizier einschließlich. Nie hörte ich in den Versammlungen der Olympier Fragen erörtern, die sich auf Maßregeln der Regierung bezogen, aber man sprach dort viel von Gleichheit und Brüderlichkeit und hielt Reden, die zu den Grundsätzen des Kaisertums in starkem Gegensatz standen.

Um in die Gesellschaft der Olympier aufgenommen zu werden, mußten Proben von Mut, Begabung und

Verschwiegenheit abgelegt werden. Verdienstvolle Militärs suchte man vor allem für die Gesellschaft zu gewinnen. Namentlich schätzte man Söhne sogenannter Patrioten, das heißt der Anhänger der Revolution, die sich gegen die Einrichtung des Kaisertums geäußert hatten und verfolgt worden waren. Zur Zeit des Kaisertums genügte es, zu einer unzufriedenen Familie zu gehören, um Zutritt zu bekommen.

Die Olympier entstanden einige Jahre früher als die Philadelphien, mit denen sie sich später vereinigten. Der Ursprung ihrer Gesellschaft ist um einige Jahre älter als die Krönung Napoleons. Es wird behauptet, daß sie sich zum erstenmal versammelten, als Admiral Truguet in Ungnade fiel, weil er gegen das lebenslängliche Konsulat gestimmt hatte.

Die Olympier mochten etwa zwei Jahre bestanden haben, ohne daß die Regierung sich um sie gekümmert hätte. 1806 schrieb endlich Devilliers, der Polizeikommissar von Boulogne, an den Minister Fouché nach Paris und berichtete von ihren Versammlungen. Der Minister antwortete, er danke dem Generalkommissar für seinen Eifer im Dienste des Kaisers, allein man habe schon lange die Olympier sowohl wie einige andere Gesellschaften dieser Art im Auge; die Regierung sei stark genug, um diese Art von Konspirationen nicht befürchten zu müssen; ferner könnten das auch nur Verschwörungen von Ideologen sein, um die der Kaiser sich nicht bekümmere, und allem Anschein nach seien die Olympier Träumer und ihre Versammlungen gehörten zu jenen freimaurerischen Kindereien, die zur Belustigung von Dummköpfen erfunden worden seien.

Diese Unbesorgtheit Fouchés war jedoch geheuchelt, denn kaum hatte er Devilliers Bericht empfangen, als er den jungen Grafen L. rufen ließ, der in die Mysterien fast aller Geheimgesellschaften von Europa eingeweiht war.

„Man schreibt mir aus Boulogne,“ sagte er zu ihm, „daß sich in der Armee eine Art geheimer Gesellschaft unter dem Namen ‚Olympier‘ gebildet hat; man teilt mir zwar nicht mit, welchen Zweck sie verfolgen, aber sie sollen ausgebreitete Verbindungen haben ... Vielleicht stehen sie in Zusammenhang mit den Geheimversammlungen des Bernadotte oder der Frau von Staël ... Es wäre ganz nützlich, wenn Sie sich unter die Olympier aufnehmen ließen; Sie werden mir über die Geheimnisse der Olympier berichten, und dann will ich sehen, welche Maßregeln zu ergreifen sind.“

Der Graf L. antwortete, die Mission sei sehr kitzlig; die Olympier nähmen wahrscheinlich niemanden auf, ohne sich vorher über den Kandidaten genau erkundigt zu haben; außerdem könne er ja, ohne Militär zu sein, gewiß nicht aufgenommen werden. Fouché dachte einen Augenblick über diese Einwände nach und sagte dann:

„Ich habe ein Mittel gefunden, um Sie schnell hineinzubringen. Sie gehen nach Genua: dort treffen Sie ein Detachement ligurischer Rekruten, die nach Boulogne abgehen sollen, um dem achten Artillerie-Regiment zu Fuß angegliedert zu werden. Darunter befindet sich ein gewisser Graf Boccardi, für den seine Familie keinen Ersatzmann hat finden können ... Sie erbieten sich, die Stelle des edlen Genuesers einzunehmen, und um alle Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, lasse ich Ihnen ein Zeugnis ausstellen, wonach Sie unter dem Namen ‚Bertrand‘ allen Gesetzen der Rekrutierung Genüge leisten. Auf Grund dieses Schriftstückes werden Sie aufgenommen und reisen mit dem Detachement weiter. In Boulogne stellen Sie sich bei dem Oberst Aubry vor, der ein fanatischer Anhänger des Freimaurertums, des Illuminatenordens, der hermetischen Kunst usw. ist. Sie geben sich ihm zu erkennen, und da Sie in die höheren Grade aufgenommen sind, so wird er Ihnen seine Protektion nicht abschlagen. Sie können ihm dann hinsichtlich Ihrer Abstammung alle Eröffnungen machen,

die Sie für nötig halten. Diese Mitteilungen werden zunächst das Mißtrauen schwächen, mit dem man sonst die Ersatzmänner zu behandeln pflegt; sie werden Ihnen sofort die Achtung der Vorgesetzten erwerben. Aber Sie müssen dabei die Meinung verbreiten, daß Sie aus Zwang Soldat geworden sind. Unter Ihrem wahren Namen seien Sie fortwährend Verfolgungen von seiten des Kaisertums ausgesetzt; um diesen zu entgehen, hätten Sie sich in einem Regiment versteckt. Das sei Ihre Geschichte: sie wird sich herumsprechen, und niemand wird daran zweifeln, daß Sie ein Opfer und ein Feind der kaiserlichen Regierung seien ... Ich brauche Ihnen keine Einzelheiten vorzuschreiben ... Das übrige macht sich von selbst ... Übrigens verlasse ich mich ganz auf Ihre Intelligenz.“

Mit diesen Vorschriften ausgerüstet, reiste Graf L. nach Italien und kehrte bald darauf mit den ligurischen Rekruten wieder nach Frankreich zurück. Der Oberst Aubry empfing ihn wie einen Bruder, den man nach langer Trennung wiedersieht. Er dispensierte ihn von den Manövern und dem Exerzieren, versammelte zu seinem Empfang und ihm zu Ehren die Loge des Regiments, erweis ihm tausend Gefälligkeiten, erlaubte ihm, Zivilkleider zu tragen und behandelte ihn, mit einem Wort, mit der größten Auszeichnung.

In wenigen Tagen wußte die ganze Armee, daß Bertrand eine hochgestellte Persönlichkeit sei; man konnte ihm zwar noch nicht die Epauletten verleihen, aber man ernannte ihn zum Sergeanten, und die Offiziere vergaßen bei ihm allein, daß er einer niederen Stufe der militärischen Hierarchie angehörte und nahmen an einem vertraulichen Verkehr mit ihm keinen Anstand. Bertrand war der Abgott des Korps geworden; er hatte Geist, besaß eine gute Bildung, und man war geneigt, ihn noch geistvoller und gebildeter zu halten, als er in Wirklichkeit war. Es kam bald so weit, daß er sich mit einigen Olympiern anfreundete, und diese hielten es für eine besondere Ehre, ihn ihren Ordensbrüdern vorzustellen.

Bertrand wurde aufgenommen, und kaum war es ihm gelungen, mit den Leitern des Olymps in Verbindung zu treten, so sandte er einen Rapport an den Polizeiminister.

Was ich hier von der Gesellschaft der Olympier und dem Herrn Bertrand erzähle, weiß ich von Bertrand selbst. Um die Wahrheit meiner Worte zu bekräftigen, wird es vielleicht überflüssig sein, zu erzählen, was ihn dazu bewogen hatte, mich zu seinem Vertrauten zu machen.

Nichts war in Boulogne häufiger als die Duellwut, von der selbst die friedlichen Niederländer auf der Flottille des Admirals Werhwel ergriffen waren. Da gab es in der Nähe des linken Lagers, am Fuße eines Hügels, ein kleines Gehölz, an dem man nie vorübergehen konnte, zu welcher Tagesstunde es auch sein mochte, ohne ein Dutzend Männer zu sehen, die in eine sogenannte Ehrensache verwickelt waren. An derselben Stelle fiel auch die berühmte Amazone, Fräulein Div... von dem Degen ihres ehemaligen Geliebten, des Obersten Camb..., der sie in ihren Männerkleidern nicht erkannt und eine Forderung von ihr angenommen hatte. Fräulein Div..., die er einer anderen wegen verlassen hatte, wollte von seiner Hand sterben.

Eines Tages, als ich am Lager vorbeiging und einen Blick auf diesen blutigen Schauplatz warf, bemerkte ich in der Nähe des kleinen Wäldchens zwei Menschen, von denen der eine auf den anderen losging, während dieser sich zurückzog. An ihren weißen Beinkleidern erkannte ich in ihnen Holländer. Ich blieb einen Augenblick stehen, um ihnen zuzusehen. Bald wich der Angreifende zurück, und dann kriegten sie es beide mit der Angst zu tun und wichen gleichzeitig zurück unter beständigem Säbelfuchteln. Dann bekam der eine wieder Mut, schwang seine Waffe nach dem Gegner und verfolgte ihn bis an den Rand eines Grabens, den der Gegner nicht überspringen konnte. Nun verschmähnten die beiden Säbel, und es entspann sich ein Faustkampf, der endlich

ihren Streit schlichtete. Ich amüsierte mich am Anblick dieses grotesken Zweikampfes, als ich auf einmal in der Nähe eines Bauerngutes, wohin wir öfters gingen, um eine besonders feine Suppe zu essen, zwei Menschen erblickte, die sich ihrer Oberkleider entledigt hatten und sich anschickten, ihre Degen zur Hand zu nehmen. Ihre Zeugen waren ein Oberquartiermeister vom zehnten Dragonerregiment und ein Artilleriequartiermeister.

Bald waren die Klingen gekreuzt. Der kleinere der beiden Kämpen, ein Kanoniersergeant, drang mit einem Ungestüm sondergleichen vor; nachdem er mindestens fünfzig Schritte vorgedrungen war, verschwand er mit einem Male so plötzlich, als ob sich die Erde unter ihm aufgetan hätte; ein schallendes Gelächter brach aus. Nach diesem Ausbruch der Lustigkeit kamen die Zeugen näher, und ich sah sie sich bücken. Voller Neugier trat ich auch hinzu und kam gerade noch recht, um den armen Teufel, dessen plötzliches Verschwinden mich so verwundert hatte, aus dem Loche ziehen zu helfen, das zur Aufnahme eines Schweinetroges bestimmt war. Er war beinahe ohnmächtig und vom Kopfe bis zu den Füßen mit Schmutz bedeckt; in der frischen Luft kam er bald wieder zur Besinnung, aber er wagte kaum zu atmen, er fürchtete, Mund und Augen zu öffnen, so schmutzig war die Flüssigkeit, in die er gefallen war. Die ersten Worte, die er in diesem traurigen Zustand vernahm, waren Spottworte. Ich war empört über diesen Mangel an Zartgefühl und schleuderte im Übermaß meines gerechten Unwillens dem Gegner des Opfers einen jener herausfordernden Blicke zu, die unter Soldaten keiner weiteren Erklärung bedürfen.

„Es ist recht,“ antwortete er mir, „ich erwarte dich jetzt gleich.“

Kaum stehe ich in Positur, so sehe ich auf dem Arm meines Gegners eine Figur tätowiert, die mir bekannt

vorkommt: es ist ein Anker, um den eine Schlange sich windet.

„Ich sehe den Schwanz,“ rufe ich ihm zu, „gibt acht auf den Kopf!“ und mit diesem Zuruf treffe ich meinen Mann auf die rechte Brust. „Ich bin verwundet,“ sagt er, „war es auf den ersten Hieb?“

„Ja, es war auf den ersten Hieb,“ antwortete ich und beginne mein Hemd zu zerreißen, um seine Wunde zu trocknen. Ich mußte ihm die Brust entblößen, ich hatte wirklich die Stelle erraten, wo der Kopf der Schlange sich befand: sie stach ihm gleichsam in die Brust; hierher hatte ich gezielt.

Als er sah, wie ich abwechselnd bald dieses Zeichen, bald seine Züge musterte, wurde er etwas unruhig; ich beeilte mich ihn zu beruhigen, und flüsterte ihm ins Ohr:

„Ich weiß, wer du bist, aber fürchte nichts, ich bin verschwiegen.“

„Auch ich kenne dich,“ antwortete er mir, indem er mir die Hand drückte, „ich werde ebenfalls schweigen.“

Er war ein aus dem Zuchthaus von Toulon entsprungener Sträfling. Er sagte mir seinen angenommenen Namen und teilte mir mit, daß er Oberquartiermeister im zehnten Dragonerregiment sei, wo er durch sein luxuriöses Leben alle Offiziere des Regiments in den Schatten stelle. Unterdessen hatte sich der Sergeant gewaschen; keiner lachte mehr über ihn: alle fühlten den Wunsch nach Versöhnung. Und so zogen wir in die Kneipe „Zur goldenen Kanone“.

Erst gegen Abend trennte man sich. Der Oberquartiermeister versprach mir, mich aufzusuchen, und der Sergeant ließ nicht nach, bis ich ihn nach Hause begleitete.

Dieser Sergeant war kein anderer als der Herr Bertrand. Er bewohnte in der oberen Stadt eine feine Offizierswohnung. Als wir allein waren, bezeugte er mir seine Dankbarkeit mit der ganzen Wärme, deren ein Hasenfuß, den man aus großer Gefahr gerettet hat, in der Trunkenheit fähig ist. Er bot mir alle möglichen Dienste an, und als ich keinen davon annahm, rief er:

„Sie glauben vielleicht, daß ich nichts vermag; aber ich bin kein schlechter Protektor, mein Freund. Wenn ich jetzt auch bloß Unteroffizier bin, so geschieht es nur deshalb, weil ich nichts anderes sein will; ich habe keine Ambition, und alle Olympier sind genau so wie ich; sie machen sich nichts aus einer lumpigen Beförderung.“

Ich fragte, was die Olympier denn seien.

„Das sind Leute,“ antwortete er mir, „die die Freiheit anbeten und die Gleichheit verkündigen. Möchten Sie Olympier werden? Wenn Sie Lust haben, so bürge ich dafür, daß Sie aufgenommen werden.“

Ich lehnte aber dankend ab.

„Sie haben ganz recht,“ erwiderte er, indem er mir ein wirkliches Interesse zu bezeugen schien, „lassen Sie sich nicht aufnehmen, denn das alles wird ein schlimmes Ende nehmen.“

Und dann erzählte er mir über die Olympier all das, was ich in diesen meinen Memoiren verzeichnet habe. Da er noch unter dem Einfluß des mittheilsam machenden Champagners stand, eröffnete er mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit die Mission, die er in Boulogne erfüllte.

Nach dieser ersten Unterredung sah ich Herrn Bertrand noch öfter, da er noch einige Zeit in Boulogne auf seinem Beobachterposten blieb. Endlich kam die Stunde, da er

sich für genügend unterrichtet halten konnte und um einen Monat Urlaub bat, den er auch erhielt: er sollte, wie er sagte, eine beträchtliche Erbschaft in Empfang nehmen. Aber der Monat verstrich, und Bertrand kam nicht zurück. Es verbreitete sich das Gerücht, daß er eine Summe von zwölftausend Franken, die ihm Oberst Aubry anvertraut hatte, mitgenommen habe, für die er eine Equipage und Pferde mitbringen sollte; eine andere Summe, die für Einkäufe für das Regiment bestimmt war, war ebenso in Bertrands Tasche verschwunden. Man erfuhr, daß er in Paris Rue Notre-Dames-des-Victoires im Hotel Milan abgestiegen war und einen ungeheuren Aufwand trieb.

Alle diese Einzelheiten ließen eine Mystifikation vermuten, über die die Genarrten nicht einmal zu klagen sich getrauten. Es wurde nur bekannt gegeben, daß Herr Bertrand verschwunden sei: er wurde verklagt und als Deserteur zu fünf Jahren öffentlicher Arbeit verurteilt. Kurze Zeit darauf kam der Befehl, die Häupter der Olympier zu verhaften und die Gesellschaft aufzulösen. Allein dieser Befehl konnte nur zum Teil ausgeführt werden: als die Hauptbeteiligten erfuhren, daß die Regierung gegen sie vorgehe und sie in die Kasematten von Vincennes oder in ein anderes Staatsgefängnis werfen wolle, zogen sie den Tod einer so traurigen Existenz vor. An einem Tage fanden fünf Selbstmorde statt. In Boulogne war man über das Zusammentreffen all dieser Geschehnisse aufs höchste erstaunt.

Einige Personen glaubten das Sonderbare an den Vorfällen dadurch zu erklären, daß selten ein Selbstmord, der bekannt wird, nicht zwei oder drei andere Selbstmorde zur Folge hat. Im großen und ganzen aber wußte das Publikum um so weniger, woran es sich halten sollte, als die Polizei, um alles zu vertuschen, was von Opposition gegen das Kaisertum sprach, die seltsamsten Gerüchte in Umlauf brachte; die Vorsichtsmaßregeln wurden dabei so gut getroffen, daß der Name „Olympier“

nicht einmal im Lager gefallen war. Indessen lag die Ursache all dieser tragischen Begebenheiten in den Angaben des Herrn Bertrand. Ohne Zweifel wurde er auch auf irgendeine Weise belohnt.

Kurze Zeit nach dem Verschwinden des Herrn Bertrand wurde meine Kompagnie nach Saint-Léonard, einem kleinen Dorfe, eine Meile von Boulogne, versetzt. Dort beschränkte sich unsere Aufgabe auf die Überwachung eines Pulvermagazins, in dem eine große Menge Kriegsmunition aufgestapelt war. Der Dienst war nicht beschwerlich, aber der Posten galt für gefährlich: einige Schildwachen waren ermordet worden, und man nahm an, die Engländer gingen darauf aus, das Depot in die Luft zu sprengen. Einige ähnliche Attentate an verschiedenen Punkten in den Dünen ließen hierüber keinen Zweifel. Wir hatten also Grund genug zu einer besonderen Wachsamkeit.

In einer Nacht, als ich gerade Wache hatte, werden wir plötzlich durch einen Flintenschuß geweckt: sofort ist der ganze Posten auf den Beinen. Zuerst lasse ich, wie üblich, die Schildwache ablösen: es war ein Rekrut, dessen Tapferkeit mir nicht viel Vertrauen einflößte. Ich frage ihn aus, und aus seinen Antworten schließe ich, daß er blinden Lärm geschlagen hat. Ich untersuche das Pulvermagazin, eine ehemalige Kirche, von außen; ich lasse die Laufgräben absuchen: nichts ist zu sehen, nirgends ist die Spur von menschlichen Schritten zu finden. Überzeugt, daß es falscher Lärm war, weise ich den Soldaten zurecht und drohe ihm mit Arrest. Indessen frage ich ihn bei meiner Rückkehr in die Wachtstube aufs neue aus, und der bestimmte Ton, mit dem er behauptet, jemanden gesehen zu haben, und die Einzelheiten, die er mir angibt, lassen mich wieder glauben, daß seine Furcht nicht unberechtigt war. Ich werde von einer Ahnung ergriffen; ich gehe wieder hinaus und begeben mich zum zweitenmal nach dem Pulvermagazin, dessen Tür ich schon geöffnet finde. Ich reiße sie auf und gleich beim

Eintritt wird mein Blick von dem schwachen Schein eines Lichtes überrascht, das zwischen zwei hohen Reihen von Patronenkisten aufzusteigen scheint. Schnell durchheile ich diese Art von Gang, an dessen Ende sehe ich ... eine brennende Lampe unter einer Kiste, die an die andern anstößt. Die Flamme züngelt bereits am Tannenholz, und schon verbreitet sich ein Harzgeruch. Es ist kein Augenblick zu verlieren; ohne zu zögern lösche ich die Lampe, stürze die Kiste um und lösche den Rest des Brandes mit meinem Urin. Die nun eingetretene totale Dunkelheit garantierte mir, daß ich den Brand gelöscht hatte. Aber ich beruhigte mich erst, als der Geruch gänzlich verschwunden war.

Wer war der Brandstifter? Ich wußte es nicht, aber ich hegte starken Verdacht gegen den Magazinaufseher, und um die Wahrheit zu erfahren, begab ich mich auf der Stelle in seine Wohnung. Seine Frau war allein anwesend; sie sagte, ihr Mann sei durch Geschäfte in Boulogne aufgehalten worden und dort über Nacht geblieben; am nächsten Morgen würde er wieder zu Hause sein. Ich verlangte die Schlüssel zum Pulvermagazin, er hatte sie mitgenommen. Dieses Fehlen der Schlüssel überzeugte mich davon, daß er der Täter war. Immerhin kam ich, bevor ich die Sache meldete, um zehn Uhr noch einmal in sein Haus zurück, um mich zu vergewissern, daß er noch nicht da sei; er war noch nicht zurückgekommen.

Die Inventuraufnahme, die noch an demselben Tage vorgenommen wurde, ergab, daß der Aufseher das größte Interesse daran haben mußte, das ihm anvertraute Magazin zu vernichten: das war ja das einzige Mittel, die beträchtlichen Diebstähle, die er begangen hatte, zu verdecken. Vierzig Tage vergingen ohne jede Nachricht über diesen Menschen; endlich fanden Schnitter in einem Kornfelde seine Leiche; eine Pistole lag neben ihm.

Dank meiner Geistesgegenwart war also die Explosion des Pulvermagazins verhütet worden; ich wurde durch eine

Beförderung belohnt. Ich wurde zum Sergeanten ernannt, und der kommandierende General, der mich vor sich kommen ließ, versprach mir, mich dem Minister zu empfehlen. Da ich mich auf sicherem Boden zu befinden glaubte und meinen Weg machen wollte, so gab ich mir alle Mühe, dem Lebel die schlimmen Angewohnheiten Vidocqs abzugewöhnen, und wenn die Notwendigkeit, bei der Proviantverteilung anwesend zu sein, mich nicht von Zeit zu Zeit nach Boulogne gerufen hätte, so wäre ich bald ein gemachter Mann gewesen. Aber jedesmal, wenn ich in die Stadt kam, machte ich einen Besuch bei dem Dragoner-Oberquartiermeister, gegen den ich Bertrand verteidigt hatte; nicht weil er es verlangt hätte, aber ich fühlte die Notwendigkeit, Rücksicht auf ihn zu nehmen. Dann war jedesmal der Tag einem Saufgelage gewidmet, und wider meinen Willen verschob ich meine Reformpläne stets aufs neue.

Unter dem Vorgeben, ihm sei die Erbschaft eines Onkels, eines Senators, zugesichert, führte mein alter Zuchthausgenosse ein Leben in Saus und Braus. Der Kredit, den er in seiner Eigenschaft als Erbe genoß, war in gewisser Hinsicht grenzenlos. Es gab keinen reichen Boulogner Bürger, der es sich nicht zur Ehre rechnete, eine so vornehme Person in sein Haus zu ziehen. Die ehrgeizigsten Papas wünschten nichts sehnlicher, als ihn zum Schwiegersohn zu haben, und die jungen Mädchen rissen sich um ihn; so hatte er das Privileg auf den Beutel der einen, und die Gefälligkeit der anderen. Er hatte eine eines Obersten würdige Equipage, Hunde, Pferde, Diener: er spielte den großen Herrn und besaß im höchsten Maße die Fähigkeit, den Leuten Sand in die Augen zu streuen und sich wichtig zu tun. Das ging so weit, daß die Offiziere selbst, die sonst auf die Vorrechte der Epauletten so dumm eifersüchtig sind, es ganz natürlich fanden, daß er sie überstrahlte. Anderswo als in Boulogne wäre dieser Abenteurer sicher nur zu bald als Hochstapler entlarvt worden, denn er hatte nicht die geringste

Erziehung genossen; aber in einer Stadt wo die neu entstandene Bürgerschaft von der guten Gesellschaft noch nichts als die Kleider besaß, war es leicht, aufzuschneiden.

Der wirkliche Name des Oberquartiermeisters war Fessard, aber im Bagno kannte man ihn nur unter dem Namen Hippolyt. Er stammte, glaube ich, aus der unteren Normandie: mit seinem freimütigen Wesen, einem offenherzigen Gesicht und dem windigen Benehmen eines jungen Wildfangs verband er den boshafte Charakter, den die bösen Zungen den Bewohnern von Domfront nachsagen; er war, mit einem Worte, ein geriebener Junge und verstand es großartig, das Vertrauen seiner Nächsten zu gewinnen. Hätte er einen flecken Land in seiner Heimat besessen, so hätte ihm das Gelegenheit zu tausend Prozessen geboten und er würde sein Glück auf dem Untergang seiner Nachbarn gegründet haben; aber Hippolyt besaß gar nichts, und da er nicht Querulant werden konnte, wurde er Gauner, dann Fälscher, und dann ... aber das wird man noch sehen.

Jedesmal, wenn ich nach der Stadt kam, lud mich Hippolyt zum Essen ein. Eines Tages, zwischen Obst und Käse, sagte er zu mir:

„Weißt du, ich bewundere dich eigentlich. Im Lager leben als Einsiedler, sich mit dem Vorgeschriebenen begnügen, nur zweiundzwanzig Sous tägliches Kostgeld haben – ich begreife nicht, wie man sich zu solchen Verhältnissen verurteilen kann. Was mich anbetrifft, so würde ich lieber sterben mögen. Aber du treibst deine Streiche im stillen, und hast gewiß noch irgendwelche Einnahmequellen.“

Ich antwortete ihm, daß mein Sold mir genüge, außerdem sei ich ja genährt und gekleidet, und mir fehle nichts.

„Alle Achtung!“ rief er. „Aber es gibt ja auch hier Langfinger, und hast gewiß schon von der Mondarmee sprechen hören. Du solltest dich darin aufnehmen lassen. Wenn du willst, kann ich dir einen Bezirk empfehlen: du könntest die Umgegend von Saint-Léonard ausbeuten.“

Ich wußte, daß die sogenannte Mondarmee eine Verbrecherbande war, deren Anführer sich bis dahin den Nachforschungen der Polizei entzogen hatten. Diese Banditen, die Mord und Raub in der Umgebung von zehn Meilen organisiert hatten, gehörten allen Regimentern an. In der Nacht trieben sie sich im Felde herum oder lagerten auf den Landstraßen, machten falsche Runden und falsche Patrouillen und hielten jeden an, der die geringste Beute versprechen ließ. Um keinen Hindernissen beim Umherziehen zu begegnen, hatten sie Uniformen aller Grade zu ihrer Verfügung. Je nach Bedarf waren sie Hauptmann, Oberst, General, und gelegentlich machten sie auch Gebrauch von der Parole und dem Paßwort, die ihnen ihre Vertrauten im Generalstab vierzehn Tage im voraus mitteilten.

Nach dem, was ich wußte, mußte mich Hippolyts Vorschlag erschrecken: entweder er war einer der Anführer der Mondarmee oder einer der Geheimagenten, die von der Polizei abgeschickt waren, um die Mondarmee aufzulösen, oder vielleicht sogar beides zugleich ... Meine Situation ihm gegenüber war schwierig ... Noch einmal sollte sich der Knoten meines Schicksals verwickeln ... Ich konnte mich nicht mehr wie in Lyon durch Denunziation des Verführers aus der Affäre ziehen. Was könnte mir die Denunziation dienen, im Fall Hippolyt ein Agent war? Ich beschränkte mich darauf, daß ich seinen Vorschlag zurückwies und ihm mit Bestimmtheit erklärte, daß ich ein ehrlicher Mann bleiben wolle.

„Du merkst nicht, daß ich scherze,“ sagte er darauf zu mir, „und nimmst die Sache ernst: ich wollte dich nur auf die Probe stellen. Ich bin entzückt, mein Freund, diese

Gesinnung bei dir zu finden. Du bist ganz wie ich,“ fügte er hinzu, „auch ich bin auf den guten Weg zurückgekehrt, kein Teufel wird mich jetzt mehr davon abbringen.“

Dann lenkte er das Gespräch auf einen anderen Gegenstand, und von der Mondarmee war nicht mehr die Rede.

Acht Tage nach dieser Unterredung mit Hippolyt verurteilte mich mein Hauptmann bei der Inspektion zu vierundzwanzig Stunden Stubenarrest wegen eines Fleckens, den er auf meinem Pulverhorn bemerkt zu haben glaubte. So sehr ich meine Augen anstrengte, ich konnte diesen verfluchten Flecken nicht entdecken. Wie dem auch sei, ich ging in den Arrest ohne zu murren: vierundzwanzig Stunden sind bald vorbei! Am folgenden Tage, um zwölf Uhr mittags, sollte meine Strafe zu Ende sein ... Um fünf Uhr morgens vernehme ich Pferdegetrappel und höre folgende Worte:

„Wer da?“

„Frankreich!“

„Welches Regiment?“

„Kaiserliche Gendarmerie.“

Bei dem Worte Gendarmerie erfaßte mich ein unwillkürliches Zittern. Plötzlich geht die Tür auf, und man ruft „Vidocq“. Nie später mochte dieser Name, wenn er plötzlich unter einen Haufen von Verbrechern gerufen wurde, sie mehr erschreckt haben, als mich in jenem Augenblick.

„Folge uns, vorwärts!“ ruft mir ein Wachtmeister zu, und um sicher zu sein, daß ich nicht entwische, läßt er mich fesseln. Man führte mich sogleich ins Gefängnis ab, wo ich mir ein Bett auf eigene Kosten geben ließ. Ich fand dort zahlreiche und gute Gesellschaft.

„Sagte ich’s nicht?“ rief bei meinem Eintritt ein Soldat von der Artillerie, den ich seiner Aussprache nach als einen Piemontesen erkannte, „das ganze Lager wird noch herkommen ... Ich wette meinen Kopf darauf, daß der gottverdammte Oberquartiermeister auch diesem den Streich gespielt hat. Wird man denn dem Schurken nicht die Fresse einschlagen?“

„Zuerst finde ihn, diesen Oberquartiermeister,“ unterbrach ihn ein zweiter, der mir ebenfalls zu den Neuangekommenen zu gehören schien. „Wenn er gut zu Fuß ist, so muß er schon weit sein seit voriger Woche, da er sich aus dem Staube gemacht hat. Immerhin, gesteht, Kameraden, es ist ein feiner Spitzbub. In weniger als drei Monaten vierzigtausend Franken Schulden in der Stadt! Das heißt Glück! Und die vielen Kinder, die er dabei gemacht hat ... Was die betrifft, so möchte ich nicht für die verantwortlich sein ... Sechs Mädchen sind schwanger, aus den besten Familien!! Sie glaubten, ein fabelhaftes Glück sei ihnen beschert ... nun sind sie die Lackierten!“

„Ja, ja,“ rief auch der Wächter, der gerade dabei war, mein Bett zu machen, „der hat schönes Unheil angerichtet, dieses Herrchen! Wehe ihm, wenn man ihn kriegt. Er ist als Deserteur verurteilt. Man wird ihn schon noch einfangen.“

„Das ist noch die Frage,“ meinte ich, „man wird ihn genau so wenig einfangen, wie man Herrn Bertrand eingefangen hat ...“

Man mußte übrigens blind sein, um nicht in Hippolyt den Urheber unserer Verhaftung zu sehen. Was mich anbetrifft, so konnte ich mich nicht darüber täuschen, denn er war in Boulogne die einzige Person, die wußte, daß ich ein entflohener Zuchthaussträfling war.

Einige Militärs von verschiedenen Waffengattungen mußten wider ihren Willen in die Zelle gesperrt werden, in

der die Anführer der Mondarmee sich befanden. Selten bietet das Gefängnis einer so kleinen Stadt ein so seltsames Gemisch von Arrestanten. Ich war wohl der einzige, der Fluchtpläne schmiedete, aber ich ließ mir nichts merken und heuchelte die Sorglosigkeit selbst, so daß man glauben konnte, das Gefängnis sei mein eigentliches Element, und jeder war überzeugt, ich fühle mich wie der Fisch im Wasser. Ich betrank mich jedoch nur ein einziges Mal. In der Nacht, als alle schnarchten, verspürte ich gegen zwei Uhr einen höllischen Durst, als ob ich Feuer im Leibe hätte. Ich stehe auf und gehe noch ganz schlaftrunken ans Fenster. Ich will trinken. Verdammter Irrtum! anstatt in den Wasserkrug tauche ich mein Gefäß in den Ausgußzuber. Ich bin wie vergiftet. Bis zum Tagesanbruch hatte ich die furchtbarsten Magenkrämpfe. Da kommt ein Wächter und ruft die Gefangenen zum Frondienst. Ich benutze die Gelegenheit, frische Luft zu schöpfen, – vielleicht wird es meine Schmerzen etwas erleichtern. Ich erbiere mich, an Stelle eines Seeräubers zu arbeiten, dessen Kleider ich anziehe. Im Hofe begegne ich einem Unteroffizier, den ich kenne, mit dem Mantel über dem Arm. Er erzählt mir, daß er Lärm im Theater gemacht habe und zu einem Monat Gefängnis verurteilt sei; nun komme er, um sich selbst einzusperren.

„In diesem Fall,“ sagte ich zu ihm, „kannst du deinen Dienst gleich antreten. Da ist der Eimer.“

Der Unteroffizier war damit einverstanden, und während er sich an die Arbeit machte, ging ich keck an der Schildwache vorbei, die meiner nicht achtete.

Kaum war ich außerhalb des Gefängnisses, so lief ich querfeldein und hielt erst an der Brücke von Brique, in einer kleinen Schlucht, an, um einen Augenblick über meine Lage nachzudenken. Zuerst hatte ich die Idee, nach Calais zurückzukehren, aber mein böser Stern bewog mich, nach Arras zu gehen. Noch am selben Abend

schief ich in einer Hütte, die ein Unterkunftsart der Fischer war.

Ohne Zwischenfälle kam ich nach Béthune; ich wollte bei einem alten Kameraden vom Regiment übernachten. Ich wurde auch gut aufgenommen, aber so vorsichtig man sein mag, man ist nie auf unvorhergesehene Fälle gefaßt. Ich hielt die Gastfreundschaft eines Kameraden für besser als ein Gasthaus, aber ich hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht, denn mein Freund hatte sich vor kurzem verheiratet und der Bruder seiner Frau war einer jener Eigenbrödler, deren Seelen sich aus dem Ruhm nichts machen, und die dem Lande nur den Frieden wünschen. Daraus folgte natürlich, daß das von mir gewählte Domizil, wie die Wohnungen aller Verwandten des jungen Mannes, häufigen Besuch von Herren von der Gendarmerie enthielt. Die kamen denn auch richtig lange vor Tagesanbruch und verlangten ohne Rücksicht auf meinen Schlaf meine Papiere. Da ich keinen Paß vorzeigen konnte, versuchte ich sie mit Erklärungen abzufinden, – aber es war verlorene Liebesmühe. Der Wachtmeister musterte mich einen Augenblick und rief dann auf einmal:

„Ich irr’ mich doch nicht, er ist es wirklich! Ich habe ja den Kerl in Arras gesehen – es ist Vidocq!“

Ich mußte aufstehen, und eine Viertelstunde später befand ich mich im Gefängnis von Béthune.

Aber mein Aufenthalt in Béthune dauerte nicht lange: gleich am folgenden Tage wurde ich unter guter Bedeckung nach Douai weitertransportiert.

1. [↑](#) Histoire des Sociétés secrètes de d'armée, et des conspirations militaires qui ont eu pour Object la destruction du gouvernement de Bonaparte, 2. Auflage, bei

Gide fils, rue Saint-Marc No. 20 Paris. **Anmerkung von
Vidocq.**

Zwanzigstes Kapitel

Untertauchen in der Hauptstadt

Kaum hatte ich meinen Fuß in den Gefängnishof gesetzt, als der General-Prokurator Ranson, den meine wiederholten Ausbrüche gegen mich aufgebracht hatten, am Gitter erschien und rief:

„So! Ist Vidocq angekommen? Hat man ihm schon die Eisen angelegt?“

„Ach!“ rief ich. „Was habe ich denn getan, daß Sie mir so übel wollen? Nur weil ich ein paarmal ausgekniffen bin? Ist das denn ein so großes Verbrechen? Habe ich denn meine Freiheit mißbraucht? Immer dann, wenn man mich gefaßt hat, war ich gerade im Zuge, mir eine anständige Existenz zu schaffen! Ich bin viel weniger schuldig, als ich Unglück habe! Erbarmen Sie sich doch meiner, haben Sie Mitleid mit meiner armen Mutter; sie wird sterben, wenn ich wieder ins Zuchthaus komme.“

Diese Worte und der aufrichtige Ton, mit dem ich sie vorgebracht hatte, machten auf Ranson einen gewissen Eindruck. Er kam bald wieder und fragte mich ausführlich aus über die Art, wie ich seit meiner Flucht aus Toulon gelebt habe. Da ich meine Aussagen beweisen konnte, und mich erbot, unumstößliche Beweise zu liefern, so bezeugte er mir ein gewisses Wohlwollen.

„Warum reichen Sie kein Gesuch um Begnadigung oder mindestens um Milderung Ihrer Strafe ein?“ fragte er mich. „Ich will Sie dem Gerichtspräsidenten empfehlen.“

Ich dankte ihm für seine Hilfsbereitschaft, und noch am selben Tage ließ mich der Advokat in Douai, der aufrichtiges Interesse für mich hatte, ein Gesuch unterschreiben, das er für mich aufgesetzt hatte.

Ich wartete noch auf die Antwort, als ich eines Morgens in die Kanzlei gerufen wurde: ich glaubte, es würde die Entscheidung des Ministers wegen meiner Befreiung sein. Voll Ungeduld folgte ich dem Wärter mit der Eiligkeit eines Menschen, der einer guten Nachricht entgegenläuft. Ich glaubte, den General-Prokurator zu erblicken, aber vor mir steht in Begleitung zweier unbekannter Personen ... meine Frau. Ich versuche, zu erraten, was die Veranlassung zu diesem Besuch sein mochte; aber da sagt Frau Vidocq im unbefangenen Tone zu mir:

„Ich komme, um Ihre Unterschrift für die Ehescheidungsklage zu holen: da ich mich wieder verheiraten will, so brauche ich diese Formalität. Der Gerichtsdienner wird Ihnen die Akte vorlegen.“

Abgesehen von meiner Befreiung konnte mir nichts Angenehmeres mitgeteilt werden als die Auflösung dieser Ehe; nun war ich für immer von einem Geschöpf befreit, das ich verabscheute. Ich weiß nicht mehr, ob ich meiner Freude Herr wurde, aber sicher malte sie sich auf meinem Gesichte, und wenn mein Nachfolger, wie ich starken Grund anzunehmen hatte, anwesend war, so mußte er sich davon überzeugen, daß ich weit davon entfernt war, ihn um den Schatz zu beneiden, der nun in seinen Besitz überging.

Meine Haft in Douai zog sich entsetzlich in die Länge. Ich war bereits fünf Monate im Gefängnis, und aus Paris kam immer noch keine Antwort. Allerdings hatte mir der General-Prokurator viel Teilnahme bezeugt, aber das Unglück macht mißtrauisch, und ich begann schon zu fürchten, daß er mir nur Hoffnung gemacht habe, um mich von einem Entweichen abzuhalten. Dieser Gedanke setzte sich in meinem Kopfe fest, und ich begann voll Feuer an einem Fluchtversuche zu arbeiten.

Der Gefängniswärter, ein gewisser Wettu, hielt mich schon im voraus für so gut wie begnadigt und gewährte

mir verschiedene Freiheiten: sehr oft aßen wir sogar zusammen in einem kleinen Zimmer, dessen einziges unvergittertes Fenster über der Scarpe lag.

Eines Sonntags abends aß ich wieder zusammen mit dem Wärter und dem Gerichtsdienner Hurtrel. Der Wein hatte die Stimmung aufgeheitert, und ich ließ eine ganze Reihe Flaschen kommen.

„Wissen Sie, mein Lieber,“ sagte Hurtrel zu mir, „daß man Sie vor sieben Jahren wohl kaum hierher gesetzt hätte! Ein Fenster ohne Gitter! Sapperlot! Das hätte ich nicht gewagt!“

„I wo, Vater Hurtrel,“ erwiderte ich, „da müßte einer aus Kork sein, um einen so hohen Sprung ins Wasser zu wagen. Die Scarpe ist doch ziemlich tief für einen, der nicht schwimmen kann.“

„Das ist wahr!“ bemerkte der Wächter, und damit war das Gespräch zu Ende. Aber mein Entschluß war gefaßt. Bald kamen noch einige Personen hinzu, man setzte sich ans Spiel, und in dem Augenblick, da der Wächter ganz in seine Partie versunken war, stürzte ich mich in den Fluß.

Beim Geräusch meines Falles eilte die ganze Gesellschaft ans Fenster. Wettu schrie laut nach der Wache und dem Schließer. Zum Glück erlaubte die Dämmerung kaum noch etwas genauer zu sehen. Mein Hut, den ich absichtlich ans Ufer geworfen hatte, erweckte den Glauben, ich wäre sofort aus den Fluß gestiegen. In Wirklichkeit aber schwamm ich in der Richtung zum Wassertor hinab, unter dem ich nur mit großer Mühe hindurchkam, denn die Kälte war mir bis in die Knochen gedrungen, und meine Kräfte ließen nach. Kaum war ich außerhalb der Stadt, so stieg ich ans Land; meine Kleider waren zentnerschwer, dennoch setzte ich meinen Weg fort und hielt erst bei dem Dorfe Blangy, zwei Meilen von Arras. Es war ein Uhr morgens. Ein Bäcker, der seinen

Ofen heizte, trocknete meine Kleider, und gab mir etwas zu essen. Sobald ich mich erholt hatte, setzte ich meinen Weg fort. Ich ging nach Duisans, wo die Witwe eines Hauptmanns, mit dem ich befreundet war, wohnte. Da besorgte ich mir auch eine Uniform.

Es war klar, daß nur Paris mir eine Zuflucht bieten konnte. In Paris nahm mich meine Mutter auf, die bis dahin in Versailles gelebt hatte. Wir wohnten zusammen einige Monate in der Vorstadt Saint-Denis, wo wir niemanden sahen, mit Ausnahme eines Juweliers Jacquelin, den ich bis zu einem gewissen Grade in mein Vertrauen ziehen mußte, denn er hatte mich in Rouen unter dem Namen Blondel gekannt. Bei diesem Jacquelin lernte ich auch eine Frau von B. kennen, die in meinem Herzen die erste Stelle einnimmt. Frau von B., oder Annette, wie ich sie nannte, war eine ziemlich hübsche Dame, die von ihrem Manne in der Folge seiner ganz üblen Affären verlassen worden war. Er war nach Holland geflüchtet und hatte seit langem nichts mehr von sich hören lassen. Annette war also frei; sie gefiel mir, ich liebte ihren Geist, ihre Intelligenz, ihr gutes Herz. Ich wagte es, ihr das zu sagen, sie nahm meine Erklärung nicht ungünstig auf, und bald konnten wir nicht mehr ohne einander existieren. Annette bezog mit mir eine gemeinsame Wohnung, und da ich das Gewerbe eines fahrenden Händlers wieder aufnahm, so wurde beschlossen, daß sie mich in meinen Reisen begleiten würde. Die erste Reise, die wir gemeinsam machten, war eine der glücklichsten. Aber in dem Moment, als ich Melun verlassen wollte, sagte mir der Gastwirt, bei dem ich abgestiegen war, daß der Polizeikommissar bedauert habe, nicht meine Papiere gesehen zu haben, aber – aufgeschoben sei nicht aufgehoben: bei meiner nächsten Durchreise wollte er mir einen Besuch abstatten. Diese Nachricht machte mich stutzig; ich mußte also schon als verdächtig bezeichnet sein. Weiterreisen – das hieße, mich noch mehr kompromittieren: ich kehrte sofort nach Paris zurück und

nahm mir vor, nicht eher eine weitere Exkursion zu unternehmen, bis ich mir Papiere besorgt haben würde.

Eines Tages, als ich in Auxerre handelte und ruhig am Hafen promenierte, begegnete ich einem gewissen Paquay, einem professionellen Dieb, den ich in Bicêtre, wo er eine sechsjährige Strafe absaß, kennen gelernt hatte. Ich wäre ihm gerne ausgewichen, aber schon stand er vor mir, und bei den ersten Worten, die er an mich richtete, merkte ich, daß es nicht wohl geraten sein würde, ihn nicht kennen zu wollen. Es interessierte ihn zu wissen, was ich treibe, und da ich aus seinem Gespräch bald heraushörte, daß er mich zum Diebeskomplizen machen wollte, so fing ich an, um ihn los zu werden, zu erzählen, wie wachsam und gefährlich die Polizei in Auxerre sei. Ich glaubte, einen gewissen Eindruck auf ihn gemacht zu haben; ich malte alles noch schwärzer aus. Er hörte mit unruhiger Aufmerksamkeit an und rief dann auf einmal:

„Donnerwetter! Hier scheint's nicht sehr nett zu sein. Die Post geht in zwei Stunden. Wenn du Lust hast, verduften wir beide.“

„Das ist wohl das beste,“ antwortete ich ihm, „wenn es ans Verduften geht, bin ich dabei.“

Ich verließ ihn, um angeblich noch einige Geschäfte zu erledigen und versprach, bald zu kommen. Die bedauernswerte Lage eines entsprungenen Sträflings besteht darin, daß er, wenn er nicht denunziert oder in neue Verbrechen verwickelt werden will, stets selbst die Initiative ergreifen, das heißt, selbst Denunziant werden muß. Ich ging in meine Herberge und schrieb folgenden Brief an den Leutnant der Gendarmerie, der, wie ich wußte, einem auf dem Bureau der Post kürzlich begangenen Diebstahl auf der Spur war:

„Sehr geehrter Herr!

Eine Person, die nicht genannt sein will, teilt Ihnen hierdurch mit, daß einer der Teilnehmer des in Ihrer Stadt begangenen Postdiebstahls um sechs Uhr mit der Postkutsche nach Joigny reist, wo ihn wahrscheinlich seine Komplizen erwarten. Um ihn nicht zu verfehlen und ihn rechtzeitig verhaften zu können, wäre es ratsam, daß zwei verkleidete Gendarmen mit ihm zugleich die Post besteigen. Man muß dabei mit größter Vorsicht ans Werk gehen und den Betreffenden nicht aus dem Auge verlieren, denn er ist ein gewitzter Bursche.“

Diesem Schreiben fügte ich ein so genaues Signalement von Paquay hinzu, daß es unmöglich war, den Mann zu verfehlen. Als der Augenblick der Abreise gekommen war, begab ich mich auf Umwegen auf den Kai und sah vom Fenster einer Kneipe Paquay in den Wagen steigen: gleich darauf stiegen zwei Gendarmen ein, die ich nach einem bestimmten Äußeren erkannte, ein Eindruck, der nicht zu beschreiben ist. Abwechselnd reichten sie einander ein Papier, auf das sie hier und da einen Blick warfen. Endlich richteten sie ihre Blicke auf meinen Mann, dessen Kleidung für einen Dieb keineswegs bezeichnend war. Der Wagen setzt sich in Bewegung, und ich sehe ihn mit um so mehr Vergnügen sich entfernen, als mit ihm zugleich Paquay, seine Vorschläge und die Möglichkeit seiner Denunziation verschwinden.

Am Tage nach diesem Abenteuer bin ich gerade mit der Aufnahme meines Warenverzeichnisses beschäftigt, da höre ich Lärm. Ich stecke den Kopf zum Fenster hinaus und sehe einen Trupp Galeerensträflinge, der von dem Leutnant Thierry und seinen Schergen geführt wird! Bei diesem Anblick, der für mich so fürchterlich und gefährlich ist, ziehe ich den Kopf schnell wieder zurück, aber in meiner Aufregung zerschlage ich eine Fensterscheibe. Plötzlich richten sich alle Blicke zu mir hinauf; ich hätte in die Erde kriechen mögen! Aber das ist noch nicht alles; um mein Entsetzen auf den Gipfel zu

steigern, macht jemand meine Tür auf. Es ist die Wirtin des „Fasanen“, Frau Gelat.

„Kommen Sie schnell, Herr Jacquelin,“ ruft sie. „Kommen Sie schnell, die Bagnosträflinge sehen ... Man hat sehr lange keinen so großen Zug zu sehen bekommen! ... Es sind mindestens hundertfünfzig Mann, und darunter lustige Brüder ... Hören Sie, wie sie singen? ...“

Ich danke meiner Wirtin für ihre Aufmerksamkeit, tue, als ob ich sehr beschäftigt sei und sage, daß ich bald hinunterkommen würde.

„Oh, beeilen Sie sich nicht,“ antwortet sie mir, „Sie haben Zeit ... Die Leute werden ja bei uns in den Ställen schlafen. Und wenn Sie mit dem Leutnant sprechen wollen, – sein Zimmer liegt gerade neben dem Ihrigen.“

Ich weiß nicht, was in mir bei dieser Nachricht vorging, aber wenn Frau Gelat mich beobachtet hätte, so würde ihr gewiß nicht entgangen sein, wie ich erblaßte und am ganzen Körper zitterte. Der Leutnant Thierry war also mein Nachbar! Wie leicht konnte er mich wiedererkennen und mich anzeigen! Eine Geste, ein Nichts konnte mich verraten. Ich werde mich schön hüten, mich zu zeigen. Ich motivierte meinen Mangel an Neugier durch die Notwendigkeit, meine Inventuraufnahme zu beenden. Ich verbrachte eine entsetzliche Nacht. Endlich, um vier Uhr morgens, verkündete das Klirren der Eisen die Abreise des höllischen Zuges, – und ich atmete erleichtert auf.

Allmählich begann sich in mir eine gewisse Besorgnis wegen Paquays zu regen, denn ich hatte ja seine Verhaftung veranlaßt. Je mehr ich darüber nachdachte, desto leichtsinniger kam mir meine Handlungsweise vor. Ich ahnte Unheil, und diese Ahnung ging auch in Erfüllung. Paquay wurde zuerst nach Paris transportiert und zum Zwecke einer Konfrontierung wieder nach Auxerre gebracht. Hier erfuhr er, daß ich mich noch in der Stadt befände. Er hatte mich stets im Verdacht gehabt,

der Denunziant zu sein und nun nahm er seine Revanche. Er erzählte dem Gefängniswächter alles, was er über mich wußte. Dieser hinterbrachte es der Behörde, aber ich besaß in Auxerre, wo ich schon seit drei Monaten weilte, einen so guten Ruf, daß der betreffende Beamte (ich will seinen Namen verschweigen), um einen öffentlichen Skandal zu vermeiden, mich zu sich bestellte und mich von allem in Kenntnis setzte. Ich brauchte ihm die Wahrheit nicht erst einzugestehen, meine Unruhe verriet ihm alles. Ich hatte nur noch die Kraft, ihm zuzurufen:

„Ach, ich wollte doch so sehr ein ehrlicher Mann werden!“ Ohne mir eine Antwort zu geben, ging er aus dem Zimmer und ließ mich allein; ich begriff dieses edelmütige Schweigen. Eine Viertelstunde darauf hatte ich Auxerre aus dem Gesicht verloren und schrieb aus meinem neuen Zufluchtsort an Annette von dieser neuen Katastrophe.

Ich hatte nun keinen Paß mehr, der mich in den Gegenden, die ich gewöhnlich besuchte, hätte schützen können; und in fremden Gegenden konnte mein unerwartetes Auftauchen nur zu leicht Verdacht erwecken. Die Lage wurde kritisch. Was sollte ich anfangen? Ich beschäftigte mich einzig und allein mit dieser Frage, als ich durch Zufall die Bekanntschaft eines Kleiderhändlers in dem Quartier Saint-Martin machte. Er wollte sein Geschäft verkaufen. Ich trat mit ihm in Verhandlungen: ich war überzeugt, daß ich nirgends mehr in Sicherheit war, als im Herzen der Großstadt, wo es so leicht ist, sich in der Menge zu verlieren. In der Tat, beinahe acht Monate verstrichen, ohne daß etwas die Ruhe störte, die ich mit Annette und meiner Mutter genoß. Mein Geschäft ging gut: es vergrößerte sich von Tag zu Tag. Ich beschränkte mich nicht mehr, wie mein Vorgänger, auf die Anfertigung von Kleidern, ich verkaufte auch Stoffe, und ich war vielleicht auf dem besten Wege zum Wohlstand, als eines schönen Morgens mein Unglück von neuem begann.

Ich befand mich gerade in meinem Laden. Ein Bote tritt ein und sagt mir, ich würde in einer Speisewirtschaft in der Rue Aumaire erwartet. Ich nehme an, es handele sich um irgendwelche Geschäftsangelegenheiten und begeben mich sofort hin. Man führt mich in ein Zimmer, und dort finde ich zwei Flüchtlinge aus dem Zuchthaus zu Brest: der eine von ihnen war Blondy, der den unglückseligen Ausbruch aus Pont-à-Luzon leitete.

„Wir sind seit zehn Tagen hier,“ sagt er zu mir, „und haben keinen Heller. Gestern haben wir dich in deinem Laden gesehen. Wir hörten, das Geschäft gehöre dir; das hat mich gefreut, ich habe es meinem Freunde gesagt ... Nun sind wir gut aufgehoben, ich kenne dich, du bist nicht der Mensch, der seine Freunde im Stich läßt.“

Die Idee, diesen zwei Banditen ausgeliefert zu sein, die zu allem fähig waren, – selbst mich der Polizei auszuliefern, – war niederschmetternd. Ich tat aber so, als ob ich sehr froh wäre, sie wiederzusehen. Dann sagte ich, daß ich nicht reich sei und ihnen nur fünfzig Franken zur Verfügung stellen könne. Sie schienen sich mit dieser Summe zu begnügen; beim Abschied sagten sie mir, sie hätten die Absicht, nach Châlons-sur-Marne zu gehen, um dort etwas zu „deichseln“. Wie froh wäre ich gewesen, wenn sie Paris für immer verlassen hätten, aber sie versprachen mir, bald wiederzukommen, und mir blieb das Grauen vor ihrem nächsten Besuch zurück. Gewiß betrachteten sie mich als ihre Milchkuh und wollten sich ihre Verschwiegenheit hoch bezahlen lassen ... Wie leicht konnten sie unersättlich werden ...

Wie man sich vielleicht noch erinnert, hatte meine Frau nach ihrer Scheidung eine zweite Ehe geschlossen. Ich glaubte, sie wohne im Departement Pas-de-Calais und sei damit beschäftigt, ihr und ihres neuen Gatten Glück zu spinnen, als ich eines Tages in der Rue Petit-Carreau mit der Nase auf sie stieß. Es war unmöglich, ihr auszuweichen: sie hatte mich sofort erkannt. Ich sprach

sie an, und da ihre schäbige Kleidung mir zur Genüge zeigte, daß sie nicht zu den Glücklichen zählte, so gab ich ihr etwas Geld. Vielleicht hielt sie meine Freigebigkeit für irgendwie interessiert, sie war es aber keineswegs. Es war mir nicht einmal in den Sinn gekommen, daß die einstige Frau Vidocq mich denunzieren könnte. In Wirklichkeit glaubte ich, wenn ich mich später an unsere Zwistigkeiten erinnerte, klug gehandelt zu haben; und es erschien mir ganz richtig, daß dieser Frau in ihrer Not auf eine Unterstützung meinerseits rechnen konnte; wäre ich eingesperrt gewesen oder fern von Paris, so hätte ich nicht einmal ihre Not lindern können. Das mußte also für sie genügend Grund sein, um reinen Mund zu halten; ich glaubte es wenigstens, man wird später sehen, ob ich mich nicht getäuscht hatte.

Die Unterstützung meiner gewesenen Frau wurde für mich eine Last, der ich mich fügte, – aber noch kannte ich nicht die ganze Schwere dieser Last. Vierzehn Tage verrinnen seit unserer Begegnung. Eines Morgens bittet man mich, in die Rue de l'Echiquier zu kommen. Ich gehe hin und finde am Ende eines Hofes, in einer ziemlich sauberen, aber ärmlich möblierten Parterrewohnung nicht allein meine Frau, sondern auch ihre Nichten und deren Vater, den Terroristen Chevalier, der eben eine sechsmonatliche Gefängnisstrafe wegen Silberdiebstahls hinter sich hatte. Ein einziger Blick genügte, um mich davon zu überzeugen, daß die ganze Familie mir auf den Hals kam. Alle diese Leute waren aller Mittel bar; mir graute vor ihnen, ich verfluchte sie, und doch konnte ich nichts Besseres tun, als ihnen die Hand reichen. Ich ließ mir also das Blut abzapfen. Sie zur Verzweiflung bringen, hätte nur geheißen, mich ins Verderben zu stürzen, und lieber wollte ich meinen letzten Sou opfern, als in die Hände der Greifer fallen.

Zu jener Zeit schien sich alles gegen mich verschworen zu haben. Jeden Augenblick mußte ich immer wieder in die Börse greifen, und für wen? Für Geschöpfe, die sofort

bereit waren, mich zu verraten, sobald ich ihnen keine Geldquelle mehr bot. Zu Hause erwartete mich ein neues Ungemach, das mit dem Bagnoflüchtling in Zusammenhang stand. Annette und meine Mutter weinten. Während meiner Abwesenheit hatten zwei Betrunkene nach mir gefragt; als sie vernahmen, ich sei nicht zu Hause, brachen sie in Schmähungen und Drohungen aus, die keinen Zweifel über ihre niederträchtigen Absichten ließen. Nach der Beschreibung, die mir Annette von diesen beiden Individuen gab, konnte ich leicht Blondy und seinen Kumpan Duluc erkennen. Es war nicht schwer, ihre Namen zu erraten; zudem hatten sie ihre Adresse zurückgelassen, mit der strikten Aufforderung, vierzig Franken hinzubringen. Ich war gehorsam, nur zu gehorsam, doch konnte ich mich beim Bezahlen meiner Kontribution nicht enthalten, sie auf ihre unvorsichtige Handlungsweise aufmerksam zu machen.

„Seht, was ihr angerichtet habt,“ sagte ich zu ihnen. „Zu Hause bei mir hat man nichts gewußt, nun habt ihr aus der Schule geplaudert. Jetzt wird vielleicht meine Frau, der das Geschäft gehört, mich vor die Tür setzen, und dann ist's alle mit der Herrlichkeit.“

„Dann kannst du mit uns auf die Fahrt mitkommen,“ antworteten die beiden Halunken.

Ich suchte sie davon zu überzeugen, daß es doch unendlich vorteilhafter sei, durch Arbeit sein Leben zu fristen, als in beständiger Furcht vor der Polizei zu leben, die doch früher oder später die Verbrecher einfängt.

„Nicht übel!“ rief Blondy, als ich mit meiner Predigt zu Ende war ... „Nicht übel! Könntest du uns aber nicht inzwischen vielleicht sagen, wo ein Ding zu drehen wäre? Denn, siehst du wohl, wir brauchen Geld mehr, als guten Rat.“

Und sie verließen mich, indem sie mir ins Gesicht lachten. Ich rief sie zurück, versicherte sie meiner Ergebenheit und ... flehte sie an, nicht wieder in mein Haus zu kommen.

„Wenn's nur das ist,“ sagte Duluc, „so werden wir gern wegbleiben.“

„Gut, wir werden wegbleiben,“ wiederholte Blondy, „denn die gnädige Frau sieht's nicht gerne!“

Aber lange blieb er nicht weg. Schon am übernächsten Tage fand er sich gegen Abend in meinem Laden ein und bat mich um eine Unterredung unter vier Augen. Ich führte ihn in mein Zimmer.

„Sind wir allein?“ fragte er, und sah sich um. Und als er sich vergewissert hatte, daß keine Zeugen in der Nähe waren, zog er elf silberne Bestecke und zwei goldene Uhren aus der Tasche und legte sie auf den Tisch. „Vierhundert Füchse für all das ... Ein Schleuderpreis ... Du, zahl' die paar lumpigen Kröten!“

„Vierhundert Franken,“ rief ich, ganz bestürzt über die Höhe der Summe. „Soviel habe ich gar nicht da.“

„Was geht mich das an! Du kannst's verkloppen.“

„Aber wenn es herauskommt ...“

„Sieh, wie du damit fertig wirst. Ich brauche Metall. Wenn du nicht willst, dann lasse ich die Herren von der Polizei kommen. Du weißt, was ich meine ... Geld und kleine Fisimatenten!“

Ich verstand ihn nur allzu gut ... Schon seh ich mich denunziert, meines selbstgeschaffenen Glückes beraubt, ins Bagno zurückgebracht ... Die vierhundert Franken wurden aufgezählt.

Einundzwanzigstes Kapitel

Die Hetze

Ich wurde also zum Hehler! Ich war zwar Verbrecher wider Willen, aber ich war's doch, denn ich leistete dem Verbrechen Hilfe.

Man kann sich kaum vorstellen, in welcher Hölle ich lebte. Ich war in beständiger Erregung; Gewissensbisse und Angst – alles peinigte mich zu gleicher Zeit. In der Nacht, am Tage, in jedem Augenblick war ich auf dem Sprung. Ich schlief nicht, ich verlor den Appetit, meine Geschäfte interessierten mich nicht mehr – alles wurde mir zum Ekel. Nein, nicht alles – hatte ich doch an meiner Seite Annette und meine Mutter.

Mich marterte die Familie Chevalier, die mich aussaugte; mich quälte Blondy, der mir immerzu Geld erpreßte; ich war entsetzt über all die entsetzliche Unabänderlichkeit meiner Lage und schämte mich tief, von den gemeinsten Kreaturen der Erde mich treten lassen zu müssen. Ich litt maßlos darunter, daß ich die Kette nicht brechen konnte, die mich unwiderruflich an den Abhub der Menschheit fesselte – so fühlte ich mich der Verzweiflung nahe und wälzte acht Tage lang in meinem Kopfe die düsteren Pläne. Blondy, dieser gottverdammte Blondy, erregte meine Wut am wildesten. Ich hätte ihn erwürgen mögen, aber ich mußte ihn bei mir empfangen und ihn gut behandeln. Bei meinem wilden und heftigen Charakter war so viel Geduld geradezu ein Wunder, aber ich hatte sie Annette zu verdanken.

Eines Tages erschien bei mir Blondy mit Duluc und noch einem Individuum, namens Saint-Germain, den ich in Rouen kennen gelernt hatte, wo er wie viele andere vorübergehend den Ruf eines ehrlichen Mannes genoß. Saint-Germain, für den ich der Kaufmann Blondel war,

war über die Begegnung ziemlich erstaunt, aber zwei Worte von Blondy genügten, um ihm den Schlüssel zu der Geschichte zu geben: an Stelle der Verwunderung trat Zutraulichkeit, und Saint-Germains Gesicht, der bei meinem Anblick zuerst die Stirn runzelte, heiterte sich wieder auf.

Blondy erzählte, daß sie alle drei in die Umgegend von Senlis reisen wollten und bat mich, ihnen den Korbwagen zu leihen, mit dem ich auf die Märkte zu fahren pflegte. Ich war glücklich, auf diese Weise die Brüder loszuwerden und beeilte mich, ihnen einen Zettel an den Mann zu geben, bei dem der Wagen untergestellt war. Das Fuhrwerk mitsamt dem Geschirr wurde ihnen übergeben, und sie fuhren ab. Zehn Tage lang blieb ich ohne Nachricht von ihnen. Eines Morgens tauchte endlich Saint-Germain bei mir auf. Er sah sehr verstört aus und schien todmüde zu sein.

„So,“ sagte er zu mir, „unsere Freunde sind verhaftet.“

„Verhaftet!“ rief ich im Übermaß einer Freude, die ich nicht bemeistern konnte, aber ich faßte mich bald wieder und fragte mit geheuchelter Teilnahme nach den näheren Umständen. Saint-Germain erzählte nur kurz, Blondy und Duluc seien nur deshalb verhaftet, weil sie ohne Papiere reisten. Ich glaubte ihm kein Wort und zweifelte keinen Augenblick daran, daß sie irgendeinen Streich ausgeführt hätten. Was mich in meinem Verdacht bestärkte, war der Umstand, daß auf meinen Vorschlag, ihnen Geld zu schicken, Saint-Germain mir erwiderte, sie brauchten keines. Bei der Abreise von Paris besaßen sie alle drei fünfzig Franken; mit dieser bescheidenen Summe hätten sie wohl kaum Ersparnisse machen können. Wie reimte sich das damit, daß sie kein Geld brauchten? Der erste Gedanke, der mir in den Kopf kam, war, daß sie einen beträchtlichen Diebstahl begangen hätten, den sie mir verheimlichten; aber bald entdeckte ich, daß es sich um ein weit schwereres Verbrechen handelte.

Zwei Tage nach der Rückkehr Saint-Germains hatte ich den Einfall, nach dem Wagen zu sehen, den er mitgebracht hatte. Zunächst fiel mir auf, daß das Schild abgenommen und ein anderes an seiner Stelle war. Bei der Besichtigung des Inneren fand ich auf dem weißen und blauen Zwillichfutter rote, frisch ausgewaschene Flecken. Als ich den Kasten öffnete, um den Schraubenschlüssel zu holen, fand ich ihn voll Blut, als ob eine Leiche darin gesteckt hätte. Nun war alles klar. Die Wirklichkeit war viel entsetzlicher als meine Vermutungen. Ich zögerte keinen Augenblick. Da mir vielleicht noch mehr als den Mördern daran lag, die Spuren zu vernichten, fuhr ich die folgende Nacht den Wagen an das Ufer der Seine. In der Nähe von Bercy, an einem einsamen Orte, füllte ich den Wagen mit Stroh und trockenem Holz und steckte ihn in Brand. Ich entfernte mich erst, als alles in Asche verwandelt war.

Als ich am nächsten Morgen Saint-Germain meine Beobachtungen mitteilte, ohne ihm übrigens zu sagen, daß ich den Wagen verbrannt hatte, gestand er mir endlich, was darin gewesen war: die Leiche eines Fuhrmanns, der zwischen Louvres und Dammartin von Blondy ermordet worden war, bis sich Gelegenheit bot, ihn in einen Brunnen zu werfen. Saint-Germain, einer der schlimmsten Schurken, die ich je gesehen habe, sprach von diesem Vorfall, als ob es sich um die unschuldigste Sache von der Welt handelte. Mit einem Lächeln auf den Lippen und dem gleichgültigsten Ton berichtete er mir die kleinsten Einzelheiten. Er flößte mir Entsetzen ein; ich hörte ihm in einer Art Betäubung zu. Als er mir aber erklärte, daß ich ihm die Schlüssel von einer Wohnung verschaffen müßte, deren Besitzer ich kannte, da erreichte mein Entsetzen seinen Höhepunkt. Ich versuchte einige Einwände zu machen.

„Was geht mich all das an?“ rief er. „Wozu die dummen Rücksichten? Nur weil du ihn kennst! ... Ein Grund mehr dafür! Du kennst die Leute, so kannst du mich führen,

und wir teilen ... Vorwärts!“ fügte er hinzu. „Da gibt’s keine Ausreden, ich brauche den Schlüsselabdruck.“

Ich tat, als ob ich seinen Worten nachgab.

„Diese Skrupel ... Schweige doch!“ rief er, „du bist zum Kotzen. Also einverstanden, wir machen halbpant.“

Großer Gott! Welches Kompaniegeschäft! Es war nicht der Mühe wert, mich über Blondys Unglück zu freuen: ich kam aus dem Regen in die Traufe. Blondy konnte noch manchmal Vernunft annehmen, Saint-Germain aber nie; auch war er weit anspruchsvoller in seinen Forderungen. Da ich nun jeden Moment erwarten mußte, preisgegeben zu sein, so beschloß ich, mich an Henry, den Chef der Sicherheitspolizei von Paris, zu wenden. Ich ging zu ihm, setzte ihm meine Situation auseinander und erbot mich, falls man mir erlauben würde, frei in Paris zu leben, wichtige Mitteilungen über eine große Anzahl entsprungener Sträflinge zu machen, deren Aufenthaltsort und Absichten ich kannte.

Henry empfing mich ziemlich wohlwollend, aber nach kurzem Überlegen erklärte er, daß er sich mir gegenüber in keine Verbindlichkeiten einlassen könne.

„Das soll Sie aber nicht abhalten, mir Mitteilungen zu machen,“ fuhr er dann fort, „man wird dann sehen, inwiefern sie von Wert sind, und vielleicht ...“

„Ach, ich bitte Sie inständigst: kein ‚vielleicht‘. Ich riskiere mein Leben. Sie wissen nicht, wessen die Subjekte, die ich Ihnen nennen will, fähig sind. Wenn ich ins Bagno zurückgebracht würde, nachdem die gerichtliche Untersuchung meine Verbindung mit der Polizei ergeben hätte, so bin ich verloren.“

„In diesem Fall wollen wir nicht weiter darüber reden.“ Und er entließ mich, ohne sich auch nur nach meinem

Namen zu erkundigen.

Der Mißerfolg dieses Versuches schmerzte mich tief. Ich erwartete jeden Tag, daß Saint-Germain kommen und mich an mein gegebenes Wort erinnern werde. Ich wußte nicht mehr, was ich anfangen sollte. Sollte ich am Ende die Person benachrichtigen, die wir gemeinsam bestehlen wollten? Wenn es möglich gewesen wäre, mich Saint-Germains Gesellschaft zu entziehen, so wäre ein solcher Entschluß gefahrlos gewesen; aber ich hatte versprochen, mitzumachen, und es schien keine Möglichkeit zu geben, mich unter irgendeinem Vorwand diesem Versprechen zu entziehen. Ich erwartete ihn also, wie man ein Todesurteil erwartet. In dieser Aufregung verging eine Woche; zwei, drei Wochen gingen dahin. Ich begann aufzuatmen. Als zwei Monate verflossen waren, beruhigte ich mich ganz. Ich glaubte nun, er sei, ebenso wie seine Kameraden, verhaftet worden.

Am 3. Mai 1809 erwache ich im Morgengrauen durch einige Schläge an die Tür meines Ladens. Ich gehe hinunter und will öffnen, als ich leise sagen höre: „Er ist ein kräftiger Mann, wir müssen vorsichtig sein!“ Über den Grund dieses frühen Besuches konnte nun kein Zweifel bestehen. Ich steige in aller Eile in mein Zimmer hinauf, Annette wird von dem Vorfall benachrichtigt, sie macht das Fenster auf und während sie die Agenten in ein Gespräch verwickelt, schleiche ich im Hemd durch eine Luke hinaus und erreiche die obere Etage. Im vierten Stock finde ich eine Tür halboffen und gehe hinein. Ich sehe mich um, ich lausche – ich bin allein. In einem Alkoven steht ein Bett, das mit einem scharlachroten Lappen verhängt ist. Ich schlüpfte unter die Matratze. Kaum habe ich mich zugedeckt, da tritt jemand ins Zimmer. Man spricht, ich erkenne die Stimmen. Es ist ein junger Mann, namens Fossé, dessen Vater Kupferschmied ist. Der Vater lag im Nebenzimmer zu Bett. Ein Gespräch entwickelt sich:

Erste Szene.

Der Vater, die Mutter, der Sohn.

Der Sohn: Papa, man sucht den Kleiderhändler ... er soll verhaftet werden. Das ganze Haus ist in Aufregung ... Da, die Glocke ... Sie läuten beim Uhrmacher.

Die Mutter: Laß sie läuten, kümme dich nicht darum; anderer Angelegenheiten gehen uns nichts an; (zum Vater) Mann, zieh' dich an; sie können hierher kommen.

Der Vater (gähnend; höchstwahrscheinlich kratzte er sich dabei die Stirne): Der Teufel soll sie holen! Was wollen sie denn beim Kleiderhändler?

Der Sohn: Ich weiß nicht, Papa; aber es sind eine Menge Leute da, eine Menge Spitzel und Gendarmen mit dem Kommissar.

Der Vater: Vielleicht ist überhaupt nichts los.

Die Mutter: Was kann der Kleiderhändler bloß angestellt haben?

Der Vater: Was wer gemacht hat ... was er gemacht hat? Na ... er wird englische Stoffe bei sich gehabt haben!

Die Mutter: Wegen geschmuggelter Stoffe? Da muß ich wirklich lachen. Deswegen verhaftet man einen Menschen doch nicht!

Der Vater: Na, wofür haben wir denn den Einfuhrzoll? für Pflaumen?

Der Sohn r: Einfuhrzoll? Was ist denn das, Vater? Ist das für die Schiffer?

Die Mutter: Ja, was ist denn das, klär' uns doch auf!

Der Vater: Das heißt, auf den Kleiderhändler werden sie gleich einfahren!

Die Mutter: Ach du lieber Gott! der arme Mann! der wird sicher verhaftet ... Ach, wenn das bloß von mir abhängen würde ... Solche Verbrecher, die nichts begangen haben, wie schrecklich ... ich glaube, ich würde ihn sogar bei mir im Hemd verstecken.

Der Vater: Na, weißt du, der hat einen tüchtigen Umfang!

Die Mutter: Ganz gleich, ich würde ihn verstecken ... Wenn er nur hier wäre ... Du besinnst dich doch auf den Deserteur? ...

Der Vater: Still doch! Sie kommen ja schon!

Zweite Szene.

Die Vorigen. Der Kommissar. Gendarmen. Spitzel.

Der Kommissar und seine Begleiter haben bis jetzt das ganze Haus von unten bis oben durchsucht. In diesem Moment kommen sie auf dem Treppenflur des vierten Stockwerks an.

Der Kommissar: Ah, die Tür ist offen ... bitte, entschuldigen Sie die Störung, aber es geschieht im Staatsinteresse ... Sie haben da einen ganz gefährlichen

Menschen zum Nachbarn, einen Kerl, der fähig ist, Vater und Mutter zu ermorden!

Die Frau: Was, Herr Vidocq?

Der Kommissar: Ja, Vidocq. Ich fordere Sie auf, falls Sie oder Ihr Mann ihm Asyl gegeben haben, es mir ohne Umschweife mitzuteilen!

Die Frau: Aber, Herr Kommissar, Sie können überall nachsuchen, wo es Ihnen paßt ... wir sind die Rechten, jemandem Asyl zu geben! ...

Der Kommissar: Ich kann Ihnen nur sagen, darin ist das Gesetz besonders streng. Mit diesem Paragraphen läßt sich nicht spaßen, Sie würden sich den schwersten Strafen aussetzen. Bei einem zum Tode Verurteilten kriegen Sie nicht weniger als ...

Der Mann (lebhaft): Aber wir haben ja nichts zu befürchten, Herr Kommissar!

Der Kommissar: Oh, das bezweifle ich ja gar nicht. Sie müssen mir nun gestatten, eine kleine Haussuchung vorzunehmen, es ist bloß der Form wegen. (Wendet sich an seine Begleiter) Meine Herren, sind die Ausgänge gut bewacht?

(Nach einer ziemlich genauen Untersuchung des hinteren Zimmers kommt der Kommissar wieder in das Zimmer, wo ich bin.)

„Und hier, in diesem Bett?“ sagt er, und schiebt den damastenen Vorhang zur Seite, während ich fühle, wie sich zu meinen Füßen ein Ende der Matratze hob. Dann ließ man die Matratze wieder nachlässig fallen.

„Keine Spur von Vidocq! Verflucht noch einmal, er hat sich wirklich unsichtbar gemacht,“ brummte der Kommissar, „und wir müssen darauf verzichten ...“

Man kann sich gar nicht vorstellen, von welcher ungeheuren Last diese Worte mich befreiten. Endlich zog sich die ganze Bande zurück. Die Frau begleitete sie hinaus, und ich war allein mit dem Vater, dem Sohn und einem kleinen Mädchen, die keine Ahnung hatten, daß ich so nahe bei ihnen war. Ich hörte, wie sie mich bedauerten. Aber bald hörte man die Schritte der Frau, sie sprang eilig die Treppe herauf; sie war ganz außer Atem. Meine Angst sollte wieder losgehen.

D r i t t e S z e n e .

Der Mann, die Frau und der Sohn.

Die Frau: O lieber Gott! Wieviel Menschen sich da unten in der Straße angesammelt haben ... Höre mal, dein Herr Vidocq war eigentlich immer ein hochmütiger Tagedieb; für einen Schneidermeister hielt er doch zu oft eher die Arme untergeschlagen als die Beine.

Der Mann: Du bist auch wie die anderen. Du hast eine böse Zunge. Aber was soll er denn überhaupt getan haben? Ich bin zwar durchaus nicht neugierig, aber ...

Die Frau: Was er getan hat? ... Wenn es von einem Menschen heißt, er ist wegen Mordes zum Tode verurteilt! Na, da könntest du ja was von dem kleine Schneider da drüben hören ... Der Mann: Ach, das ist ja nur Brotneid!

Die Frau: Und von der Portiersfrau von Nummer siebenundzwanzig, die sagt, sie hat ihn alle Abend mit einem dicken Stock in der Hand ausgehen sehen, und so gut verkleidet, daß sie ihn überhaupt nicht erkannt hat.

D e r M a n n: Sagt das die Portiersfrau?

D i e F r a u: Und daß er dann den Leuten in den Champs-Elysées aufgelauert hat.

D e r M a n n: Das ist mir zu dumm.

D i e F r a u: So, das ist dir zu dumm? Ist vielleicht der Schnapsbrenner drüben auch dumm – er sagt, daß alles mögliche Diebesgesindel da unten hingekommen ist, und er hat den Vidocq oft mit ganz verdächtigen Subjekten zusammen gesehen.

D e r M a n n: So, mit verdächtigen Subjekten ... aber ...

D i e F r a u: Aber, aber ... immer aber! Jedenfalls hat doch der Kommissar unten im Kaufmannsladen gesagt, es sei ein ganz schlimmer Kerl und ein großer Verbrecher, dem man lange nicht auf die Spur habe kommen können.

D e r M a n n: Und das glaubst du? Du bist doch noch immer zu naiv. Das ist doch nur ein Trick von dem Kommissar. Ich lasse mir das nie einreden. Der Vidocq ist ein hochanständiger Mensch! Übrigens, das alles geht uns doch gar nichts an, wir haben unsere Arbeit allein. Los, es ist schon die höchste Zeit. Schnell, schnell, an die Arbeit!

Die Sitzung hat ein Ende: die ganze Familie Fossé verschwindet und ich bleibe eingeschlossen da und denke an die gemeinen Verdächtigungen der Polizei; damit mir die Nachbarn nicht Hilfe leisten, stellt sie mich als gemeinen Verbrecher hin. Seither habe ich diese Taktik oft anwenden sehen, deren Erfolg sich immer auf niedere Verleumdung stützt; diese empörende Taktik, diese plumpe Taktik ... die so oft verhindert, daß die Leute bei einer Verhaftung mithelfen, denn einen Dieb hält man fest, aber vor einem großen Verbrecher, den die Aussicht

aufs Schafott vermutlich zur Verzweiflung bringt, hat man Angst.

Ich mochte so etwa zwei Stunden eingeschlossen gewesen sein. Ich hörte kein Geräusch mehr im Hause oder auf der Straße; die Menge verlief sich. Ich begann mich sicherer zu fühlen, als ein lächerlicher Umstand meine Lage wieder komplizierte. Ein dringendes Bedürfnis kündigte sich durch so heftiges Bauchgrimmen an, daß ich, nachdem ich vergeblich das ganze Zimmer nach einem nötigen Gefäß abgesehen hatte, in der größten Verlegenheit war. Endlich entdeckte ich einen eisernen Topf. Es war höchste Zeit, ich öffne ihn und ... Kaum bin ich fertig, höre ich den Schlüssel im Schlosse rasseln. Schnell decke ich mich wieder zu und gleite in meinen Schlupfwinkel zurück. Leute treten ein; es ist Frau Fossé mir ihrer kleinen Tochter, einen Augenblick später kommen Vater und Sohn.

L e t z t e S z e n e .

Veter, Mutter, die Kinder und ich.

V a t e r: Na, ist die Suppe von gestern noch nicht aufgewärmt?

M u t t e r: Kaum ist er da, so lärmt er schon. Deine Suppe wird gleich aufs Feuer gesetzt ... Was drängst du denn so!

V a t e r: Glaubst du, die Kinder haben keinen Hunger?

M u t t e r: Ach Gott, ich habe doch nicht zehn Hände ... Sie können warten, ebenso gut wie ich. Anstatt zu brummen, solltest du lieber das Feuer anblasen.

V a t e r (bläst): Dein Topf ist wohl eingefroren ... aber nein, ich glaube, er riecht ... Hörst du?

M u t t e r: Nein, aber ich rieche ... es ist nicht anders möglich, jemand hat ...

V a t e r: Es ist der Kohl von gestern ... oder bist du's? François kichert, ich wette, er ist's gewesen. S o h n: Papa ist immer so, er schiebt stets die Schuld auf andere.

V a t e r: Ja, siehst du, man erkennt die Affen am Geruch. Ich weiß, du bist ein unsicherer Kantonist. O Gott, wie es stinkt! Was soll denn das? Glaubst du, du bist in einem Pferdestall? (Mit erhöhter Stimme) Bist du einem Pferdestall? (Zu seiner Frau) Am Ende bist du's, was?

M u t t e r: Bist du bei Sinnen? Immer soll ich's sein ... Der verdammte Gestank hört gar nicht auf.

V a t e r: Es wird immer toller.

D a s k l e i n e M ä d c h e n: Mama, es stinkt.

M u t t e r: Verfluchter Deckel. Ich habe mich verbrannt.

A l l e z u s a m m e n: O Gott! Was für ein Gestank!

M u t t e r: Das ist ja die reine Pest. Es ist ja nicht auszuhalten. Fossé, mache einmal das Fenster auf.

V a t e r: Siehst du, Mutter, das ist wieder ein Streich von deinem Söhnchen.

S o h n: Papa, ich schwöre dir, nein.

V a t e r: Schweig, unnützer Bengel ... Man merkt's ja ... kannst du nicht auf den Abtritt gehen? ... Es fällt dir wohl schwer, die Treppe hinauszusteigen? ... Hast du am Ende Angst, dich zu überanstrengen? ... Du fängst früh an, dich zu schonen ... Warte, ich will's dir beibringen ...

S o h n: Aber Papa ...

V a t e r: Rede nicht ... Siehst du diesen Stock? Er soll deinen Rücken kennen lernen ... Komm her ... Hörst du, komm her ... Was, du leugnest noch?

S o h n (weinend): Aber ich bin's nicht gewesen.

V a t e r: Dir ist alles zuzutrauen. Wie sagt man? Erst der Lügner, dann der Dieb.

M u t t e r: Warum sprichst du nicht die Wahrheit?

V a t e r: Aber nein, er will lieber von mir verdroschen werden ... Schön, er soll's haben ... Du willst also dein Teil abkriegen? Frau, mach' das Fenster zu, wegen der Nachbarn. M u t t e r: Oh, der arme François! der arme François!

Kein Zweifel mehr, es sollte an die Exekution gehen. Ohne Zaudern werfe ich Matratze, Tücher und Decken ab, schlage jäh den Damastvorhang zurück und erscheine mit einem Male vor der erstaunten Familie. Man kann sich leicht das Staunen dieser braven Leute vorstellen. Während sie sich schweigend anstarren, erzähle ich ihnen so kurz wie möglich, wie ich mich bei ihnen eingeschlichen, wie ich ... und wo weiter. Es ist unnütz, hinzuzufügen, daß das Abenteuer mit dem Topfe viel belacht wurde und von der Züchtigung keine Rede mehr war. Der Mann und die Frau waren ganz verwundert, daß ich in meinem Versteck nicht erstickt sei. Sie sprachen mir ihr Mitleid aus und mit einer Herzlichkeit, die unter dem einfachen Volke nicht selten ist, boten sie mir eine Erfrischung an. Die war nach einem so anstrengenden Morgen wohl angebracht.

Nach dem Empfang, den mir die Familie Fossé angedeihen ließ, zu urteilen, mußte ich annehmen, daß

ich in gute Hände geraten sei. Fossé übernahm die Sorge um meine Sicherheit. Nach einigen Nachforschungen teilte er mir mit, daß die Polizei, die fest überzeugt war, daß ich das Quartier nicht verlassen haben konnte, das Haus und alle Straßen der Umgegend besetzt hatte. Er erfuhr auch, daß eine neue Haussuchung unternommen werden sollte. Aus all dem schloß ich, daß es dringend ratsam war, zu verschwinden, denn es war anzunehmen, daß man diesmal das Oberste zu unterst kehren würde.

Wie viele Handwerker in Paris pflegte die Familie Fossé in einer benachbarten Weinschenke zur Nacht zu speisen, in die sie ihr eigenes Essen mitnahmen. Es wurde verabredet, daß ich auf den Abend warten sollte, um mit der Familie abzuziehen. Etwas Geld, das ich für alle Fälle von meinem Nachttisch mitgenommen hatte, reichte für ein Beinkleid, ein Paar Stiefel, Strümpfe, Jacke und eine blaue baumwollene Mütze, die die Verkleidung vollendete. Als die Stunde zum Abendessen gekommen war, verließ ich mit der ganzen Familie das Zimmer. Zur Vorsicht trug ich auf dem Kopfe eine riesige Schüssel mit Hammelfleisch und Bohnen, deren appetitlicher Duft den Zweck der Expedition genügend bezeichnete. Und doch schlug mir das Herz, als ich mich auf dem Treppenabsatz der zweiten Etage plötzlich vor einem Polizeiagenten sah, den ich zuerst nicht bemerkt hatte.

„Ihr könnt Eure Kerze auslöschen,“ schrie er barsch Fossé an.

„Warum denn?“ fragte Fossé, der die Kerze mitgenommen hatte, um allen Verdacht zu entfernen.

„Da gibt’s nichts zu reden!“ rief der Spitzel, und blies selbst das Licht aus. Ich hätte ihn dafür umarmen mögen.

Endlich befanden wir uns auf der Straße vor dem Hause. An der Straßenecke nahm mir Fossé die Schüssel ab, und wir trennten uns. Um keine Aufmerksamkeit zu erregen,

ging ich ganz langsam bis zur nächsten Straße, und von da rannte ich aus aller Leibeskraft in der Richtung zum Boulevard du Temple.

Vom Boulevard bis zur Rue de l'Échiquier ist der Weg nicht weit. Wie eine Bombe fiel ich nun Chevalier ins Haus. Seine Bestürzung, mich frei zu sehen, bestätigte meinen Verdacht zu Genüge. Chevalier versuchte zunächst unter einem Vorwand sich zu entfernen, aber ich verschloß die Tür, streckte den Schlüssel in die Tasche, packte ein Messer vom Tisch und erklärte meinem Schwager, wenn er nur muckste, so wäre es um ihn und die Seinigen geschehen. Diese Drohung verfehlte ihre Wirkung nicht; ich befand mich unter Leuten, die mich kannten und denen die Wut meiner Verzweiflung einen ziemlichen Schreck einflößen mußte. Die Weiber waren mehr tot als lebendig, Chevalier stand unbeweglich und wie versteinert da. Mit zitternder Stimme fragte er, was ich wolle.

„Du sollst es gleich erfahren,“ antwortete ich.

Zunächst verlangte ich den Anzug, den ich ihm einen Monat vorher geschenkt hatte, und erhielt ihn auch. Dann ließ ich mir ein Hemd, Stiefel und einen Hut geben. All die Gegenstände waren ja mit meinem Gelde angeschafft worden, ich ließ mir nur meine Auslagen zurückerstatten. Chevalier gehorchte mit saurer Miene.

Ein Fenster, das nach dem Garten ging, war mit zwei eisernen Stangen vergittert. Ich befahl Chevalier, eine davon zu entfernen. Da er sich dabei recht ungeschickt benahm, so legte ich selbst Hand mit an, ohne daß er bemerkte, daß das Messer, das ihm soviel Furcht einflößte, dabei aus meiner Hand in die seine gewandert war. Nach beendeter Prozedur nahm ich die Waffe wieder zu mir.

„Und jetzt,“ sagte ich zum ihm und den Frauen, die immer noch vor Schreck zitterten, „jetzt könnt ihr alle zu Bett gehen.“

Ich war zum Schlafen nicht aufgelegt. Ich warf mich in einen Sessel und verbrachte so eine unruhige Nacht.

Bei Tagesgrauen ließ ich Chevalier wecken und fragte ihn, ob er bei Geld sei. Auf seine Antwort, er besitze nur etwas Kleingeld, hieß ich ihn die vier silbernen Bestecke nehmen, die er meiner Freigebigkeit zu verdanken hatte, ließ ihn noch Ausweispapiere zu sich stecken und befahl ihm, mir zu folgen. Ich bedurfte eigentlich seiner nicht mehr, aber es wäre gefährlich gewesen, ihn zu Hause zurückzulassen, denn er hätte die Polizei auf meine Spur bringen können, bevor ich in Sicherheit war. Chevalier gehorchte. Vor den Frauen hatte ich weniger Angst. Da ich einen wertvollen Bürgen mit mir nahm, und sie im übrigen nicht ganz die Gesinnung dieses Mannes teilten, so begnügte ich mich damit, sie einzuschließen. Durch die stillsten Straßen der Stadt gelangten wir in die Champs-Élysées. Es war vier Uhr morgens. Wir begegneten niemandem. Die Bestecke nahm ich zu mir.

Wir trieben uns lange in der Umgegend von Chaillot herum. Chevalier, der nicht begriff, wie all das enden sollte, schritt mechanisch an meiner Seite einher. Er war ganz vernichtet und wie gelähmt. Um acht Uhr ließ ich ihn in einen Wagen steigen und begleitete ihn nach der Gegend des Bois de Boulogne, wo er in meiner Gegenwart unter seinen Namen die vier Bestecke versetzte und hundert Franken dafür erhielt. Diese Summe steckte ich zu mir, und befriedigt darüber, daß ich ihm im Ganzen wieder abnahm, was er mir nach und nach abgezapft hatte, stieg ich mit ihm wieder in den Wagen und brachte ihn bis zur Place de la Concorde. Dort stieg ich aus. Aber vorher schärfte ich ihm folgendes ein:

„Merk' dir wohl, sei verschwiegener denn je. Sollte ich aus irgendeinem Grunde wieder verhaftet werden, so nimm dich in acht!“

Ich hieß den Kutscher ihn langsamen Schrittes nach der Rue de l'Echiquier Nummer dreiundzwanzig zurückfahren, und, um sicher zu sein, daß er keine andere Richtung einschlug, blieb ich eine Weile stehen und verfolgte ihn mit den Blicken. Dann nahm ich einen Wagen und fuhr zu einem Trödler, bei dem ich meine Kleider in die eines Handwerkers eintauschte. In diesem neuen Kostüm setzte ich meinen Weg nach der Esplanade des Invalides fort und sah mich um, ob ich nicht irgendeine Uniform kaufen könnte. Ein Stelzfuß, an den ich mich gewandt hatte, nannte mir einen Althändler in der Rue Saint-Dominique, wo ich eine vollständige Ausrüstung finden könnte. Der Althändler war sehr geschwätzig.

„Ich bin nicht neugierig,“ sagte er (die übliche Einleitung zu indiskreten Fragen), „aber Sie haben doch alle Glieder beieinander. Sicher ist die Invalidenuniform nicht für Sie selbst?“

„Ja doch!“ antwortete ich, und als ich seine Verwunderung merkte, fügte ich hinzu, ich müsse in einem Theaterstück auftreten.

„In welchem Stück denn?“

„In der ‚Kindlichen Liebe‘ –“

Nach Abschluß des Kaufes begab ich mich nach Passy und vollendete bei einem mir befreundeten Zimmermeister die Metamorphose. In fünf Minuten war ich in einen gebrechlichen Invaliden verwandelt. Der eine Arm wurde vermitteltst eines Riemens am Hosengürtel festgebunden und war nicht zu sehen; ein paar Lappen, die in den oberen Teil des Ärmels gesteckt wurden, erhöhten noch die Illusion; eine Pomade schließlich, mit der ich mir

Haare und Bart färbte, machte mich völlig unkenntlich. Ich war nun so sicher, der Polizei ein Schnippchen geschlagen zu haben, daß ich noch am selben Abend mich in das Quartier Saint-Martin wagte. Dort erfuhr ich, daß die Polizei nicht nur immer noch meine Wohnung besetzt hielt, sondern daß sie auch ein Inventar meines Ladens und Mobiliars aufgenommen hatte. Aus der Anzahl der Agenten, die kamen und gingen, mußte ich schließen, daß die Nachforschungen nach mir mit verdoppelter Intensität abgehalten wurden. Es war ein außerordentlicher Fall für jene Zeit, da die Polizei nicht besonders viel Eifer entwickelte, wenn es sich nicht gerade um eine politische Verhaftung handelte. Durch all diese Anstalten erschreckt, hätte es jeder andere sicher für geboten gehalten, Paris – wenigstens eine Zeitlang – zu meiden. Es war gewiß ratsam, den Sturm vorbeiziehen zu lassen, aber ich konnte mich nicht entschließen, Annette allein zu lassen, inmitten dem Ungemach, das ihr ihre Treue zu mir verursachte. Sie hatte wirklich viel auszustehen: fünfundzwanzig Tage wurde sie auf der Präfektur in Haft zurückgehalten; man drohte ihr, sie ins Gefängnis Saint-Lazare überzuführen, wenn sie nicht meinen Aufenthaltsort nennen würde. Aber selbst, wenn man ihr das Messer auf die Brust gesetzt hätte, würde mich Annette nicht verraten haben.

Ich wohnte in der Rue Tiquetonne bei einem Weißgerber namens Bouhin. Dieser wollte mir um ein mäßiges Entgelt einen Paß verschaffen, der auf mich stimmte. Sein Signalement paßte so ziemlich auf mich. Ich freute mich schon auf dieses Papier, das für meine Freiheit bürgte. Da vertraute mir eines Tages Bouhin ein Geheimnis an, das mich erschauern ließ. Dieser Mensch war nämlich Falschmünzer und um mir eine Probe seiner Kunst zu zeigen, warf er acht Fünffrankstücke vor mir auf den Tisch, die seine Frau noch am selben Tage ausgab. Man kann sich denken, wie mich die Eröffnung Bouhins beunruhigte.

Sein Paß konnte für mich also nur eine schlechte Empfehlung sein, denn bei dem gefährlichen Gewerbe, das er trieb, mußte früher oder später gegen Bouhin ein Haftbefehl ergehen. Es wurde mir überhaupt klar, daß ich Paris so bald wie möglich verlassen müßte.

Es war an einem Dienstag. Ich wollte am nächsten Tage abreisen, aber da erfuhr ich, daß Annette am Ende der Woche auf freien Fuß gesetzt werden sollte, und beschloß meine Abreise bis zu ihrer Befreiung zu verschieben. Freitag morgen gegen drei Uhr höre ich an der Haustür klopfen. Die Art des Klopfens, die frühe Stunde, alle Umstände lassen mich vermuten, daß man mich verhaften will. Ohne Bouhin etwas zu sagen, eile ich die Treppe hinauf. Oben angelangt, schwinde ich mich aufs Dach und verstecke mich hinter einem Schornstein.

Meine Ahnung hatte mich nicht getäuscht – im Nu war das Haus von Polizeibeamten voll, die alles durchwühlten. Man war überrascht, mich nicht zu finden. Da die Kleider neben meinem Bette vermuten ließen, daß ich im Hemd geflohen sei, so ließ man das Dach absuchen, und so wurde ich entdeckt und ergriffen. Abgesehen von einigen Puffen, die ich von den Polizisten erhielt, bot im übrigen meine Verhaftung nichts Bemerkenswertes. Auf der Präfektur wurde ich von Henry selbst vernommen. Er erinnerte sich der Versuche, die ich einige Monate vorher unternommen hatte, und versprach, sein Möglichstes zu tun, um meine Lage zu erleichtern. Trotz alledem wurde ich in Untersuchungshaft gebracht und von da ins Staatsgefängnis; von dort sollte in einigen Tagen ein Zug mit Bagnosträflingen abgehen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Mürbe

Ich fing an, des ewigen Entspringens und der Scheinfreiheit, die es bot, müde zu werden. Das Bagno lockte mich zwar nur mäßig, aber schließlich war mir Toulon doch lieber als Paris, wenn ich mich noch weiter von Geschöpfen wie Chevalier, Blondy, Duluc und Saint-Germain hätte quälen lassen müssen. In dieser Stimmung befand ich mich inmitten einer großen Anzahl von Galeerensträflingen, die ich nur zu gut kannte; da machten mir einige von ihnen den Vorschlag, einen Fluchtversuch zu wagen. Zu jeder anderen Zeit hätte mich der Plan gereizt; ich verwarf ihn auch nicht, aber ich kritisierte ihn als Mann, der den Ort kennt. So wahrte ich mir jenes Übergewicht, das mir meine Erfolge einbrachte. Wenn man mit Verbrechern lebt, ist es immer vorteilhaft, als der geschickteste und geriebenste unter ihnen zu gelten.

Auf vier Sträflinge kamen stets mindestens drei, die von mir hatten sprechen hören; es gab keinen verwegenen Streich unter den Galeerensträflingen, den man nicht irgendwie mit meinem Namen in Verbindung setzte. Ich war gewissermaßen der General, dem alle Taten der Soldaten zugute kommen. Man nannte zwar keine Festungen, die ich gestürmt hätte, aber es gab keinen Gefängniswächter, den ich nicht hinters Licht geführt, keine Kette, die ich nicht gesprengt, keine Mauer, die ich nicht durchbrochen hätte. Mein Mut und meine Geschicklichkeit waren berühmt, und man wußte, daß ich nötigenfalls mein Leben aufs Spiel setzen würde. In Brest, in Toulon, in Rochefort, in Antwerpen – überall war ich unter den Dieben bekannt als einer der gerissensten und unerschrockensten. Die größten Verbrecher buhlten um meine Freundschaft, denn sie hofften, noch immer etwas von mir lernen zu können; die Neulinge lasen mir

die Worte vom Munde ab. In Bicêtre hielt ich geradezu Hof: man drängte sich um mich, man umringte mich; ich genoß Vorteile und Rücksichten, von denen man sich keine Idee macht ...

Aber jetzt war mir dieser Ruhm verhaßt; je mehr ich in den Seelen der Verbrecher las, je mehr sie sich vor mir entblößten, um so mehr fühlte ich mich bewogen, die Gesellschaft zu bedauern, die in ihrem Schoße ein solches Gezücht nährte. Ich hatte nicht mehr die Empfindung des gemeinsamen Unglücks, die mich früher einmal inspiriert hatte. Grausame Erfahrungen und mein reifes Alter zeigten mir die Notwendigkeit, mich von diesem Verbrechervolk zu trennen, dessen Lebensweise und dessen widerwärtige Sprache ich verachtete.

Ich war entschlossen, zur Partei der ehrlichen Leute überzugehen, was auch daraus entstehen mochte. Und so schrieb ich von neuem an Henry und bot ihm meine Dienste an. Als Bedingung stellte ich lediglich, nicht ins Bagno zurückgeführt zu werden, und erklärte mich damit einverstanden, in irgendeinem beliebigen Gefängnis meine Tage zu enden.

Mein Brief setzte die Nachweisungen, die ich führen konnte, so genau auseinander, daß Henry von ihnen überzeugt wurde. Die Tatsachen, die ich anführte, sprachen mächtig zu meinen Gunsten. Henry unterbreitete meine Bitte dem Polizei-Präfekten Pasquier, und dieser entschied sich, sie zu gewähren. Nach zweimonatlichem Aufenthalt in Bicêtre wurde ich in das Untersuchungsgefängnis zurückgebracht. Um allen Verdacht zu vermeiden, wurde unter den Gefangenen das Gerücht verbreitet, ich sei in eine sehr schlimme Geschichte verwickelt, deren Untersuchung nun beginnen sollte. Dieses Gerücht setzte mich in Anbetracht meines Rufes in guten Kredit.

Die Verpflichtung, die ich übernommen hatte, war nicht so leicht zu erfüllen, als man glauben könnte. Ich hatte zwar mit der Zeit einen Haufen Verbrecher kennen gelernt. Aber durch Ausschweifungen aller Art, durch Hinrichtungen, durch das schreckliche Leben in den Zuchthäusern und Gefängnissen, und durch das Elend dezimiert, war die schauerliche Generation mit einer unbegreiflichen Schnelligkeit ausgestorben; ein neues Geschlecht nahm den Schauplatz ein, und ich kannte nicht einmal seine Namen. Ich kannte nicht einmal die Notabilitäten dieser Generation. Damals machte eine große Anzahl von Dieben die Hauptstadt unsicher; es wäre mir unmöglich gewesen, auch nur den geringsten Anhaltspunkt über ihre Anführer zu geben, wenn nicht mein ehemaliger Ruf mich instand gesetzt hätte, mit diesen Beduinen der Zivilisation in Verbindung zu treten. Mein Renomee nützte mir, ich will nicht sagen, über alle Erwartungen, aber doch soweit ich es wünschen konnte. Kein Dieb kam in die Untersuchungshaft, der nicht meine Bekanntschaft suchte. Wenn er mich nie vorher gesehen hatte, so wollte er, um sich in den Augen seiner Kameraden einen Nimbus zu verleihen, wenigstens zu mir in Beziehungen gestanden haben. Ich schmeichelte dieser sonderbaren Eitelkeit und kam so ganz unmerklich manchen Entdeckungen auf die Spur. Mir flossen Nachrichten in Menge zu, und nichts hinderte mich, meine Aufgabe aufs beste zu erfüllen.

Um eine Vorstellung von dem Einfluß zu geben, den ich auf die Gemüter der Sträflinge ausübte, brauche ich nur zu sagen, daß ich ihnen nach Belieben meine Ansichten, meine Neigungen, meine Gefühle einimpfte. Sie dachten wie ich und schworen auf mich. Wollte man einem Mitgefangenen übel mitspielen, weil er für einen Spitzel gehalten wurde, so brauchte ich mich nur für ihn zu verwenden, und er war im Nu rehabilitiert. Ich war

zugleich ein mächtiger Beschützer und ein Bürge für verdächtige Offenherzigkeit.

Der erste, dessen Gewährsmann ich auf diese Art wurde, war ein junger Mann, der beschuldigt war, als Geheimagent im Dienste der Polizei zu stehen. Man behauptete, er sei vom General-Inspektor Veyral bezahlt, und man erzählte sich, daß er, als er einmal beim Inspektor Bericht erstattete, das Silbergeschirr gestohlen habe ... Bei einem Inspektor stehlen – das war nicht schlimm, aber Bericht erstatten! ... Dies war das ungeheuerliche Verbrechen, das dem Coco Lacour (er ist jetzt mein Nachfolger) zur Last gelegt wurde.

Coco wurde vom ganzen Gefängnis bedroht, gejagt, gestoßen, mißhandelt; er wagte sich nicht mehr in den Hof, wo er unfehlbar niedergemacht worden wäre. Coco suchte meinen Schutz; und um mich zu seinen Gunsten zu stimmen, begann er mir Geständnisse zu machen, die ich gut zu verwerten wußte. Zunächst benutzte ich meinen Einfluß, um seine Versöhnung mit den anderen Gefangenen herbeizuführen, die ihre Rachepläne aufgaben – einen größeren Dienst konnte man ihm nicht erweisen. Sowohl aus Dankbarkeit wie aus Rachebedürfnis hatte Coco bald kein Geheimnis mehr vor mir. Eines Tages wurde er vor den Untersuchungsrichter geladen.

„Weiß Gott,“ sagte er bei seiner Rückkehr, „ich habe Glück ... keiner der Kläffer hat mich erkannt. Aber ich bin noch nicht raus: es gibt in der Welt noch so einen verdammten Portier, den ich um eine silberne Uhr erleichterte habe. Da ich mich mit ihm dabei ziemlich lange unterhalten mußte, so werden sich wohl meine Züge seinem Gedächtnis eingepägt haben. Wenn d e r vorgeladen würde, dann könnte eine Konfrontation für mich verhängnisvoll werden. Portiers haben ja ohnehin ein gutes Personengedächtnis,“ fügte er hinzu.

Diese Bemerkung war richtig. Aber ich versicherte Coco, daß man wohl kaum diesen Menschen aufreiben würde und wenn er's bis jetzt nicht getan hätte, so würde er sich auch später nicht von selbst melden. Um ihn in dieser Ansicht zu bestärken, sprach ich ihm von der Sorglosigkeit und Trägheit gewisser Leute, die nie aus ihrem Viertel herauskommen. Diese Bemerkung veranlaßte Coco, das Viertel zu nennen, in dem der Eigentümer der Uhr wohnte: mir fehlte nur noch Straße und Hausnummer, um alles zu wissen. Aber ich hütete mich wohl, näher zu fragen – das hätte mich verraten können. Das Gegebene schien mir genug. Ich benachrichtigte Henry davon, und er setzte seine Agenten in Bewegung. Das Resultat war so, wie ich es vorausgesehen hatte: man trieb den Portier auf; Coco wurde mit ihm konfrontiert und überwiesen. Das Gericht verurteilte ihn zu zwei Jahren Gefängnis.

Noch nie hatte die Polizei so wichtige Entdeckungen gemacht, als zur Zeit meines Eintritts in ihren Dienst. Kaum hatte ich mich mit der Polizei verbunden, und schon war viel getan, nicht nur für die Sicherheit der Hauptstadt, sondern auch für die des ganzen Landes. Alle meine Erfolge aufzählen, das hieße die Geduld meiner Leser erschöpfen.

Mein Aufenthalt in Bicêtre und im Untersuchungsgefängnis umfaßte eine Zeit von einundzwanzig Monaten, während der kein Tag verging, ohne daß ich der Polizei irgendeinen wichtigen Dienst erwies. Ich glaubte, ich hätte ewig Spitzel bleiben können, so fern war man dem Gedanken, in mir einen Agenten der Polizei zu vermuten. Selbst die Türschließer und die Wärter hatten keine Ahnung von der Mission, die mir anvertraut war. Ich wurde von den Dieben geradezu angebetet, die rohesten Banditen achteten mich, – auch diese Leute kennen ein Gefühl, das sie Achtung nennen. Ich konnte zu jeder Zeit auf ihre Ergebenheit rechnen. Sie hätten für mich durchs Feuer gehen mögen. Zum Beweis

will ich anführen, daß in Bicêtre ein gewisser Mardargent sich mehrmals mit anderen prügelte, als sie behaupteten, ich sei aus der Untersuchungshaft entlassen, weil ich im Dienste der Polizei stände.

Henry unterließ nicht, dem Polizeipräfekten von den zahlreichen Entdeckungen Mitteilung zu machen, die meiner Rührigkeit zu verdanken waren. Er stellte mich als einen Mann dar, auf den man sich unbedingt verlassen könne, so daß der Präfekt schließlich in meine Entlassung einwilligte. Es wurden alle Maßregeln ergriffen, damit niemand etwa glaube, ich sei in Freiheit gesetzt worden. Man holte mich aus dem Untersuchungsgefängnis unter den strengsten Vorsichtsmaßregeln ab. Mir wurden Handfesseln angelegt, und ich bestieg den grünen Wagen. Aber es war ausgemacht, daß ich unterwegs flüchten würde, und ich flüchtete auch. Am selben Tage noch war die ganze Polizei auf den Beinen, um mich zu verfolgen. Diese Flucht erregte viel Aufsehen, besonders im Untersuchungsgefängnis, wo meine Freunde sie hoch feierten: sie tranken auf mein Wohl und wünschten mir eine glückliche Reise!

Dreiundzwanzigstes Kapitel Spitzel

Die Namen des Baron Pasquier und des Herrn Henry werden nie aus meinem Gedächtnis verschwinden. Diese beiden edlen Männer wurden meine Retter! Wieviel Dank bin ich ihnen schuldig! Sie haben mir mehr als das Leben geschenkt, für sie würde ich es tausendmal opfern, und man wird mir hoffentlich glauben, wenn ich sage, daß ich oft genug mein Leben aufs Spiel setzte, um von ihnen ein Wort, einen Blick der Anerkennung zu erhalten.

Ich atmete wieder, ich gehe frei umher, ich fürchte nichts mehr. Als Geheimagent habe ich vorgeschriebene Pflichten, und der verehrte Herr Henry gibt mir meine Instruktion; denn auf seinen Schultern ruht fast der ganze Sicherheitsdienst der Hauptstadt. Den Verbrechern zuvorkommen, die Verbrecher entdecken und sie der Staatsgewalt überliefern – das waren die Hauptpunkte, auf die sich die mir anvertrauten Funktionen zurückführen ließen. Die Aufgabe war nicht leicht zu erfüllen. Herr Henry übernahm es, meine ersten Schritte zu lenken. Er räumte mir die Schwierigkeiten aus dem Wege, und wenn ich in der Folge als Polizeimann eine gewisse Berühmtheit erlangt habe, so habe ich das den Ratschlägen und Unterweisungen des Herrn Henry zu verdanken ...

Sobald ich in meiner Eigenschaft als Geheimagent installiert war, begann ich Pflaster zu treten, um Ausschau zu halten. Diese Ausflüge, bei denen ich eine Menge Beobachtungen machte, nahmen etwa zwanzig Tage in Anspruch. In dieser Zeit bereitete ich mich auf die Arbeit vor: es war mein Terrainstudium.

Eines Tages wurde ich zu dem Divisionschef bestellt. Es handelte sich darum, einen gewissen Watrin aufzuspüren, der Münzen und Banknoten fabrizierte und sie in Umlauf

brachte. Watrin war bereits verhaftet gewesen, aber man hatte ihn nicht festzuhalten gewußt. Henry gab mir alle nötigen Informationen, die mich auf eine Spur bringen konnten, aber leider bezogen sich diese Informationen lediglich auf die ehemaligen Gewohnheiten Watrins. Mir wurden die Orte genannt, die er zu besuchen pflegte, aber es war kaum anzunehmen, daß er sobald wieder dahinkommen würde, denn in seiner gegenwärtigen Lage gebot die Vorsicht, alle diese Orte zu meiden. Mir blieb also nur die Hoffnung übrig, auf irgendeinem Umweg zu ihm zu gelangen. Da erfuhr ich, daß er in einem Hause auf dem Boulevard Montparnasse, wo er früher gewohnt hatte, Sachen zurückgelassen hatte. Man nahm an, daß er früher oder später sich dort einfinden würde, um sie zu holen, oder jemanden nach ihnen schicken würde. Das war auch meine Ansicht. Ich richtete infolgedessen alle meine Nachforschungen auf diesen Punkt; nachdem ich mir die Wohnung angesehen hatte, hielt ich mich Tag und Nacht in der Nähe versteckt, um alle Kommenden und Gehenden zu überwachen. Diese Überwachung mochte eine Woche gedauert haben. Endlich beschloß ich, den Hausbesitzer mit ins Einverständnis zu ziehen und ihn zu interessieren, und so mietete ich bei ihm eine Wohnung, in der ich mich mit Annette einrichtete. Meine Gegenwart konnte keinen Verdacht mehr erregen.

Ich mochte dort etwa vierzehn Tage gewohnt haben, als ich eines Abends, gegen elf Uhr, erfahre, Watrin sei in Begleitung noch eines anderen Individuums eingetroffen. Ich war etwas unwohl und hatte mich früher als sonst zu Bett gelegt. Ich stehe rasch auf, rase die Treppe hinunter, aber trotz aller Vorsichtsmaßregeln erwische ich nur Watrins Kameraden. Ich hatte kein Recht, ihn zu verhaften, aber ich glaubte, durch Einschüchterung würde ich von ihm wichtige Mitteilungen herauslocken können. Ich fasse ihn, bedrohe ihn, und er gesteht mir zitternd, er sei Schuhmacher, und Watrin wohne bei ihm in der Rue des Mauvais-Garçons Saint-Germain, Nummer vier. Mehr

brauchte ich nicht. Ich hatte über dem Hemd nur einen leichten Rock angezogen; ohne mich weiter anzukleiden, eile ich vor das bezeichnete Haus und komme gerade in dem Moment an, da jemand das Haus verlassen will. Fest davon überzeugt, daß es Watrin ist, will ich ihn greifen; er entschlüpft mir, ich stürze hinter ihm her die Treppe hinauf. Im Augenblick, da ich ihn packen will, schleudert mich ein Fußtritt in die Brust zwanzig Stufen hinab. Ich springe wieder auf und verfolge ihn so lebhaft, daß er, um mir zu entkommen, sich gezwungen fühlt, durch ein Flurfenster in seine Wohnung zu schlüpfen. Ich klopfe an die Tür und fordere ihn auf, zu öffnen, er weigert sich.

Annette war mir gefolgt. Ich heiße sie, die Polizei holen, und während sie geht, tue ich so, als ob ich ebenfalls die Treppe hinunterginge. Er fällt auch wirklich auf diese Finte herein, will sich vergewissern, ob ich wirklich fort sei und steckt den Kopf zum Fenster hinaus. Darauf wartete ich bloß. Ich packe ihn am Haar, er erfaßt mich auf dieselbe Art, und so entsteht ein heftiger Kampf.

Er stemmt sich gegen die Mauer, die uns trennt, und setzt mir einen hartnäckigen Widerstand entgegen. Ich merke jedoch, daß er schwach wird; ich sammele meine Kräfte zu einem letzten Angriff, nur noch seine Füße sind im Zimmer, noch eine Anstrengung, und ich habe ihn neben mir. Ich ziehe an ihm mit aller Kraft, und er fällt mir in den Korridor. Ihm das Messer entreißen, mit dem er bewaffnet war, ihn fesseln und zum Hause hinausbringen, war die Sache eines Augenblicks. Nur von Annette begleitet, brachte ich ihn auf die Polizeipräfektur. Dort beglückwünschte mich zuerst Henry und dann der Präfekt selbst, der mir auch eine Belohnung in Geld geben ließ.

Watrin war ein Mann von seltener Geschicklichkeit; trotz seines groben Handwerks hatte er Fälschungen angefertigt, die von ungemeiner Handfertigkeit zeugten. Er wurde zum Tode verurteilt und erhielt Aufschub in dem Moment, da er das Schafott bereits bestiegen hatte. Das

Gerüst war schon errichtet gewesen, es wurde wieder entfernt, und den Zuschauern wurde der Spaß verdorben. Ganz Paris kann sich dessen noch erinnern. Es hieß damals, er wollte wichtige Enthüllungen machen; da er aber nichts zu sagen hatte, so wurde die Hinrichtung einige Tage später vollzogen.

Watrin war mein erster Fang. Das war von großer Wichtigkeit. Der Erfolg dieses ersten Versuches erweckte den Neid der Beamten und der ihnen untergebenen Agenten. Die einen wie die anderen intrigierten nun gegen mich, aber vergebens. Sie verziehen es mir nicht, daß ich geschickter gewesen war, als sie; die Vorgesetzten dagegen waren mit mir sehr zufrieden, und ich verdoppelte noch meinen Eifer, um ihr Vertrauen immer mehr zu gewinnen.

Um jene Zeit war gerade eine große Anzahl von falschen Fünffrankstücken in Umlauf gebracht worden. Einige davon wurden mir gezeigt. Bei näherer Besichtigung glaubte ich in ihnen die Arbeit meines Angebers Bouhin und dessen Freundes, des Doktors Terrier, zu erkennen. Ich beschloß, mir Gewißheit darüber zu verschaffen. Ich belauschte die Schritte der beiden. Da sie mich aber kannten, konnte ich, um keinen Verdacht zu erregen, mich nicht zu weit vorwagen, und so war es ziemlich schwer, den nötigen Aufschluß zu erhalten. Doch schließlich überzeugte ich mich davon, daß ich mich nicht geirrt hatte, und die beiden Falschmünzer wurden verhaftet, als sie gerade bei ihrer Arbeit waren. Kurze Zeit darauf wurden sie zum Tode verurteilt und hingerichtet.

Vierundzwanzigstes Kapitel Der Einbruch

In einer so großen Stadt wie Paris gibt es eine Unmenge widerlicher Spelunken, wo sich allerhand trübes Gesindel zu treffen pflegt. Um diese Gestalten zu treffen und zu überwachen, besuchte ich die berüchtigsten Orte bald unter diesem, bald unter jenem Namen; ich wechselte sehr oft die Kleidung wie eine Person, die es nötig hat, dem Auge der Polizei zu entgehen. Alle Diebe, die ich gewöhnlich traf, hätten darauf Gift genommen, daß ich zu ihnen gehöre. Sie waren überzeugt, daß ich von der Polizei gesucht werde und hätten sich für mich in Stücke reißen mögen. Sie schenkten mir nicht nur volles Vertrauen, sondern sie hatten mich gern. Sie hielten mich über ihre Pläne auf dem laufenden, und wenn sie mich nicht daran teilnehmen ließen, so geschah das nur deshalb, weil sie fürchteten, mir, als entsprungenem Galeerensträflinge, zu schaden. Jedoch waren nicht alle so rücksichtsvoll, wie man bald sehen wird.

Ich war einige Monate in meinem Amte, als der Zufall mich eines Tages mit Saint-Germain zusammenführte, demselben Saint-Germain, dessen Besuche mich so oft in Jammer und Not versetzt hatten. In seiner Gesellschaft war ein gewisser Boudin, den ich früher als Restaurateur in der Rue des Prouvaires kennen gelernt hatte; ich wußte von ihm soviel wie man von einem Wirt weiß, bei dem man hie und da einkehrt. Boudin erkannte mich sofort und redete mich mit einer Vertraulichkeit an, die ich nicht zu erwidern geneigt war.

„Habe ich Ihnen denn etwas getan,“ sagte Boudin zu mir, „daß Sie nicht mit mir sprechen wollen?“

„O nein, aber ich habe gehört, daß Sie Spitzel sind.“

„Weiter nichts! Jawohl, ich war einer, gewiß. Aber wenn Sie den Grund davon wüßten, würden Sie es mir gewiß nicht übelnehmen.“

„Gewiß,“ sagte Saint-Germain, „du kannst es ihm nicht übelnehmen. Boudin ist ein guter Junge, und ich stehe für ihn ein wie für mich selbst. Im Leben gibt es Fälle, die man nicht voraussehen kann. Wenn Boudin die Stelle eines Spitzels angenommen hatte, so geschah es nur, um seinen Bruder zu retten. Schließlich kannst du’s dir doch selbst denken, wenn er’s schlecht meinte, hätte er mich nicht zum Freunde.“

Ich fand Saint-Germains Bürgschaft ausreichend, und hatte gegen Boudin nichts mehr einzuwenden.

Natürlich erzählte mir Boudin alles, was er seit seinem letzten Verschwinden, das mir soviel Vergnügen bereitete, getrieben hatte. Nachdem er mir alle Achtung vor meinem Entkommen ausgedrückt hatte, erzählte er mir, daß er seit meiner Verhaftung seine frühere Stellung wiedergewonnen habe; aber bald habe er sie wieder verloren und sei zu den alten Kunstgriffen zurückgekehrt. Ich erkundigte mich nach Blondy und Duluc. „Mein Freund,“ sagte er, „die beiden Komplizen, die mit mir zusammen den Fuhrmann niedergemacht haben, hat man in Beauvais hingerichtet.“

Als ich erfuhr, daß diese beiden Schurken endlich ihre verdiente Strafe bekommen hatten, konnte ich mein Bedauern kaum unterdrücken, daß der Kopf ihres Kumpan nicht auf demselben Schafott gefallen sei.

Wir leerten zusammen einige Flaschen und freuten uns. Beim Verabschieden merkte Saint-Germain, daß ich ziemlich ärmlich gekleidet war, und fragte mich, was ich treibe. Ich sagte: nichts, und er versprach mir, bei einer günstigen Gelegenheit an mich zu denken. Ich bemerkte, daß ich selten ausgehe, aus Furcht, entdeckt zu werden,

so daß wir uns vielleicht nicht so bald wiedersehen würden.

„Du kannst mich sehen, wenn du willst,“ sagte er darauf. „Bitte besuche mich doch.“ Ich versprach es ihm, und er gab mir seine Adresse, ohne nach der meinigen zu fragen.

Jeden Tag machte ich neue Entdeckungen. Die Gefängnisse füllten sich mit Personen, die lediglich durch mich aufgegriffen waren, und trotzdem hatte keiner auch nur im entferntesten die Idee, ich könnte der Angeber gewesen sein. Ich verstand es so einzurichten, daß von außen wie von innen alles gedeckt war.

Als ich eines Tages auf den äußeren Boulevards umherlief, stieß ich auf Saint-Germain; Boudin war wieder bei ihm. Sie luden mich zum Essen ein, ich nahm die Einladung an, und beim Dessert taten sie mir die Ehre an und machten mir den Vorschlag, als dritter an einem Raubmord teilzunehmen. Es handelte sich darum, zwei Greise, die mit Boudin in einem Hause in der Rue des Prouvaires wohnten, ins Jenseits zu befördern. Obwohl mir bei dem Vorschlag der beiden Lumpen recht übel wurde, so segnete ich doch das Schicksal, daß sie mir zugeführt hatte. Zuerst hatte ich gegen die Mittäterschaft scheinbar Bedenken, aber dann tat ich so, als ob ich mich von ihnen überzeugen ließe, und es wurde ausgemacht, daß man den günstigen Augenblick zur Ausführung der Tat abwarten sollte. Das war also abgemacht, und ich verabschiedete mich von Saint-Germain und seinem Freunde. Um dem Verbrechen zuvorzukommen, zögerte ich keinen Augenblick, Herrn Henry zu benachrichtigen. Dieser wollte nähere Auskunft erhalten und bestellte mich zu einer mündlichen Besprechung zu sich. Er wollte sich vergewissern, ob ich wirklich zur Tat aufgefordert worden sei, oder ob ich sie am Ende in übermäßigem Diensteifer selbst angestiftet habe.

„Bedenken Sie wohl,“ sagte Henry zu mir, „die größte Geißel der Gesellschaft ist der Provokateur. Ohne Anstifter würden nur die Starken Verbrechen begehen, denn nur die Starken erfassen das Verbrechen. Die Schwachen werden mitgerissen, werden aufgereizt. Um sie in den Abgrund zu stürzen, braucht man oft nur die richtige Triebfeder in ihren Leidenschaften oder in ihrer Eitelkeit ausfindig zu machen; aber derjenige, der diese Mittel anwendet, ist etwas Fürchterliches! Er ist der Einzige, der Strafe verdient hat, und ihn allein sollte sie treffen. Lieber sollte die Polizei ganz untätig sein, als zu solchen Mitteln greifen.“

Ferner sagte er zu mir:

„Die Polizei ist ebenso dazu da, den Verbrechen vorzubeugen, als die Verbrecher zu fangen. Lieber vorher eingreifen als nachher.“

Gemäß Henrys Anweisungen ließ ich keinen Tag vergehen, ohne Saint-Germain und seinen Freund Boudin zu sehen. Da der geplante Streich viel Geld einbringen sollte, so glaubte ich, eine gewisse Ungeduld durchblicken lassen zu dürfen.

„Nun! Wann geht's an die Arbeit?“ fragte ich jedesmal, wenn wir zusammen waren.

„Wann?“ erwiderte Saint-Germain. „Das Obst ist noch nicht fallreif. Wenn es so weit ist, wird uns unser Freund schon benachrichtigen,“ fügte er hinzu, auf Boudinweisend.

Schon waren wir einige Male zusammengetroffen, und noch war nichts entschieden. Ich richtete wieder einmal meine übliche Frage an sie.

„Jetzt ist's soweit,“ antwortete Saint-Germain. „Morgen. Wir erwarten dich zur Beratung.“

Es wurde eine Zusammenkunft außerhalb von Paris verabredet. Ich stellte mich pünktlich ein, ebenso Saint-Germain.

„Höre,“ sagte er zu mir, „wir haben uns die Sache überlegt. Sie kann jetzt nicht gemacht werden, aber wir wollen dir etwas anderes vorschlagen, überleg's dir und sag' ganz offen: ja oder nein. Aber bevor ich dir mit der Sache herausrücke, will ich gestehen, was uns gestern jemand erzählt hat: Ein gewisser Carré, der dich im Untersuchungsgefängnis kennen gelernt hat, behauptet, du seist nur entlassen worden, weil du Geheimagent der Polizei bist.“

Bei dem Wort „Geheimagent“ fühlte ich mich dem Ersticken nahe. Aber ich faßte mich sofort, und Saint-Germain mußte wohl nichts gemerkt haben, denn er wartete ruhig auf meine Antwort. Meine Geistesgegenwart, die mich nie verläßt, machte, daß ich bald die nötige Antwort fand.

„Ich bin gar nicht überrascht,“ sagte ich zu ihm, „daß man mich für einen Polizeiagenten hält. Ich kenne die Quelle dieses Gerüchtes. Du weißt, ich sollte nach Bicêtre zurückgebracht werden; ich bin unterwegs durchgebrannt und blieb dann in Paris, weil ich sonst nirgends hingehen konnte. Man muß eben sehen, wie man fertig wird. Ich muß mich leider verborgen halten, daher verkleide ich mich so oft, aber manchmal werde ich doch von jemanden erkannt, zum Beispiel von denjenigen, mit denen ich intimer zusammengelebt habe. Und wie leicht kann unter denen einer sein, der Interesse daran hätte, mich auszuliefern? Nun, um ihnen die Lust dazu zu nehmen, sage ich solchen, die ich für fähig halte, mich zu denunzieren, ich sei Geheimagent.“

„So ist's recht,“ rief Saint-Germain. „Ich glaube dir, und um dir einen Beweis meines Vertrauens zu geben, will ich dir sagen, was wir heute abend vorhaben. An der Ecke

von der Rue d'Enghien und der Rue Hauteville wohnt ein Bankier. Sein Haus liegt in einem großen Garten, der unseren Plan und unsere Flucht begünstigen muß. Heute geht der Bankier aus. Der Geldschrank, in dem sich viel Gold und Silber, ebenso wie viel Banknoten befinden, wird nur von zwei Personen bewacht. Wir haben nun beschlossen, uns heute abend über ihn herzumachen. Bis jetzt sind wir zu dritt, du kannst der vierte sein. Wir haben auf dich gerechnet. Wenn du dich weigerst, bekräftigst du die Ansicht, du seist ein Spitzel.“

Da ich Saint-Germains Hintergedanken nicht kannte, so ging ich mit viel Eifer auf seinen Vorschlag ein. Boudin und er schienen mit mir zufrieden zu sein. Bald kam der dritte, den ich nicht kannte; es war ein Droschkenkutscher namens Debenne, ein biederer Familienvater, der sich durch die Elenden hatte verführen lassen. Man begann von diesem und jenem zu reden. Ich hatte unterdessen schon einen Plan ausgedacht, wie ich mich bei der Tat verhaften lassen würde. Aber wie groß war mein Erstauen, als Saint-Germain, in dem Moment, als die Zeche bezahlt werden sollte, sich mit folgenden Worten an uns wandte:

„Meine Freunde, wenn es sich um den Kopf handelt, kann man nie vorsichtig genug sein. Heute wagen wir ein Spiel, das ich nicht gerne verloren haben möchte. Damit das Glück auf unserer Seite ist, habe ich folgendes beschlossen, und ich bin überzeugt, daß ihr mit mir einverstanden sein werdet: erst gegen Mitternacht können wir uns vor das betreffende Haus begeben. Boudin und ich dringen ins Innere, ihr bleibt im Garten, um uns im Notfall beizuspringen. Wenn das Geschäft gelingt, bringt es uns soviel ein, daß wir einige Zeit davon ruhig leben können. Aber wichtig für unsere gegenseitige Sicherheit ist's, daß wir uns bis zur Ausführung der Tat nicht mehr trennen.“

Diese Schlußworte wurden sogar noch wiederholt, da ich sie nicht verstanden zu haben heuchelte. Diesmal, sprach ich zu mir selbst, weiß ich wirklich nicht, wie ich mich aus der Affäre ziehen soll. Welches Mittel ergreifen? Saint-Germain war ein Mann von seltener Verwegenheit, geldgierig und stets bereit, Blut zu vergießen, wenn es um Geld ging.

Es war noch nicht gegen zehn Uhr morgens; bis Mitternacht war also noch lange Zeit. Ich hoffte, daß sich während dieser Zeit eine Gelegenheit bieten würde, die Polizei zu benachrichtigen. Inzwischen ging ich auf Saint-Germains Vorschlag ein und erhob nicht den geringsten Einwand gegen diese Vorsichtsmaßregeln, die die beste Bürgschaft für die Treue eines jeden gewähren mußte.

Es wurde ausgemacht, daß wir alle zu ihm in die Rue Saint-Antoine gehen sollten; eine Droschke brachte uns vier vors Haus. Dort führte er uns in ein Zimmer, wo wir uns bis zum Moment der Abreise aufhalten sollten. Zwischen vier Mauern eingepfercht, allein mit diesen Banditen, wußte ich nicht, welchen Heiligen ich anflehen sollte. Einen Vorwand vorzuschützen, um hinauszugehen, war unmöglich; Saint-Germain wäre sofort dahinter gekommen und beim leisesten Verdacht war er imstande, mich niederzuknallen. Was tun? Ich fügte mich in mein Schicksal, mochte kommen, was kommen sollte. Ich konnte nichts Besseres tun, als mit guter Miene zum bösen Spiel bei den Vorbereitungen zum Verbrechen helfen, die sofort begannen. Man bringt Pistolen herbei, und untersucht sie, um sie zu putzen und zu laden; Saint-Germain bemerkt ein paar darunter, die ihm unbrauchbar erscheinen und legt sie beiseite.

„Während ihr die Batterien abmontiert,“ sagte er zu uns, „werde ich mal diese ‚Schweinsfüße‘ umtauschen.“ Und damit will er sich entfernen.

„Einen Augenblick,“ rufe ich, „laut unserer Verabredung darf niemand ohne Begleitung den Raum verlassen“

„Richtig,“ antwortet er. „Man soll seine Verabredungen halten. Also komm mit mir.“

„Und diese Herren?“

„Wir schließen sie hier ein.“

Gesagt, getan. Ich gehe mit Saint-Germain. Wir kaufen Kugeln, Pulver und Feuersteine, die schlechteren Pistolen werden gegen gute eingetauscht und wir kehren zurück. Nun werden die Vorbereitungen beendet. Dennoch muß ich zittern, als ich sehe, mit welcher Ruhe Boudin zwei Tischmesser wetzt. Es war widerwärtig.

Unterdessen geht die Zeit dahin. Eine Stunde verrinnt, und ich sehe keine Rettungsmöglichkeit. Ich gähne, räkele mich, tue, als ob ich mich langweilte und werfe mich endlich aufs Bett wie zum Schlafen. Nach wenigen Minuten schein ich von dieser Tatlosigkeit ganz ermüdet zu sein und merke, daß die anderen ebenso matt sind wie ich.

„Wie wäre es, wenn wir etwas trinken?“ sagt Saint-Germain.

„Famose Idee,“ rufe ich und springe auf. „Ich habe zu Hause einen Korb vorzüglicher Burgunder. Wenn Sie wollen, kann ich ihn holen lassen.“

Alle sind hochofren, und Saint-Germain schickt seinen Portier zu Annette, damit sie mit dem Wein herkomme. Man macht aus, ihr nichts zu erzählen, und während man sich auf meinen Wein freut, werfe ich mich wieder aufs Bett und kritzle mit einem Bleistift folgende Worte:

„Wenn du von hier fortgehst, verkleide dich und verlasse uns, das heißt Saint-Germain, Boudin und mich, nicht

mehr. Aber hüte dich, erkannt zu werden, ferner hebe alles auf, was ich fallen lasse, und bringe es hin.“

Dieser kurze Hinweis genügte: Annette hatte bereits ähnliche erhalten; ich wußte, daß sie den Sinn verstehen würde.

Bald erschien Annette mit dem Korb Wein. Ihr Erscheinen machte alle wieder munter; alle machten ihr Komplimente. Was mich anbetrifft, so küßte ich sie erst beim Weggehen und steckte ihr dabei den Zettel zu. Wir nahmen nun ein opulentes Mahl ein, und dann erbot ich mich, mit Saint-Germain das Terrain zu besichtigen, um auf alle Fälle gesichert zu sein. Die Vorsicht war nur natürlich, und Saint-Germain wunderte sich nicht darüber; aber ich hatte vorgeschlagen, einen Wagen zu nehmen, Saint-Germain hielt's für richtiger, zu Fuß zu gehen. An Ort und Stelle angelangt, merkte ich mir genau die Gegend, damit ich sie leicht wieder angeben konnte. Dann sagte Saint-Germain, wir müßten schwarzen Krepp kaufen, um uns das Gesicht zu verhüllen. Wir gingen ins Palais Royal, und während er in einen Laden tritt, schütze ich ein Bedürfnis vor und schließe mich in einem Klosett ein. Dort habe ich Zeit genug, um alle Angaben aufzuschreiben, vermittels deren die Polizei das Verbrechen verhüten könnte.

Saint-Germain, der mich immer möglichst im Auge behielt, führte mich in eine Kneipe, und wir tranken dort einige Flaschen Bier. In dem Moment, da wir in die Wohnung zurückkehren wollen, erblicke ich Annette, die auf mich wartet. Jeder andere hätte sie unter ihrer Verkleidung nicht erkannt. Als ich gewiß bin, daß sie mich gesehen hatte, lasse ich, während ich ins Hause gehe, den Zettel fallen, und überlasse mich meinem Schicksal.

Es ist mir schwer, alle Schrecken zu beschreiben, die ich durchgemacht habe, während ich auf den Augenblick des Aufbruchs wartete. Trotz der Anweisungen, die ich

gegeben hatte, fürchtete ich, sie könnten zu spät kommen, und schon würde das Verbrechen begangen sein. Durfte ich allein es wagen, Saint-Germain und seine Genossen zu verhaften? Das wäre ein unnützer Versuch gewesen! Und wer stand mir dafür, daß, falls das Verbrechen begangen würde, ich nicht verurteilt und als Mitwisser bestraft würde? Ich wußte, daß in manchen Fällen die Polizei ihre Agenten preisgegeben hatte; manchmal wiederum konnte sie das Gericht nicht verhindern, sie für schuldig zu erklären.

Ich befand mich in dieser qualvollen Situation, als Saint-Germain mich beauftragte, Debenne zu begleiten. Sein Wagen sollte an der Straßenecke warten, damit er die Gold- und Silbersachen aufnehmen konnte. Wir gehen hinunter. Beim Verlassen des Hauses sehe ich wieder Annette, die mir Zeichen macht, daß meine Botschaft ausgerichtet ist. In diesem selben Moment fragt mich Debenne, wo wir ihn treffen sollten. Ich weiß nicht, welcher gute Genius mir den Gedanken eingab, diesen Unglücklichen zu retten. Ich hatte gemerkt, daß er im Grunde nicht bössartig war. Er schien zum Verbrechen eher aus Not und durch üble Ratschläge, als aus Neigung getrieben worden zu sein. Und so bezeichnete ich ihm eine ganz andere Stelle, als jene, die mir angegeben war. An der Ecke des Boulevard Sant-Denis traf ich Saint-Germain und Boudin wieder. Es war erst halb elf. Ich sagte, der Wagen werde erst in einer Stunde bereit sein, ich hätte Debenne angewiesen, sich an der Ecke der Rue du Faubourg-Poissonière aufzuhalten und auf das verabredete Signal zu warten. Ich meinte, der Wagen könne Verdacht erregen, wenn er allzu nahe plaziert sei, daher hätte ich es für besser gehalten, ihn in einiger Entfernung zu halten; sie billigten diese Vorsicht durchaus.

Es schlägt elf. Wir trinken ein Glas in der Rue du Faubourg-Saint-Denis und begeben uns zu der Wohnung des Bankiers. Boudin und sein Komplize schmauchen ihre

Pfeifen weiter; ihre Ruhe flößt mir Entsetzen ein. Endlich sind wir an dem Pfosten angelangt, der uns als Leiter dienen sollte. Saint-Germain verlangt mir die Pistolen ab. In diesem Moment durchzuckte mich der Gedanke, er habe alles erraten und wollte mich niedermachen. Ich gebe sie ihm, aber ich hatte mich geirrt: er öffnet die Zündpfanne, tut neues Pulver hinein und gibt sie mir zurück. Dann nimmt er dieselbe Operation bei seinen Pistolen und denen Boudins vor, klettert als erster den Pfosten hinauf, und beide schwingen sich, immer noch die Pfeife im Munde, in den Garten. Ich muß ihnen folgen. Oben, auf der Mauer erwachen alle meine Befürchtungen wieder: wird die Polizei Zeit zum Überfall haben? Wird Saint-Germain dir nicht zuvorgekommen sein? Das sind die Fragen, die ich an mich selbst richtete, das sind meine Zweifel. In dieser fürchterlichen Ungewißheit fasse ich endlich den Entschluß, das Verbrechen zu verhindern, sollte ich auch im ungleichen Kampfe erliegen.

Saint-Germain, der mich immer noch rittlings auf der Mauer sitzen sieht, wird ungeduldig über meine Langsamkeit und ruft: „So komm doch herunter!“ Kaum hat er die Worte zu Ende gesprochen, als plötzlich eine Schar Menschen über ihn herfällt. Er und Boudin leisten erbitterten Widerstand. Von beiden Seiten wird geschossen, Kugeln pfeifen, aber nach einem Kampf von wenigen Minuten hat man die beiden Mörder.

Einige Agenten wurden bei diesem Scharmützel verwundet, ebenso Saint-Germain und sein Getreuer. Ich, als bloßer Zuschauer, vermied jede Gefahr; um jedoch meine Rolle bis zu Ende zu spielen, sank ich auf das Schlachtfeld hin, als ob ich tödlich verwundet worden wäre. Einen Augenblick darauf warf man eine Decke über mich und so wurde ich in ein Zimmer getragen, wo sich schon Boudin und Saint-Germain befanden. Dieser letztere schien meinen Tod sehr zu beklagen, er vergoß Tränen, und man mußte ihn mit Gewalt verhindern, sich über den vermeintlichen Leichnam zu werfen.

Ich erinnere mich kaum eines Vorfalls in meinem Leben, der mir mehr Freude bereitet hätte, als die Gefangennahme dieser beiden Verbrecher. Ich gratulierte mir dazu, die Gesellschaft von zwei Schurken befreit zu haben, während ich mich zugleich glücklich pries, den Kutscher Debenne, den sie mitgerissen hatten, ihrem Los entzogen zu haben. Aber bei all meiner Genugtuung seufzte ich doch über mein Schicksal, das mich fortwährend vor die Alternative stellte: entweder selbst das Schafott zu besteigen oder andere es besteigen zu lassen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel Schlupfwinkel

Die Verhaftungen, die dank meinen Nachforschungen Schlag auf Schlag erfolgt waren, hatten die Diebe einen Moment erschreckt, aber bald tauchten sie zahlreicher und kühner als vorher wieder auf. Darunter befanden sich einige entsprungene Sträflinge, die sich in ihrem gefährlichen Handwerk in den Zuchthäusern noch vervollkommnet hatten und es nun in Paris ausübten. Die Polizei beschloß, dem Treiben dieser Banditen ein Ende zu machen; ich erhielt Order, sie aufzuspüren, und nun begann ich alle Schlupfwinkel des Lasters abzusuchen, – in Paris wie in der Umgegend.

Es war natürlich unmöglich, beständig unter Verbrechern zu leben, ohne daß sie mich zur Teilnahme an ihren Unternehmen aufforderten. Nie wies ich diese Vorschläge ab, aber sobald es zur Ausführung kam, pflegte ich stets irgendeinen Vorwand zu finden, um nicht zum verabredeten Stelldichein zu kommen. Im allgemeinen sind die Diebe so stupide Wesen, daß keine Ausrede dumm genug war, als daß ich sie nicht hätte vorschützen können: noch mehr, zuweilen brauchte ich, um sie zu täuschen, nicht einmal zu einer List Zuflucht zu nehmen.

Wenn man sich mit Dieben gut steht, ist natürlich nichts leichter, als auch die Diebeshehler kennen zu lernen. Und so entdeckte ich auch mehrere Hehler, und die Indizien, die ich zu ihrer Überführung angeben konnte, waren so positiver Natur, daß die Kunden bald in die Zuchthäuser eingeliefert werden konnten. Man wird vielleicht nicht ohne Interesse wahrnehmen, auf welche Art ich die Hauptstadt von einem dieser gefährlichen Verbrecher befreite.

Man war ihm bereits seit einigen Jahren auf der Spur, jedoch gelang es nie, ihn in flagranti zu ertappen. Die häufigen Haussuchungen in seiner Wohnung hatten zu keinem Resultat geführt, man fand nicht die geringste Ware, die als Beweis gegen ihn hätte dienen können. Trotzdem wurde fest behauptet, er kaufe den Dieben Sachen ab, und mancher Dieb, der weit davon entfernt war, meine Beziehung zu der Polizei zu ahnen, versicherte mir, der sei ein solider Mann, auf den man sich verlassen könne. Zwar fehlte es nicht an Belastungsmaterial gegen ihn, aber um ihn zu überführen, mußten bei ihm gestohlene Gegenstände gefunden werden. Henry hatte zu diesem Zweck alles mögliche in Bewegung gesetzt, doch durch die Ungeschicklichkeit der Agenten, oder durch die Geschicklichkeit des Hehlers – alles mißglückte. Man wollte nun probieren, ob ich glücklicher sein werde. Ich wagte das Unternehmen, und zwar auf folgende Art.

Ich stellte mich in der Nähe der Wohnung des Hehlers auf Wache und lauerte ihm auf. Endlich erscheint er. Ich folge ihm einige Schritte in der Straße und spreche ihn plötzlich mit einem fremden Namen an. Er behauptet, ich irrte mich; ich bestehe auf dem Gegenteil; er beharrt darauf, daß ich mich täusche, ich meinerseits erkläre ihm, daß ich in ihm eine Person erkennte, die seit längerer Zeit von der Polizei gesucht werde.

„Aber Sie verkennen mich,“ sagte er, „ich heiße so und so, und wohne da und da.“

„Das glaube ich Ihnen nicht!“

„Aber das ist doch zu stark! Wollen Sie, daß ich's Ihnen beweise?“

Ich erkläre mich damit einverstanden, unter der Bedingung, daß er mich zur nächsten Polizeiwache begleite.

„Gerne,“ ruft er.

Wir begeben uns in eine Wachstube: ich verlange seine Papiere; er hat keine. Ich verlange, daß man ihn durchsuche, und man findet bei ihm drei Uhren und fünfundzwanzig Doppelnapoleonendors. Ich hinterlege sie im Depot bis er zum Kommissar gebracht werde. Diese Gegenstände waren in ein Tuch eingewickelt. Ich nehme das Tuch zu mir, verkleide mich als Dienstmann und eile in das Haus des Hehlers. Seine Frau ist da mit einigen anderen Personen; sie erkennt mich nicht, ich sage, ich wolle sie unter vier Augen sprechen. Als ich mir ihr allein bin, ziehe ich das Tuch aus der Tasche und zeige es ihr als Erkennungszeichen. Noch kennt sie den Grund meines Besuches nicht, aber schon verändern sich ihre Züge; sie zittert.

„Ich bringe Ihnen keine gute Nachricht,“ sage ich zu ihr. „Ihr Mann wurde soeben verhaftet. Er sitzt auf der Wache, wo man ihm alles abgenommen hat, was er bei sich trug. Nach einigen Worten, die dem Agenten entschlüpft sind, glaubt er verraten worden zu sein; daher bittet er Sie, so schnell wie möglich das Bewußte aus dem Hause zu schaffen. Wenn Sie wollen, helfe ich Ihnen dabei: Aber ich sage Ihnen, es ist keine Zeit zu verlieren!“

Der Rat war dringend. Das Taschenbuch und die Beschreibung der Gegenstände, die darin eingeschlagen gewesen waren, ließen keinen Zweifel mehr aufkommen. Die Frau des Hehlers ging geradewegs in die Falle, die ich ihr hinhielt. Sie hieß mich drei Wagen bestellen und sofort zurückkommen. Ich übernahm den Auftrag; aber unterwegs gab ich einem meiner Vertrauten Befehl, diese drei Wagen nicht aus dem Auge zu verlieren, und sie bei einem gewissen Signal sofort anzuhalten.

Die Wagen stehen vor der Tür, ich gehe in die Wohnung hinauf, der Umzug ist in vollem Gange. Das Haus ist vollgefropft mit allen möglichen Gegenständen:

Wanduhren, Kandelabern, etruskischen Vasen, Stoffen, Kaschmir, Leinwand, Musseline. Alle diese Waren waren in einer Kammer aufgestapelt, deren Tür hinter einem Schrank so geschickt versteckt war, daß man den Betrug unmöglich entdecken konnte. Ich half mit aufladen, dann wurde der Schrank an seine frühere Stelle gerückt, und die Frau bat mich, sie zu begleiten. Ich tat, wie sie wünschte. Kaum sitzt sie in einem der Wagen, zur Abfahrt bereit, so hebe ich das Glasfenster in die Höhe, und wir sind sofort umringt. Das Ehepaar wurde vor das Schwurgericht gebracht. Sie unterlagen der Menge des Belastungsmaterials, gegen das sie nichts vorzubringen vermochten.

Sechszwanzigstes Kapitel

Ich überliste

Fast zur selben Zeit, da ich den Hehler überführte, hatte sich im Quartier Saint-Germain eine Art Bande gebildet, die Paris unsicher machte. Sie bestand aus verschiedenen Mitgliedern, die zum Haupt einen gewissen Gueuvive oder Constantin, abgekürzt Antin, hatten: denn unter Dieben ist es ebenso wie unter Zuhältern, bei der bezahlten Claque im Theater, oder überhaupt unter Gaunern, üblich, einander bei den letzten Silben des Vornamens zu nennen.

Gueuvive oder Antin war ein ehemaliger Fechtmeister. Er war zuerst Hochstapler gewesen, wurde dann von Huren der niedersten Klasse ausgehalten und beendete seine wechselvolle Laufbahn als Dieb. Er war, wie man behauptete, zu allem fähig, und obwohl man ihm keinen Mord nachweisen konnte, zweifelte man nicht, daß er im Bedarfsfall nicht zögern würde, Blut zu vergießen. Seine Mätresse war in den Champs-Élysées ermordet aufgefunden worden, und man hatte ihn in Verdacht, dieses Verbrechen ausgeführt zu haben. Wie dem auch sei, Gueuvive war ein sehr unternehmungslustiger Herr von unglaublicher Verwegenheit und außerordentlicher Frechheit. Wenigstens galt er unter seinen Kameraden dafür und genoß unter ihnen eine gewisse Berühmtheit.

Die Polizei hatte schon seit langem auf Gueuvive und seine Freunde ein Auge, aber man konnte sie nicht erwischen. Jeden Tag zeigte ein neues Attentat auf fremdes Eigentum, daß sie nicht müßig waren.

Ich verkleidete mich bis zur Unkenntlichkeit und begab mich ins Quartier Saint-Germain. Dort suchte ich alle berüchtigten Lokale ab. Um Mitternacht kehre ich bei einem gewissen Boucher in der Rue Neuve-Guillemain

ein; ich trinke mit den kleinen Mädchen ein Glas, und während ich mich mit ihnen unterhalte, höre ich am Nebentische den Namen Constantin fallen ... Ich glaube zuerst, er sei da und frage ein Mädchen direkt danach.

„Er ist nicht da,“ sagt sie zu mir, „aber er kommt jeden Tag mit seinen Freunden hierher.“

Aus dem Ton, mit dem sie das sagte, glaubte ich schließen zu dürfen, daß sie mit den Gewohnheiten dieses Herrn recht vertraut war. In der Hoffnung, aus ihr etwas herauszulocken, lade ich sie zum Essen ein, sie nimmt die Einladung an, und als sie durch verschiedene Gläschen genügend animiert ist, gesteht sie mir offen, daß meine Kleidung, meine Manieren und besonders meine Ausdrucksweise sie in dem Glauben bestärkten, ich sei ein „Freund“, das heißt ein Dieb. Wir verbrachten gemeinsam einen Teil der Nacht und ich verließ sie erst, nachdem sie mir genau die Orte genannt hatte, wo Gueuvive zu verkehren pflegte.

Am nächsten Tage komme ich gegen mittag wieder zu Boucher und finde dort meine Freundin vom Abend vorher. Kaum bin ich da, erkennt sie mich.

„Du bist’s,“ sagt sie zu mir, „wenn du Gueuvive sprechen willst, so ist er jetzt da,“ und sie zeigt mir einen etwa achtundzwanzig bis dreißig Jahre alten, ziemlich sauber gekleideten Mann.

Ich spreche ihn an und bitte ihn um eine Pfeife Tabak. Er fragt mich aus, erkundigt sich, ob ich Soldat gewesen sei. Ich antworte, daß ich bei den Husaren gedient hätte, und wir knüpfen – das Glas in der Hand – eine Unterhaltung über die Armee an. Beim Trinken vergeht die Zeit, man spricht vom Mittagessen und Gueuvive sagt, wenn ich mit ihm essen wollte, würde es ihm ein Vergnügen sein. Ich habe keinen Grund, nein zu sagen, und nehme seine Einladung an. Wir begeben uns zur Barrière du Maine, wo

vier seiner Freunde auf ihn warten. Sofort setzen wir uns zu Tisch; keiner der Geladenen kennt mich, überdies war man sehr zurückhaltend. Dennoch erkannte ich bald an einigen Gaunerausdrücken, die hin und wieder fielen, daß alle Mitglieder dieser netten Gesellschaft Langfinger waren.

Am Weine wurde nicht gespart, und er löste alle Zungen derart, daß ich noch vor dem Ende des Mahles die Wohnung von Gueuvive und Joubert, seines würdigen Schülers, kannte und die Namen verschiedener Kameraden wußte. Im Moment des Abschiednehmens ließ ich durchblicken, daß ich kein Nachtquartier hätte. Sofort forderte mich Joubert auf, bei ihm zu schlafen und führte mich in die Rue Saint-Jacques Nummer neunundneunzig, wo er im zweiten Stock ein Hinterzimmer bewohnte; dort schlief ich in einem Bett mit ihm und – seiner Mätresse, der kleinen Cornevin.

Wir unterhielten uns noch lange: bevor wir einschliefen, überhäufte mich Joubert mit Fragen. Er wollte durchaus wissen, wovon ich mein Leben fristete, und ob ich Papiere habe; seine Neugier war unerschöpflich. Um ihn zu befriedigen, mußte ich entweder Ausflüchte machen oder lügen, aber ich ließ immer durchblicken, daß ich ein „Kollege“ sei.

Endlich rief er, als ob er mich durchschaut habe: „Tu doch nicht so, du bist ja Kollege!“

Ich tat zuerst, als ob ich ihn nicht verstehe, dann erklärte er sich näher; ich stellte mich sehr verletzt, sagte, daß er sich irre und wenn er weiter so mit mir seinen Spaß treibe, so müßte ich auf seine Gastfreundschaft verzichten. Joubert verstummte, und man sprach nicht weiter davon, bis um zehn Uhr am nächsten Morgen Gueuvive kam.

Es wurde verabredet, daß wir in der Glacière zusammen frühstücken sollten. Wir gingen los. Unterwegs nahm mich Gueuvive beiseite und sagte:

„Höre, ich sehe, du bist ein guter Junge, ich will dir einen Dienst erweisen, aber sei nicht so verstockt, sage mir, wer bist du und was treibst du?“ Da ihn ein gleichsam versehentlich entschlüpftes Geständnis von mir auf den Gedanken brachte, ich sei ein entflohener Sträfling aus Toulon, so empfahl er mir, seinen Kameraden gegenüber, verschwiegen zu sein. „Sie sind die prachtvollsten Jungens von der Welt,“ fügte er hinzu, „aber etwas schwatzhaft.“

„Oh! Ich bin auf der Hut,“ erwiderte ich, „und übrigens gedenke ich nicht in Paris alt zu werden. Hier gibt es viel zu viel Spitzel, als daß man sich sicher fühlen könnte.“

„Das ist wahr,“ sagte er, „aber wenn Vidocq dich nicht kennt, so brauchst du nichts zu befürchten, besonders wenn du mit mir bist, denn ich rieche diese Bande schon von weitem, wie die Mäuse den Speck.“

„Na ich,“ antwortete ich, „bin leider nicht so schlau. Aber wenn ich diesem Vidocq begegnete, so würde ich ihn schon erkennen, so sehr haben sich seine Züge nach der Beschreibung meinem Gedächtnis eingeprägt.“

„Rede doch nicht so, man sieht's dir gleich an, daß du den Bruder nicht kennst! Stelle dir vor, er ändert sich nach Belieben. Morgens zum Beispiel ist er gekleidet wie du, mittags wieder anders, und abends dann wiederum anders. Erst gestern habe ich ihn in Generalsuniform getroffen ... aber ich ließ mich durch die Verkleidung nicht narren. Ich erkannte ihn auf den ersten Blick, und wenn meine Freunde so wären wie ich, dann hätten wir ihn schon längst ins Jenseits befördert.“

„Tja,“ sagte ich, „alle Leute in Paris reden so, und dennoch lebt er weiter.“

„Du hast recht,“ meinte er, „aber um dir zu beweisen, daß ich anders bin als diese Tölpel, so wollen wir ihm, wenn du mitzukommen wagst, noch heute abend an seinem Hause auflauern und ihm die letzte Ölung geben!“

Ich war neugierig, zu erfahren, ob er wirklich meine Adresse kannte. Ich versprach ihm, mitzumachen, und gegen abend wurde abgemacht, daß jeder von uns in sein Taschentuch zehn kupferne Zweisousstücke einbinden sollte, um dem verdammten Vidocq damit aufzuwarten.

Die Taschentücher sind bereit, und wir machen uns auf den Weg. Constantin war schon ordentlich im Zug. Er führte mich direkt in die Rue Neuf-Saint-François vor das Haus Nummer vierzehn, wo ich in der Tat wohnte. Ich erfuhr nicht, woher er meine Adresse wußte. Ich muß gestehen, daß mich dieser Umstand beunruhigte; um so seltsamer schien es mir, daß er mich nicht persönlich kannte. Wir warteten einige Stunden, aber, wie man sich vielleicht denken kann, kam Vidocq nicht. Constantin war höchst ungehalten über diesen Mißerfolg. „Heute entkommt er uns,“ sagte er mir, „aber ich schwöre dir, daß ich ihn fassen werde. Er soll die heutige Wache teuer bezahlen.“

Um Mitternacht zogen wir ab und verschoben die Partie auf morgen. Es war recht possierlich für mich, an einem Anschlag gegen mich selbst teilzunehmen. Constantin wußte mir Dank für meinen guten Willen: nun hatte er keine Geheimnisse mehr vor mir. Er plante einen Diebstahl in der Rue Cassette und schlug mir vor, mitzukommen; ich versprach es ihm, sagte aber, ich könnte und wollte abends nicht ausgehen, da ich keine Papiere habe.

„Nun,“ meinte er, „dann kannst du auf uns in Jouberts Zimmer warten.“

Der Diebstahl wurde begangen, und da es stockdunkel war, so waren Constantin und seine Genossen verwegen genug, eine Straßenlaterne loszumachen und sich so den Weg zu beleuchten. Zu Hause pflanzte man die Laterne mitten im Zimmer auf und begann die Beute zu untersuchen. Sie waren über den Erfolg ihrer Expedition aufs höchste entzückt; aber kaum sind fünfzig Minuten verflossen, als man an der Tür klopft. Die erstaunten Diebe sehen einander an ohne ein Wort zu sprechen. Diese Überraschung hatte ich ihnen bereitet. Man klopft wieder. Constantin legt den Finger auf den Mund und sagt leise:

„Es ist die Polizei, ganz gewiß!“

Ich stehe auf und schlüpfe unter das Bett. Die Schläge verdoppeln sich, man ist gezwungen, zu öffnen.

Im selben Moment stürzt ein Haufe von Inspektoren ins Zimmer. Constantin und vier andere Diebe werden verhaftet, man stellt eine Haussuchung an, man durchsucht das Bett, in dem Jouberts Geliebte schläft, man tastet sogar den Boden der Matratze mit einem Stock ab, aber ich werde nicht gefunden. Das hatte ich auch erwartet.

Der Polizeikommissar stellte ein mündliches Verhör an; es wird ein Inventar der gestohlenen Sachen aufgenommen, und diese werden mit den fünf Dieben auf die Präfektur gebracht.

Als alles vorbei ist, komme ich aus meinem Versteck heraus. Ich befand mich allein mit der kleinen Cornevin. Sie konnte sich über mein Glück nicht genug wundern und bat mich, bei ihr zu bleiben.

„Wo denkst du hin?“ antworte ich ihr, „und wenn die Polizei wiederkommt!“ und ich verließ sie mit dem Versprechen, sie auf der Estrapade wiederzusprechen.

Ich ging nach Hause, ruhte mich ein wenig aus und war zur bestimmten Stunde beim Rendezvous. Die Cornevin wartete auf mich. Ich hoffte durch sie eine komplette Liste aller Freunde Constantins und Jouberts zu erhalten. Da ich mit ihr gut stand, brachte sie mich mit ihnen zusammen, und in weniger als vierzehn Tagen wurden achtzehn Diebe verhaftet. Sie alle wurden wie Constantin zum Bagno verurteilt.

Beim Abmarsch des Sträflingstrupps erblickte mich Constantin und wurde wütend. Er wollte in Drohungen ausbrechen, aber ohne auf seine Schmähungen zu achten, ging ich auf ihn zu und sagte kaltblütig, es sei doch erstaunlich, daß ein Mann wie er, der den Vidocq kannte und Spitzel von der Ferne roch wie Mäuse den Speck, sich auf so alberne Art hatte fangen lassen.

Beschämt schlug Constantin die Augen nieder und schwieg.

Siebenundzwanzigstes Kapitel Kollegen

Ich war nicht der einzige Geheimagent der Polizei. Ein Jude, Gaffré, war mein Kollege. Er war schon vor mir angestellt worden, da aber unsere Prinzipien sehr voneinander abwichen, so blieben wir nicht sehr lange im Einverständnis. Ich bemerkte, daß er sich übel benahm und benachrichtigte den Divisionschef. Als dieser sich von der Wahrheit überzeugte, setzte er Gaffré vor die Tür und wies ihn aus Paris aus.

Jeden Tag wurde nun gegen mich Anzeige erhoben, aber die Stimmen der Verleumder waren machtlos. Henry, die rechte Hand des Präfekten, verbürgte sich für mich, und so wurde beschlossen, daß jede gegen mich gerichtete Denunziation mir unmittelbar mitgeteilt würde, und mir eine schriftliche Widerlegung der Anklage gestattet sein solle. Dieses Vertrauenszeichen machte mir viel Freude; es bewies mir wenigstens, daß meine Vorgesetzten mir Gerechtigkeit widerfahren ließen, und nichts in der Welt hätte mich von dem mir selbst vorgeschriebenen Wege abbringen können.

Im Jahre 1810 lenkten Diebstähle ganz neuer Art und von unbegreiflicher Keckheit die Aufmerksamkeit der Polizei auf eine neue Verbrecherbande.

Fast alle waren Einbruchsdiebstähle. Die Diebe machten sich nur an reiche Häuser heran, und alle Indizien sprachen dafür, daß die Kerle eine genaue Kenntnis der Räumlichkeiten besaßen.

Alle meine Bemühungen, diese geschickten Diebe abzufangen, waren erfolglos geblieben. Aber da wurde in der Rue Saint-Claude ein Diebstahl begangen, dessen Ausführung mit den unüberwindlichsten Schwierigkeiten verknüpft zu sein schien. Die Wohnung lag im dritten

Stockwerk eines Hauses, in dem der Polizeikommissar des Reviers wohnte. Als Leiter hatte das Laternenseil gedient, das an der Haustür des Beamten hing.

Am Tatort war aber ein Hafersäckchen vergessen worden, wie sie die Droschkenkutscher zu haben pflegten. Das ließ vermuten, daß die Diebe entweder Droschkenkutscher waren, oder daß eine Droschke bei der Ausführung der Tat benutzt wurde.

Henry beauftragte mich, über die Kutscher Erkundigungen einzuziehen, und es gelang mir auch, festzustellen, daß das Hafersäckchen einem gewissen Husson von der Droschke Nr. 712 gehörte. Ich machte einen Rapport. Husson wurde verhaftet, und durch ihn kam man auf die Spur zweier Brüder Delzève, von denen der ältere auch bald dingfest gemacht werden konnte. In dem von Henry geführten Verhör machte dieser einige wichtige Mitteilungen, die zur Verhaftung eines Frotteurs beim Hofstaat der Kaiserin Josephine führten.

Die Diebe waren zumeist Dienstmänner, Traiteure und Kutscher; sie gehörten also zu einer Klasse, bei der die Ehrlichkeit zur Tradition gehört. Im Laufe des Jahres 1812 überlieferte ich der Justiz die Hauptmitglieder der Bande. Nur Delzève junior war noch nicht eingefangen worden. Am 31. Dezember sagte Henry zu mir:

„Ich glaube, wenn wir's richtig anstellen, kriegen wir auch noch den Krebs (Delzèves Spitzname). Morgen ist Neujahr; er wird gewiß einen Besuch bei der Wäscherin machen, die ihm und seinem Bruder oft Zuflucht gewährt hat. Ich habe das Gefühl, daß er bestimmt hinkommen wird, heute abend, in der Nacht oder morgen früh.“

Ich war ganz Henrys Ansicht. Er gab mir drei Inspektoren mit und wir begaben uns um sieben Uhr abends in die Nähe der Wohnung der Wäscherin. Es war

außerordentlich kalt. Die Erde war mit Schnee bedeckt; der Winter war noch nie so streng gewesen ...

Wir legen uns in den Hinterhalt. Nach einigen Stunden sind die Inspektoren starr vor Kälte und schlagen mir vor, umzukehren. Auch ich bin halb erfroren, denn ich hatte bloß einen leichten Dienstmanskittel an. Ich mache Einwände, obwohl es mir selbst angenehm gewesen wäre, abzuziehen; es wird beschlossen, bis Mitternacht auszuhalten. Aber kaum schlägt es zwölf, erinnern sie mich an mein Versprechen, und wir verlassen den Posten, den wir laut Vorschrift bis zum Morgen behalten sollten.

Wir begeben uns ins Palais-Royal. Ein Café ist noch offen. Wir gehen hinein, wärmen uns, trinken einen Glühwein und trennen uns; jeder geht nach Hause. Aber während ich meiner Wohnung zuschreite, denke ich über meine Handlungsweise nach.

Mein Benehmen erschien mir nun ganz falsch. Ich war verzweifelt, daß ich den Vorschlag der Inspektoren gefolgt war. Fest entschlossen, meinen Fehler wieder gut zu machen, kehrte ich auf den Beobachtungsposten zurück und nahm mir vor, die Nacht dort zu verbringen, und sollte ich auch in den Stiefeln sterben. Ich stellte mich in ein Eckchen, um von Delzève nicht bemerkt zu werden, wenn es ihm doch noch einfallen sollte, zu kommen.

In dieser Stellung verbrachte ich anderthalb Stunden; mein Blut erstarrte, ich fühlte meinen Mut sinken. Plötzlich kam ich auf einen glänzenden Gedanken: nicht weit von mir lag ein Haufen Dung und Unrat, der doch immer warm ist. Ich laufe hin, grabe im Dünger eine ziemlich große Vertiefung, so daß ich bis zum Gürtel darin sitzen kann, und verstecke mich in dem Loch; eine angenehme Wärme bringt mein Blut wieder in Umlauf.

Es wurde fünf Uhr morgens, und noch hatte ich meinen Schlupfwinkel nicht verlassen; abgesehen vom Geruch,

war ich gut aufgehoben. Endlich öffnet sich die Tür des betreffenden Hauses, und eine Frauengestalt kommt zum Vorschein; die Tür wird aber nicht wieder geschlossen. Geräuschlos schleiche ich aus meinem Misthaufen und schiebe mich in den Hof. Ich schaue mich um, sehe aber nirgends Lichtschimmer.

Ich wußte, daß Delzèves Freunde sich durch einen verabredeten Pfiff zu erkennen geben; dieser Pfiff nach Art der Droschkenkutscher war mir bekannt. Ich ahme ihn nach, und beim zweiten Mal höre ich eine Stimme: „Wer ruft?“

„Chauffeur (der Kutscher, bei dem Delzève das Fahren gelernt hatte) ruft Krebs!“

„Du bist es?“ ruft dieselbe Stimme. (Es war Delzève.)

„Jawohl, ich brauche dich, komme herunter.“

„Ich komme, warte einen Augenblick.“

„Es ist kalt,“ erwiderte ich, „ich warte auf dich in der Kneipe an der Ecke. Beeil' dich, hörst du?“

Die Kneipe war schon offen: man weiß, daß es am Neujahrmorgen früh Gäste gibt. Aber ich hatte gar keine Lust zum Trinken. Um Delzève zu täuschen, mache ich die Ausgangstür auf und lasse sie mit Geräusch wieder zufallen, ohne hinauszugehen. Ich verstecke mich unter einer Treppe im Hof. Bald kommt Delzève herunter, ich sehe ihn: ich gehe ihm nach, packe ihn am Kragen, setze ihm die Pistole auf die Brust und erkläre ihn als meinen Gefangenen.

„Folge mir,“ rufe ich, „bei der leisesten Bewegung breche ich dir ein Glied, denn ich bin nicht allein!“

Vor Überraschung starr antwortet Delzève kein Wort und folgt mir mechanisch. Ich fordere ihm seine Hosenträger

ab, er gibt sie mir; nun bin ich über ihn Herr: er kann mir weder widerstehen noch flüchten.

Ich beeilte mich, ihn abzuführen. Die Uhr schlug sechs, als wir die Rue Rocher erreichten. Ein Fiaker kam vorbei, ich ließ ihn halten. Der Zustand, in dem ich mich befand, mußte wohl den Kutscher um die Sauberkeit des Wageninnern besorgt machen, aber ich versprach doppelte Bezahlung, und so nahm er uns auf. Bald rollten wir auf dem Pariser Pflaster dahin. Zur größeren Sicherheit binde ich meinen Gefährten an, der sich gegen mich hätte auflehnen können. In Anbetracht meiner Kraft brauchte ich dieses Mittel nicht, aber ich hoffte ihn zu einem Geständnis zu bringen und wollte es mit ihm nicht verderben.

Delzève sah ein, wie unmöglich ein Fluchtversuch wäre. Ich versuchte ihm Vernunft beizubringen. Um ihn kirre zu machen, bot ich ihm eine Erfrischung an, er nahm an: der Kutscher verschaffte uns Wein, und wir fuhren ohne ein bestimmtes Ziel trinkend weiter.

Es war noch früh am Morgen. Da ich fest überzeugt war, daß es vorteilhaft für mich sei, dieses Tete-a-tete in die Länge zu ziehen, so schlug ich Delzève vor, mit mir in einem Restaurant in einem Separé zu frühstücken. Er war beruhigt und schien mir nicht mehr zu grollen. Er lehnt die Einladung nicht ab und ich fahre mit ihm in den „Cardan bleu“. Aber noch bevor wir dort angelangt waren, hatte er mir bereits wichtige Mitteilungen über eine ganze Anzahl seiner Komplizen gemacht, die noch frei in Paris herumliefen. Ich glaubte fest, daß er bei Tisch ganz auftauen würde. Ich ließ ihn wissen, daß er sich lediglich durch ein Geständnis der Polizei angenehm machen könne; als der Wagen vor der Tür hielt, war er schon ganz entschlossen. Ich ließ ihn vor mir die Treppe hinaufgehen; im Moment, als wir uns zu Tisch setzten, bat ihn ihn, damit wir in aller Ruhe essen könnten, um die Erlaubnis, ihn auf meine Manier binden zu dürfen. Ich

wollte ihm volle Freiheit für Arme zur Führung von Messer und Gabel lassen, und mehr Freiheit braucht man ja bei Tische nicht. Er fühlte sich durch meine Vorsicht keineswegs beleidigt, und ich tat folgendes: mit zwei Servietten band ich ihm jeden Fuß an ein Stuhlbein, drei oder vier Zoll über dem Fußboden, so daß er nicht aufstehen konnte, ohne zu riskieren, sich Hals und Genick zu brechen.

Er aß mit viel Appetit. Er ermächtigte mich, vor Henry alles zu wiederholen, was er mir gestanden hatte. Um zwölf Uhr nahmen wir einen Kaffee ein: der Wein hatte Delzève einen kleinen Hieb versetzt. Wir bestiegen den Wagen ganz versöhnt, ja sogar als die besten Freunde. Zehn Minuten später waren wir auf der Präfektur. Henry nahm gerade die Neujahrsgratulationen seiner Untergebenen entgegen. Ich trete ein und melde:

„Ich habe die Ehre, Ihnen ein glückliches neues Jahr zu wünschen und zugleich den berüchtigten Delzève vorzustellen!“

„Das nenne ich ein Neujahrs Geschenk!“ rief Henry, als er meinen Gefangenen erblickte. Dann sagte er, an die Beamten gewandt:

„Es wäre zu wünschen, meine Herren, daß jeder von Ihnen dem Herrn Präfekten etwas ähnliches bringen kann.“

Er wies mich an, Delzève aufs Depot zu begleiten und sagte gütig zu mir:

„Vidocq, gehen Sie jetzt schlafen, ich bin mit Ihnen zufrieden!“

Achtundzwanzigstes Kapitel

Die Pianistin

Es kommt selten vor, daß ein Sträfling dem Gefängnis entspringt mit der Absicht, sich zu bessern; zumeist trachtet er nur danach, die Hauptstadt zu erreichen, und dort die traurige Kunstfertigkeit auszuüben, die er im Bagno erlernt hat, denn die meisten unserer Gefängnisse sind die hohe Schule der Vervollkommnung im Verbrecherhandwerk. Fast alle großen Diebe haben's zur Meisterschaft gebracht, nachdem sie eine kurze oder längere Zeit auf den Galeeren gelebt haben. Einige wurden fünf- bis sechsmal verurteilt, ehe sie ihr Renommee erlangten, wie zum Beispiel der berühmte Victor Desbois und sein Kamerad Mongenet, genannt Tambour. Beide tauchten mehrmals in Paris auf und begingen hier eine Reihe von Diebstählen, von denen das Volk gern als von tollkühnen und gewagten Kunststücken erzählt.

Diese zwei Menschen gingen seit einigen Jahren jedesmal mit dem Sträflingstrupp ab und brachen immer wieder aus. Jetzt befanden sie sich wieder einmal in Paris. Die Polizei wurde davon benachrichtigt, und ich erhielt den Auftrag, sie aufzuspüren. Alle Anzeichen sprachen dafür, daß sie noch mit anderen, nicht minder gefährlichen Verbrechern in Verbindung standen. Man hatte eine Klavierlehrerin, deren Sohn, Noël, der Brillen-Noël genannt, ein berüchtigter Verbrecher, im Verdacht, die beiden bei sich aufgenommen zu haben.

Frau Noël war eine gebildete Dame. Sie war eine ausgezeichnete Musikerin, und in der mittleren Bourgeoisie, deren Töchtern sie Unterricht erteilte, galt sie als vortreffliche Künstlerin. Wenn man sie sah und hörte und sie nicht näher kannte, erschien Frau Noël als recht interessante kleine Frau, ja, sie hatte sogar etwas

Rührendes in ihrem Wesen. Ein gewisses Geheimnis lag über ihrem Leben. Man wußte nichts von ihrem Gatten. Einige behaupteten, sie wäre schon sehr früh verwitwet gewesen; andere erzählten, er habe sie verlassen; dann sagten wieder andere, sie sei das Opfer einer Verführung geworden. Ich weiß nicht, welches dieser Gerüchte der Wahrheit entspricht, ich weiß nur soviel, daß Frau Noël eine kleine Brünnette war, deren lebhaftes Auge und heiterer Blick viel Sanftmut äußerten; in Übereinstimmung damit stand ihr freundliches Lächeln und der Klang ihrer Stimme, die viel Charme hatte. Dieses Gesicht vereinte aber in Wahrheit etwas Engelhaftes und Teuflisches zugleich, aber mehr Teuflisches als Engelhaftes, denn mit den Jahren hatten die bösen Gedanken ihre Züge enthüllt.

Frau Noël war gefällig und gut, aber lediglich für Individuen, die irgendwie mit der Justiz auf dem Kriegsfuß standen; diese nahm sie auf wie eine Soldatenmutter die Kameraden ihres Sohnes aufzunehmen pflegt. Um eines guten Empfangs gewiß zu sein, brauchte man nur aus derselben Batterie zu sein, wie der Brillen-Noël; und dann erwies sie einem aus Liebe zu ihm oder auch aus eigener Neigung alle möglichen Dienste. Sie wurde gewissermaßen von den Dieben als ihre Mutter betrachtet; bei ihr stiegen sie ab, sie sorgte für alle ihre Bedürfnisse, sie trieb ihre Gefälligkeit selbst soweit, daß sie ihnen „Arbeit“ suchte; wenn ein Paß nötig war, ruhte sie nicht eher, bis sie einen Paß verschafft hatte.

Mama Noël hatte mich nie gesehen, mein Aussehen war ihr vollkommen unbekannt, sie hatte höchstens meinen Namen nennen hören. Es wäre mir also ein Leichtes gewesen, mich ihr vorzustellen, ohne ihren Verdacht zu erregen. Aber ich wollte sie soweit bringen, daß sie mir den Schlupfwinkel der gesuchten Diebe angeben, und dazu mußte ich eine List gebrauchen. Zunächst beschloß ich, mich für einen geflüchteten Sträfling auszugeben,

aber ich mußte dazu den Namen des Diebes annehmen, den ihr ihr Sohn oder dessen Kameraden im günstigsten Licht geschildert hatten. Eine gewisse Ähnlichkeit war unumgänglich notwendig; ich suchte unter meinen ehemaligen Bekannten irgendeinen, der mit dem Brillen-Noël in Verbindung stand, ich konnte aber niemanden finden, der dasselbe Alter wie ich gehabt hätte und dessen Signalement auf mich paßte. Endlich fiel mir ein gewisser Germain ein, auch Royer und Kapitän genannt, der Noëls Busenfreund gewesen war. Obgleich er mir nichts weniger als ähnlich sah, so war er doch die passende Person, die ich spielen wollte.

Germain war ebenso wie ich mehrmals aus den Zuchthäusern entsprungen, aber das war auch alles, was wir gemeinsam hatten. Er war ungefähr so alt wie ich, aber er war viel kleiner als ich; er hatte braunes Haar, während ich blond war; er war mager, ich erfreute mich einer gewissen Leibesfülle, seine Gesichtsfarbe war nußbraun, während meine Haut weiß und rosig war. Überdies hatte Germain eine sehr lange Nase, die eine ungeheure Menge Tabak faßte; beständig hing ihm ein Tabakklümpchen an den Nüstern, wodurch seine Stimme einen näselnden Ton erhielt.

Es war nicht leicht für mich, Germains Rolle zu spielen. Aber die Schwierigkeit schreckte mich nicht ab. Ich ließ mir das Haar wie einem Zuchthäusler schneiden und färbte es schwarz, ebenso den Bart, den ich mir in acht Tagen hatte stehen lassen. Um mir das Gesicht zu bräunen, wusch ich es mit einem Absud von Nußschalen; und um die Imitation zu vervollständigen, klebe ich mir vermittels Gummiarabikums eine Art Kaffeebohne unter die Nase, dadurch erhielt ich Germains näselnde Aussprache. Ebenso wurden mit viel Kunst meine Füße hergerichtet; ich ließ mir Blasen wachsen, indem ich mich mit einer Flüssigkeit wusch, deren Zusammensetzung ich aus Brest kannte. Ich malte die Kettenabdrücke hinzu, und um die Toilette zu vervollständigen, putzte ich mich

dementsprechend aus. Ich hatte nichts vergessen, das der Metamorphose die Glaubwürdigkeit rauben könnte: weder an den Stiefeln, noch an der Hemde fehlte die furchtbare Marke des Bagno: G A L; das Kostüm war vollkommen, es fehlte nichts als ein paar Hundert jeder Insekten, die die Hütten der Armut bevölkern und, wie ich glaube, eine der sieben ägyptischen Plagen waren. Aber für Geld bekam ich auch diese, und als sie akklimatisiert waren – das war die Sache einer Minute – begab ich mich zu Mama Noël, in die Rue Ticquetonne.

Ich komme an und klopfe, sie öffnet – ein Blick sagt ihr alles. Sie läßt mich eintreten, ich bin mir ihr allein und sage ihr, wer ich bin.

„Ach, mein armes Kind!“ ruft sie, „man braucht Sie ja nicht erst zu fragen, woher Sie kommen. Ach, Sie sind gewiß furchtbar hungrig?“

„O ja, sehr,“ antworte ich, „ich habe seit vierundzwanzig Stunden nichts gegessen.“

Sofort geht sie hinaus und kommt mit einem Teller kalten Aufschnitts und einer Flasche Wein zurück, die sie vor mich hinstellt. Ich esse nicht, ich schlinge, ich ersticke beinah, ich wüрге alles hinunter, ohne ein Wort zuzusagen. Mama Noël ist von meinem Appetit entzückt; als alles verzehrt ist, bringt sie mir ein Schnäpschen.

„Oh, Mutter,“ rufe ich, indem ich ihr um den Hals falle, „Sie retten mir das Leben. Wie recht hatte Noël, als er mir von ihrer Güte erzählte.“

Und nun fange ich an, ihr zu erzählen, daß ich vor achtzehn Tagen ihren Sohn verlassen hätte und gebe ihr Auskunft über alle Sträflinge, für die sie sich interessiert. Die Einzelheiten, auf die ich einging, waren so wahrheitsgetreu, daß ihr gar nicht der Gedanke kommen konnte, ich sei ein Betrüger.

„Sie haben gewiß schon von mir sprechen gehört,“ fahre ich fort. „Ich habe schon viel durchgemacht. Ich heiße Germain, auch Kapitän genannt. Sie haben diesen Namen wohl schon gehört?“

„O ja, mein Freund,“ antwortete sie, „freilich kenne ich Sie. Ach, mein Gott, mein Sohn und seine Freunde haben mir schon genug von ihrem Unglück erzählt. Seien Sie willkommen, mein lieber Kapitän. Großer Gott, wie sehen Sie aus! Sie dürfen nicht länger so bleiben. Ich glaube sogar, Sie werden vom Ungeziefer geplagt. Warten Sie, ich bringe Ihnen frische Wäsche, ich will auch für anständige Kleidung sorgen.“

Ich danke Frau Noël tausendmal. Ganz nebenbei fragte ich sie während der Unterhaltung, was aus Victor Desbois und seinem Kameraden Mongenet geworden sei.

„Desbois und Tambour! Ach, mein Lieber, sprechen wir nicht davon,“ rief sie, „dieser Hund von Vidocq hat ihnen hart mitgespielt. Seitdem ein gewisser Joseph, den sie zweimal im Quartier getroffen haben (Joseph Longueville, ehemaliger Polizeiinspektor), ihnen mitgeteilt hat, daß es hier gefährlich sei, haben sie das Feld geräumt.“

„Was! Sie sind nicht mehr in Paris!“ rief ich einigermaßen enttäuscht.

„Oh, sie sind nicht weit von hier,“ entgegnete Frau Noël. „Sie befinden sich in der Umgegend. Ich habe das Vergnügen, sie ab und zu von fern zu sehen. Ich hoffe, daß sie mir recht bald einen Besuch abstatten werden. Sie werden gewiß sehr froh sein, Sie hier zu treffen.“

„Ach!“ sagte ich, „sie werden sich gewiß nicht mehr freuen als ich. Wenn Sie ihnen schreiben könnten, daß ich hier bin, so würden sie sich gewiß beeilen, zu kommen.“

„Wenn ich nur wüßte, so sie stecken,“ meinte Frau Noël, „würde ich selbst zu ihnen gehen, um ihnen das Vergnügen zu bereiten. Aber ich kenne ihren Zufluchtsort nicht, und so bleibt uns nichts Besseres übrig, als uns mit Geduld zu wappnen und abzuwarten.“

So mochten wir wohl zwei Stunden geplaudert haben. Dann bot mir Frau Noël ein Fußbad an. Ich nahm mit Dank an, und das Bad war bald bereit. Als ich meine Füße entblöbte, wurde ich beinahe ohnmächtig.

„Ach, Sie Ärmster,“ rief sie in mütterlichem Ton, „was müssen Sie leiden! Aber warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt? Sie verdienen ja Schelte!“

Und während sie mich ein wenig ausschimpfte, besah sie meine Füße. Sie stach die Blasen auf, rieb mich mit einer Salbe ein, die, wie sie behauptete, sehr schnell wirken würde, und verband mich mit einem Lappen. Es lag etwas Antikes in ihrer rührenden Gastfreundschaft; um den Vorgang ganz zur Dichtung zu machen, fehlte nur noch, daß ich ein berühmter Wanderer und Mama Noël eine vornehme Fremde sei. Nach der Fußwaschung brachte sie mir frische Wäsche. Sie vergaß nichts: sie brachte auch ein Rasiermesser und half mir beim Rasieren.

„Ich will mich nachher nach einem Handwerkeranzug für Sie umsehen,“ fügte sie hinzu. „Unter so einem Kostüm können Sie sich am besten verstecken.“

Als ich gesäubert war, führte mich Mama Noël ins Schlafzimmer. Dieser Raum diente zugleich als Werkstätte zur Herstellung von Nachschlüsseln. Der Eingang dazu war verdeckt durch einen Kleiderrechen mit Kleidern.

„In diesem Bett,“ sagte sie, „haben Ihre Freunde schon öfters geschlafen. Sie brauchen nicht zu fürchten, daß die Polizei Sie hier überrascht, Sie können ruhig schlafen.“

„Das tut mir auch not,“ meinte ich und bat um die Erlaubnis, ihr Gute Nacht sagen zu dürfen. Sie ließ mich allein. Drei Stunden später erwachte ich von meinem angeblichen Schlaf; ich stand auf, und die Unterhaltung begann von neuem. Man mußte gut beschlagen sein, um der Mama Noël standzuhalten. Es gab keine einzige Zuchthausgewohnheit, die sie nicht bis aufs Tüpfelchen kannte. Sie wußte nicht nur die Namen aller Diebe, die sie gesehen hatte, sondern sie war auch über die kleinsten Einzelheiten aus dem Leben vieler anderer Gauner unterrichtet, und sie erzählte mit Begeisterung die Geschichte der berühmtesten unter ihnen, namentlich aber ihres Sohnes, für den sie ebensoviel Verehrung wie Liebe übrig hatte.

„Sie würden sich wohl sehr freuen, Ihren lieben Sohn bald wiederzusehen?“ fragte ich.

„Oh, und wie!“

„Nun, diese Freude werden Sie recht bald haben. Noël beabsichtigt, zu entspringen. Er wartet nur noch auf den günstigen Augenblick.“

Im Laufe der Unterhaltung fragte mich Mama Noël, ob ich irgend etwas in Aussicht hätte. Sie erbot sich im Notfall, mir etwas zu empfehlen und fragte mich, ob ich mich auf das Nachmachen von Schlüsseln verstehe. Ich antwortete ihr, ich verstünde mich darauf so gut wie nur irgendeiner.

„Nun, dann bin ich beruhigt,“ sagte sie. „Sie werden also bald etwas finden. Da Sie so geschickt sind,“ fügte sie hinzu, „so will ich beim Eisenwarenhändler einen Schlüssel kaufen, den Sie meinem Schlosse anpassen sollen. Dann können Sie kommen und gehen, wie es Ihnen paßt.“

Ich sagte ihr, wie sehr ich über ihre Gefälligkeit gerührt sei. Da es schon sehr spät war, legte ich mich schlafen.

Ich brütete in einem fort, wie ich aus dieser Fall mit heiler Haut davonkommen konnte: die Spitzbuben, die ich suchte, hätten ja nur zu leicht kommen können, ehe ich die nötigen Maßregeln ergriffen hatte.

Ich schlief nicht und erhob mich sofort, als ich Frau Noël Feuer machen hörte. Sie fand, daß ich ein Frühaufsteher sei und wollte gleich alles besorgen gehen, was ich nötig hätte. Dann brachte sie mir einen unausgearbeiteten Schlüssel, gab mir Feilen und einen kleinen Schraubstock, den ich am Bett befestigte, und ich machte mich in Gegenwart meiner Gastgeberin ans Werk. Sie machte mir viele Komplimente über meine Arbeit; was ihr am meisten gefiel, war die Fixigkeit, mit der ich arbeitete. In der Tat, in weniger als vier Stunden hatte ich einen richtigen Schlüssel ausgearbeitet. Ich probierte ihn, er öffnete vorzüglich, einige Striche mit der Feile machten ein wahres Meisterstück aus ihm. Und so konnte ich, wie die anderen, so oft ins Haus kommen, wie ich wollte.

Ich war Frau Noëls Kostgänger. Nach Tisch sagte ich, daß ich in der Dämmerung gerne ausgehen wollte, um nachzusehen, ob die „Sache“, die ich in Aussicht hätte, ausführbar sei. Sie fand das ganz richtig, aber sie empfahl mir große Vorsicht.

Soweit ging mir alles nach Wunsch; man hätte nicht höher in der Gunst der Frau Noël stehen können. Aber wer garantierte mir dafür, daß ich, wenn ich in ihrem Hause bliebe, nicht niedergemacht würde? Wie leicht konnten zwei, drei Sträflinge auf einmal kommen, mich erkennen und mir den Garaus machen. Ich suchte sie also so weit zu bringen, daß sie mir selbst riet, nicht in ihrer Wohnung zu schlafen.

Ich hatte gemerkt, daß Frau Noël mit einer Obsthändlerin befreundet war, die in demselben Hause wohnte. Zu dieser Frau schickte ich einen meiner Getreuen, Manceau, mit dem Auftrag, sie auf geheimnisvolle, aber recht

ungeschickte Art über Frau Noël auszufragen. Ich legte ihm alle Fragen in den Mund, und daß die gute Frau alles ihrer Freundin sofort mitteilen würde – davon war ich um so mehr überzeugt, als ihr mein Helfershelfer strengste Verschwiegenheit anempfahl.

Der Erfolg zeigte, daß ich mich nicht geirrt hatte. Kaum hatte mein Agent den Auftrag erfüllt, als die Obsthändlerin nichts eiligeres zu tun hatte, als alles der Frau Noël zu berichten. Diese ihrerseits versäumte nicht, mich ins Vertrauen zu ziehen. Sie stellte sich an dem benachbarten Hause auf Posten, wartete mich ab, lief mir, als sie mich kommen sah, entgegen und sagte mir ohne jede Einleitung, ich möge ihr folgen. Ich tat es auch. Erst auf der Place des Victoires blieb sie stehen, sah sich um, und als sie sich vergewissert hatte, daß uns niemand sah, ging sie auf mich zu und erzählte mir alles.

„Sie sehen, mein armer Germain,“ sagte sie zum Schluß, „daß es unvorsichtig von Ihnen wäre, in meinem Hause zu schlafen. Sie würden momentan sogar besser tun, selbst von Besuchen am Tage abzusehen.“

Um ihren Verdacht nicht zu erwecken, stellte ich mich noch betrübter als sie. Ich verfluchte diesen verdammten Vidocq, der uns nicht in Ruhe ließ; ich tobte geradezu, daß ich nun außerhalb von Paris ein Obdach suchen müsse und nahm von Mama Noël Abschied. Sie wünschte mir viel Glück, sagte „Auf baldiges Wiedersehen“ und ließ beim Abschied in meine Hand ein Dreifrankstück gleiten.

Ich wußte, daß Desbois und Montgenet erwartet wurden; außerdem wußte ich nun, daß Personen in Frau Noël's Haus ein- und ausgingen, mochte sie da sein oder nicht; sie kamen sehr oft, wenn sie Stunden in der Stadt gab. Mir lag daran, alle diese Herrschaften kennen zu lernen ... Zu diesem Zweck postierte ich an der Straßenecke einige als Dienstmänner verkleidete Agenten so, daß sie nicht auffallen konnten.

Um den Schein zu erwecken, ich fürchtete mich, besuchte ich zwei Tage lang Frau Noël nicht. Nachher kam ich eines Abends zu ihr und brachte ihr einen jungen Mann mit, den ich für den Bruder der Frau ausgab, mit der ich gelebt hatte. Ich war ihm angeblich im Moment, als ich Paris verlassen wollte, zufällig begegnet, und hatte ein Obdach bei ihm gefunden. Dieser junge Mann war ein Geheimagent; ich sagte Mama Noël, er habe mein ganzes Vertrauen, sie könne ihn als mein zweites Ich betrachten; da ihn die Spitzel nicht kannten, so sollte er ihr Botschaft von mir bringen, wenn ich Angst hätte, mich zu zeigen.

„Wie schade!“ rief Frau Noël, „Sie haben viel verloren. Wenn Sie zwanzig Minuten früher gekommen wären, hätte Sie hier eine Frau getroffen, die Sie gut kennt.“

„Wen denn?“

„Die Schwester von Marguerit.“

„Ja, sie hat mich wirklich oft mit ihrem Bruder gesehen.“
„Gewiß, als ich ihr von Ihnen erzählte, hat sie Sie mir aufs Haar beschrieben. Etwas mager,“ sagte sie, „und hat die Nase ewig voll Tabak.“

Frau Noël bedauerte sehr, daß ich die Dame verpaßt hatte; ich selbst mußte mich darüber natürlich sehr freuen. Um eine solche Begegnung zu vermeiden, ließ ich von nun ab jedesmal, wenn ich kommen sollte, meinen angeblichen Schwager vorausgehen; wenn niemand da war, gab er mir dann ein Zeichen aus dem Fenster. Dann kam ich, und mein Helfershelfer stellte sich auf Wache in der Straße, um mir jede unangenehme Überraschung zu ersparen. In der Nähe hielten sich noch weitere Agenten auf; denen hatte ich den Schlüssel zu Mama Noël's Wohnung anvertraut, damit sie mir im Fall der Gefahr beispringen könnten. Jeden Augenblick konnte es ja geschehen, daß die Sträflinge unerwarteterweise eintrafen, mich erkannten und mich anfielen – ein

Faustschlag gegen eine Fensterscheibe sollte als Signal dienen, daß ich Hilfe zum ungleichen Kampf brauchte.

Man sieht, alle Vorsichtsmaßregeln waren von mir getroffen. Die Entwicklung ging ihrem Ende entgegen. Es war an einem Dienstag; ein Brief von den Leuten, die ich suchte, kündigte ihren Besuch für den nächsten Freitag an. Dieser Freitag sollte ihr Unglückstag werden. Frühmorgens setzte ich mich in einen Schenke in der Nachbarschaft, damit sie mich nicht beim Kommen in der Straße treffen könnten, und schickte zur Verhütung jeder Gefahr meinen angeblichen Schwager zu Frau Noël voraus. Er kam bald zurück und meldete, die Schwester von Marguerit sei nicht da, und ich könnte ruhig hingehen.

„Betrügst du mich auch nicht?“ rief ich: die Stimme des Agenten kam mir seltsam verändert vor. Ich heftete einen Blick auf ihn, der ihm in die Tiefe der Seele drang, ich glaubte auf seinem Gesichte eine jener schlecht verhehlten Muskelzuckungen wahrzunehmen, die eine Lüge begleiten; ich weiß selbst nicht, was mich ahnen ließ, daß ich es mit einem Verräter zu tun hatte. Dieser erste Eindruck kam mir wie ein Lichtstrahl. Wir befanden uns in einem separaten Kabinett. Ich packte ihn am Kragen und sage ihm in Gegenwart seiner Kameraden auf den Kopf zu, daß er mich betrogen habe, und wenn er mir nicht auf der Stelle alles gestehen würde, so sei es um ihn geschehen. Bestürzt murmelt er einige Worte der Entschuldigung, sinkt vor mir auf die Knie und gesteht mir, daß er der Frau Noël alles erzählt habe.

Dieser Verrat hätte mir, wenn ich ihn nicht geahnt hätte, das Leben kosten können; aber nicht aus persönlichen Gründen, sondern im Interesse der Gesellschaft war ich wütend, so nah am Ziel gescheitert zu sein. Der Verräter Manceau wurde verhaftet und, obwohl er noch sehr jung war, so wurde er – er hatte auch noch anderes auf dem

Kerbholz – nach Bicêtre geschickt und von dort nach der Insel Oléron, wo seine Laufbahn auch ein Ende fand.

Natürlich ließen sich die Flüchtlinge in der Rue Ticquetonne nicht mehr sehen; sie wurden aber trotzdem kurze Zeit darauf verhaftet.

Frau Noël verzieh mir den bösen Streich, den ich ihr gespielt hatte, nicht. Um an mir Rache zu nehmen, schaffte sie eines schönen Tages alle ihre Sachen beiseite, ging fort, ohne die Tür zu verschließen, kam bald zurück und brach in ein furchtbares Geschrei aus, sie sei bestohlen worden. Die Nachbarn wurden als Zeugen angegeben, eine Anzeige an den Kommissar wurde erstattet, und Mama Noël bezeichnete mich als den Dieb, weil ich den Schlüssel zu ihrer Wohnung hatte. Der Präfekt und Henry durchschauten aber die List, und die Untersuchungen, die sie anstellten, waren so gut geleitet, daß die verschwundenen Sachen bald wiedergefunden wurden. Die Veranlassung war klar, und um Frau Noël Zeit zu lassen, sie zu bereuen, wurde sie sechs Monate in Saint-Lazare eingesperrt.

Neunundzwanzigstes Kapitel Ein wohlkonservierter Sechziger

Man sieht, welche Unannehmlichkeiten mir die Untreue eines Agenten verursachte. Ich wußte schon seit langem, daß ein Geheimnis nie besser aufgehoben ist, als wenn man es für sich behält; aber die traurige Erfahrung hatte mich ebenso gelehrt, daß ich möglichst auch allein handeln müsse, und das tat ich denn auch bei einer, wie man sehen wird, sehr wichtigen Angelegenheit.

Zwei Galeerensträflinge, Goreau und Florentin, auch Chatelain genannt, die schon mehrmals verurteilt worden waren, befanden sich wieder einmal in Bicêtre als unverbesserliche Diebe. Des Aufenthalts in diesen Grüften, wo man wie lebendig begraben ist, müde, schrieben sie an Henry einen Brief, in dem sie sich erboten, wichtige Mitteilungen zu machen; auf Grund dieser Mitteilungen könnte man mehrere ihrer Kameraden fassen, die in Paris täglich Diebstähle begingen.

Als der gewandteste und gefährlichste unter ihnen wurde ein gewisser Fossard bezeichnet, ein Mann, der zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt und bereits mehrmals aus den verschiedenen Zuchthäusern entflohen war.

Der einzige Anhaltspunkt, den mir Henry über den Fall Fossard geben konnte, lautete folgendermaßen:

„Fossard wohnt in Paris in einer Straße, die von den Markthallen nach einem Boulevard führt, das heißt, zwischen der Rue Comtesse-d'Artois und der Rue Poissonière, hinter der Rue Montorgueil. Es ist nicht bekannt, in welcher Etage er wohnt, aber man kann seine Fenster an gelbseidenen, gestickten Musselinegardinen erkennen. In demselben Hause wohnt eine kleine

bucklige Schneiderin, die mit der Frauensperson befreundet ist, mit der Fossard lebt.“

Wie man sieht, war diese Angabe nicht so durchaus genau, daß ich direkt aufs Ziel hätte losgehen können.

Ich wußte nicht, womit ich beginnen sollte. Da ich aber voraussah, daß ich es in diese Fall hauptsächlich mit Frauen aus dem Volke zu tun haben würde, so war ich mir über die Art meiner Verkleidung sofort im klaren. Es war selbstverständlich, daß ich wie ein ehrwürdiger Herr aussehen mußte. Ein paar künstliche Runzeln, ein Haarzopf, eine Halskrause, ein dicker Stock mit goldenem Knauf, ein dreieckiger Hut, Buckeln und passender Rock und Beinkleid machten aus mir einen jener Bürger von sechzig Jahren, von denen alle alte Schachteln finden, sie seien „gut erhalten“. Ich war fest überzeugt, daß alle Buckligen auf mich fliegen würden, und zudem sah ich so bieder aus, daß es keinem einfallen würde, mich anzuschwindeln.

In dieser Verkleidung durchwandelte ich die Straße, die Nase hoch in der Luft, nach jeder farbigen Gardine spähend. Ich war so in meine Beobachtungen versunken, daß ich für alles rings um mich taub und blind war. Wäre ich etwas weniger beleibt gewesen, so hätte man mich leicht für einen Metaphysiker halten können oder für einen Poeten, der in der Region der Schornsteine einen Vers sucht. Zwanzigmal lief ich in Gefahr, überfahren zu werden, von allen Seiten hörte ich „Achtung!“ „Achtung!“

So vergingen einige Tage, ohne daß ich auch nur den Schatten meines Gegenstandes fand. Ich fühlte, daß ich ein Höllengewerbe ausübte, jeden Abend war ich wie gerädert, jeden Morgen mußte ich ganz von vorn anfangen. Dieses Manövers müde griff ich endlich zu einem anderen Mittel.

Ich hatte die Beobachtung gemacht, daß Bucklige im allgemeinen sehr schwatzhaft und neugierig sind. Sie sind die Klatschbasen ihres Viertels: nichts passiert, ohne daß sie's wüßten. Diese Tatasache führte mich zu dem Schluß, daß die von mir gesuchte Bucklige es sich gewiß nicht nehmen ließ, bei der Milchfrau, beim Bäcker, bei der Gemüsefrau, beim Krämer oder in der Spezereihandlung ein kleines Plauderstündchen abzuhalten. Ich beschloß demnach, diese Stätten des Klatsches möglichst zu überwachen.

Aber welcher Milchfrau mochte meine Bucklige den Vorzug geben? Sicherlich doch derjenigen, die vielleicht nicht am nächsten lag, aber die über den größten Vorrat an Klatsch und Stadtneuigkeiten verfügte. Das Geschäft an der Ecke der Rue Thévenot schien mir diese doppelte Tugend in sich zu vereinigen: die Frau hatte auch eine Riesenmenge kleiner Töpfchen um sich stehen, und inmitten ihres zahlreichen Kreises hörte sie nicht auf, zu schwatzen und zu bedienen. Ich nahm mir vor, sie nicht aus dem Auge zu verlieren.

Ich lag schon den zweiten Vormittag auf der Lauer und wartete voll Ungeduld auf den weiblichen Äsop, aber da kamen lauter junge Mädchen von schlanker Statur in zierlichen Morgenkleidern, alle gerade wie ein lateinisches I. Ich war der Verzweiflung nahe ... Endlich erscheint mein Stern am Horizont. Es ist das Urbild der Buckligen, die Venus der Verwachsenen, Gott, wie reizend war sie, wie herrlich gekrümmt war der auffallendste Teil ihres Signalements! Dieses übernatürliche oder vielmehr außernatürliche Wesen trat in den Milchladen ein, plauderte da, wie ich erwartet hatte, ein Weilchen, und holte sich ihre Sahne, dann ging sie beim Spezereihändler vorbei, dann blieb sie einen Augenblick bei der Gekrösehändlerin, die ihr ein Stückchen Lunge, wahrscheinlich für ihre Katze, gab, darauf lenkte sie ihre Schritte nach der Rue Petit-Carreau und verschwand in einem Hause, in deren unterer Etage ein Siebmacher

wohnte. Ich erhob meine Blicke zu den Fenstern, jedoch die gelben Gardinen, nach denen ich schmachtete, waren nicht zu sehen. Ich sagte mir aber mit Recht, daß Gardinen, welche Farbe sie auch haben mochten, leichter verrückbar von ihrem Platze seien als ein angeborener Buckel, und beschloß also, mich nicht eher zurückzuziehen, als bis ich eine Audienz bei dem kleinen Ungetüm gehabt habe, dessen Anblick mich dermaßen erfreute.

Ich stieg daher die Treppe hinauf. Im Zwischenstock fragte ich, wo hier eine kleine Dame wohne, die ein klein wenig bucklig sei.

„Sie meinen wohl die Schneiderin?“ antwortete man mir mit Gelächter.

„Ja, ich suche die Schneiderin, sie hat eine etwas übertriebene Schulter.“

Man lacht von neuem und weist mich in die dritte Etage nach vorne. Man bezeichnet mir die Tür, ich klopfe, es wird geöffnet: es ist die Bucklige selber. Nach den üblichen Entschuldigungen über den ungelegenen Besuch bitte ich sie, mir eine kleine Unterredungen zu gewähren; ich füge noch hinzu, daß ich sie in einer persönlichen Angelegenheit sprechen möchte.

„Gnädiges Fräulein,“ beginne ich mit einer gewissen Feierlichkeit, nachdem sie mich vor sich hatte Platz nehmen lassen, „Sie kennen den Grund nicht, der mich hierher führt; wenn Sie ihn kannten, würde Ihnen vielleicht mein Schritt einiges Interesse einflößen.“

Die Bucklige bildete sich ein, daß ich ihr eine Liebeserklärung machen wollte. Sie wurde ganz rot, und ihr Blick belebte sich, so krampfhaft sie auch die Augen niederschlug. Ich fuhr fort:

„Sie werden sich gewiß wundern, daß man in meinem Alter in Liebe entbrannt sein kann, wie mit zwanzig Jahren.“

„Aber, mein Herr, Sie sind ja so jugendlich,“ rief die lebenswürdige Bucklige. Ich wollte sie nicht weiter auf die Folter spannen, und sagte:

„Ich bin auch sonst ganz gesund, aber nicht darum handelt es sich. Sie wissen wohl, daß in Paris häufig Mann und Frau zusammenleben, die nicht miteinander verheiratet sind ...“

„Für was halten Sie mich denn, mein Herr, daß Sie es wagen, mir einen solchen Vorschlag zu machen?“ rief die Bucklige, ohne das Ende meines Satzes abzuwarten. Ich mußte über das Mißverständnis lächeln.

„Ich will Ihnen keine unmoralischen Vorschläge machen,“ entgegnete ich, „ich möchte nur von Ihnen Auskunft über eine gewisse Dame haben, die in diesem Hause wohnen soll, zusammen mit einem Herrn, den sie für ihren Gatten ausgibt.“

„Ich kenne keine solche Dame,“ antwortete die Bucklige trocken.

Nun beschrieb ich ihr „grosso modo“ Fossard und seine Geliebte, Fräulein Tonneau.

„Ja, ich kenne ihn,“ sagte sie dann, „ein Mann, ziemlich von Ihrer Größe und ihrer Figur, so gegen dreißig oder zweiunddreißig, ein hübscher Mensch. Die Dame ist eine pikante Brünnette mit schönen Augen, hübschen Zähnen, einem breiten Mund, entzückenden Wimpern und einem kleinen Schnurrbärtchen; sie hat ein Stupsnäschen, aber sie sieht recht nett und bescheiden aus. Ja, die haben hier allerdings gewohnt, aber sie sind erst vor kurzem ausgezogen.“

Ich bat sie, mir ihre neue Adresse zu sagen. Als sie sagte, sie wüßte sie nicht, begann ich weinend sie anzuflehen, mir das unglückliche Geschöpf wiederfinden zu helfen, das ich trotz ihrer Treulosigkeit immer noch liebte.

Die Schneiderin war für die Tränen, die ich vergoß, nicht unempfindlich; sie wurde ganz gerührt, ich sparte nicht mit pathetischen Ausdrücken.

„Ach! Ihre Untreue tötet mich! Haben Sie Mitleid mit einem armen Ehemann, ich beschwöre Sie. Verheimlichen Sie mir ihre Adresse nicht, und ich verdanke Ihnen mehr als mein Leben.“

Bucklige Mädchen sind gefühlvolle Wesen, zudem ist ein Mann in ihren Augen ein kostbares Kleinod; da sie keinen bekommen können, so begreifen sie nicht, wie man untreu sein könne, außerdem hatte meine Schneiderin einen wahren Abscheu vor dem Ehebruch. Sie bedauerte mich aufrichtig und wünschte nichts mehr, als mir nützlich zu sein.

„Leider,“ sagte sie, „wurde ihr Umzug von zwei Dienstleuten aus einem anderen Viertel besorgt. Ich weiß absolut nicht, wo sie hingekommen sind und was aus ihnen geworden ist. Aber vielleicht fragen Sie den Hauswirt?“

Der gute Wille dieser Frau war unzweifelhaft. Ich ging zum Wirt, er konnte mir nur soviel sagen, daß ihm die Miete pünktlich bezahlt worden war, und daß kein Grund zur Beschwerde vorlag.

Außer der Gewißheit, die alte Wohnung Fossards entdeckt zu haben, war ich also nicht viel weiter gekommen. Aber dennoch wollte ich die Flinte nicht ins Korn werfen, ehe ich alle Mittel ausprobiert hatte. Gewöhnlich kennen sich die Dienstmänner der verschiedenen Stadtviertel. Immer unter der Maske des betrogenen Ehemanns fragte ich die

Dienstmänner der Rue Petit-Carreau aus, und einer konnte mir auch wirklich den Mann nennen, der den Umzug meines Nebenbuhlers besorgt hatte.

Ich fand den betreffenden Mann und trug ihm mein Ammenmärchen vor. Er hörte mich an, aber es war ein geriebener Bursche, er wollte nicht mit der Sprache heraus. Ich tat, als ob ich nichts merkte und ich gab ihm dafür, daß er mir versprach, mich vor Fossards Haus zu führen, zehn Franken. Dieses Geld verjubelte er noch am selben Tage mit einem Straßenmädchen.

Diese erste Zusammenkunft fand am dritten Weihnachtstag (27. Dezember) statt. Am 28. sollten wir uns wiedersehen. Ich war pünktlich da, auch der Dienstmann ließ nicht auf sich warten. Einige Fünffrankstücke spazierten wieder aus meiner Tasche in die seine, auch mußte ich ein Frühstück spendieren, endlich war er soweit. Er führte mich vor ein nettes Haus an der Ecke der Rue Duphot und Rue Saint-Honoré.

„Hier ist es,“ sagte er, „wir können ja beim Weinhändler nachsehen, sie sitzen dort immer.“

Er wollte noch einmal regaliert zu sein. Ich ließ mich nicht lange bitten; wir treten ein, leeren eine Flasche Beaune und nun, als wir ausgetrunken hatten, konnte ich mich mit der Gewißheit zurückziehen, das Domizil meiner Ehefrau und ihres Verführers endlich gefunden zu haben. Meinen Begleiter brauchte ich nicht mehr, ich bedankte mich noch einmal und verabschiedete mich von ihm. Um gewiß zu sein, daß er nicht Lust bekam, beiden Parteien zu dienen und mich verriet, ließ ich ihn durch meine Agenten überwachen, vor allem aber verhindern, daß er wieder in die Weinkneipe kam ...

Fossards Freunde, das heißt seine Denunzianten, hatten die Warnung ausgesprochen, daß er bei sich stets einen Dolch und Pistolen trage; eine Doppelpistole sollte er

sogar in einem Taschentuch versteckt, stets in der Hand halten. Diese Nachricht gebot Vorsicht; soweit man Fossards Charakter kannte, war außerdem auch zu erwarten, daß er vor keinem Morde zurückschrecken würde. Ich wollte keineswegs als Schlachtopfer dienen. Das sicherste Mittel, sich der Gefahr zu entziehen, schien mir, sich mit dem Weinhändler in Einverständnis zu setzen, bei dem Fossard wohnte. Dieser Weinhändler war ein braver Mann, aber die Polizei steht im allgemeinen in so üblem Ruf, daß ehrliche Leute nicht immer gesonnen sind, ihr Beistand zu leisten. Ich wollte mir also seine Beihilfe durch Berührung seiner eigenen Interessen sichern. Unter verschiedenen Verkleidungen war ich bereits zweimal bei ihm gewesen, und hatte Gelegenheit genommen, mich über die Örtlichkeit wie über das Personal des Ladens zu orientieren. Darauf kam ich in meiner gewöhnlichen Kleidung zum Wirt und sagte, ich wollte ihn unter vier Augen sprechen. Er führte mich in eine Kammer und ich erklärte ihm folgendes:

„Ich bin von der Polizei beauftragt, Sie zu benachrichtigen, daß Sie bestohlen werden sollen. Der Dieb, der den Diebstahl plant, wohnt in Ihrem eigenen Hause; die Frau, die mit ihm lebt, kommt manchmal zu Ihrer Frau ins Kontor. Während der Unterhaltung hat sie einen Schlüsselabdruck von der Tür genommen. Alles ist vorgesehen: die Klingelschnur sollte durchgeschnitten und die Tür verrammelt werden. Und wenn sie einmal drin sind, steigen sie in ihr Zimmer; sollten Sie unterdessen erwacht sein, so brauche ich Ihnen nicht zu erzählen, was geschehen würde, denn Sie haben's mit einem ausgemachten Verbrecher zu tun.“

„Die würden uns die Gurgel abschneiden,“ sagte der Weinhändler entsetzt. Er rief sofort seine Frau und teilte ihr die Neuigkeit mit.

„Na, meine Liebe, trau' du einem! Diese Frau Hazard, auf die wir Gift nehmen würden, will uns den Hals

abschneiden. Heute nacht sollten wir niedergemacht werden.“

„Aber nein, Sie können ganz ruhig sein,“ sagte ich, „nicht heute nacht. Sie wollten zuerst den Heiligen Dreikönigstag vorbeigehen lassen. Aber wenn Sie verschwiegen sind und mich unterstützen, so kriegen wir sie herunter.“

Frau Hazard war niemand anders als Fräulein Tonneau; unter diesem Namen war sie und Fossard im Hause bekannt. Ich bat den Weinhändler und seine Frau – sie waren entsetzt – ihre Mieter mit der gewöhnlichen Freundlichkeit zu behandeln. Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß sie alles tun wollten, was ich verlangte. Es wurde ausgemacht, daß ich mich, damit ich Fossard besser sehen und ihn sicherer packen konnte, in einer kleinen Kammer unter der Treppe verbergen sollte.

Am 31. Dezember, abends elf Uhr, im Moment, da alle meine Batterien geladen sind, kommt Fossard nach Hause. Er ahnt nichts Arges und steigt pfeifend die Treppe hinauf. Zwanzig Minuten später zeigt mir das ausgelöschte Licht, daß er zu Bett gegangen sein muß: ein günstiger Augenblick! Der Kommissar und die Gendarmen warteten auf der nächsten Wache auf Nachrichten. Ich lasse sie kommen, und sie schleichen geräuschlos in das Haus. Wir beraten, wie wir sie am besten ergreifen könnten, ohne daß jemand getötet oder verwundet wird, denn man war überzeugt, daß der Bandit sich auf den Tod wehren würde.

Die Weinhändlersfrau, mit der Frau Hazard befreundet war, hatte einen Neffen bei sich. Es war ein zehnjähriger Junge, ziemlich intelligent für sein Alter und um so geldgieriger, als er aus der Normandie stammte. Ich verspreche ihm eine Belohnung, wenn er unter dem Vorwand, seine Tante sei unwohl, zu Frau Hazard gehe und sie um etwas Eau-de-Cologne bitte. Ich schärfe dem

Schlingel ein, den wehleidigen Ton anzunehmen, der für solche Gelegenheiten geziemend ist. Dann werden die übrigen Rollen verteilt. Das Finale naht. Ich heiße meine Leute die Stiefel ausziehen, entledige mich auch selbst meines Schuhzeugs und wir steigen geräuschlos hinauf. Der Bub ist in bloßem Hemde; er klingelt, keine Antwort, er klingelt wieder.

„Wer ist da?“ fragt man.

„Ich bin's, Frau Hazard, Louis; meine Tante ist krank geworden, sie bittet Sie um ein bißchen Eau-de-Cologne. Sie krümmt sich vor Schmerzen! Ich habe ein Licht bei mir.“

Die Tür wird geöffnet, aber kaum kommt Madame Tonneau zum Vorschein, so bemächtigen sich ihrer zwei handfeste Gendarmen und stopfen ihr mit einer Serviette den Mund zu, damit sie nicht schreien kann. Im selben Augenblick stürze ich mich, schneller als der Löwe auf seine Beute, auf Fossard. Er ist ganz bestürzt, ich fessele ihn noch im Bette, und er ist mein Gefangener, noch ehe er eine Bewegung zu machen, ein Wort zu sprechen vermochte. Seine Bestürzung war derart, daß er sich fast eine Stunde lang nicht erholen konnte. Als Licht gebracht wurde, und er mein geschwärztes Gesicht und meine Köhlerkleidung erblickte, bekam er einen solchen Schrecken, daß er glaubte, er sei in der Gewalt des leibhaftigen Teufels. Als er zu sich kam, dachte er an seine Waffen, an den Dolch und die Pistolen, die auf dem Nachtschisch lagen, sein Blick wandte sich dorthin, sein Körper bekam einen Ruck – aber das war auch alles: er sah ein, daß jeder Widerstand unnütz sei und verbiß seine Wut.

Es wurde eine Haussuchung vorgenommen, und man fand eine große Menge von Schmucksachen, Diamanten und eine Summe von acht- bis zehntausend Franken in bar. Während alles durchstöbert wurde, nahm mich

Fossard beiseite und vertraute mir an, daß er unter dem Fußboden noch zehn Banknoten zu tausend Franken versteckt habe. „Nimm sie zu dir,“ sagte er mir, „wir wollen teilen, du kannst soviel davon behalten, wie du willst.“

Ich steckte in der Tat die Scheine zu mir. Wir bestiegen einen Wagen und kamen bald bei Henry an, wo die gefundenen Gegenstände deponiert wurden. Man nahm sie noch einmal auf, und als man damit zu Ende, sagte der Kommissar, der mich der Form halber begleitet hatte: „Jetzt können wir das Verhör wohl schließen.“

„Einen Augenblick!“ rief ich. „Hier sind noch zehntausend Franken, die mir der Gefangene zugestellt hat.“

Und damit deponierte ich die Summe zum großen Bedauern Fossards; der warf mir einen Blick zu, welcher zu sagen schien: „Diesen Streich verzeihe ich dir nie.“

Dreißigstes Kapitel

Die Sicherheitsbrigade

Zur Zeit der Verhaftung Fossards existierte die Sicherheitsbrigade bereits, und seit 1812, daß heißt dem Jahre ihrer Errichtung, war ich nicht mehr Geheimagent. Der Name Vidocq war populär geworden, und gar zu viele kannten mich von Ansehen. Die erste Tat, die mich meiner Verborgenheit entzog, war gegen die ständigen Versammlungsorte der gewerbsmäßigen Verbrecher gerichtet. Eines Tages hatte Henry die Absicht ausgedrückt, eine Razzia bei Dénoyez zu machen; das war eine Spelunke, die von üblem Gesindel jeder Sorte besucht wurde. Yvrier, einer der Polizeioffiziere, ließ dabei die Bemerkung fallen, dazu brauche man mindestens ein Bataillon.

„Ein Bataillon,“ rief ich aus, „warum nicht gleich die ‚große Armee‘? Ich wenigstens mach’ es mit acht Mann!“

Yvrier wurde ganz rot vor Zorn und sagte, ich redete Unsinn.

Aber ich bestand auf meinen Vorschlag, und erhielt Order zu handeln. Der Kreuzzug, den ich unternahm, war gegen Diebe, entsprungene Arrestanten und einen großen Teil Deserteure der Kolonialarmee gerichtet. Ich versah mich mit Handschellen und zog in Begleitung von zwei Hilfsbeamten und acht Gendarmen ab. Bei Dénoyez trete ich mit zwei Gendarmen in das Lokal. Ich fordere die Musik auf, zu schweigen, sie gehorcht; aber zugleich entsteht ein fürchterlicher Radau, und man schreit: „Raus! Raus mit ihm!“ Es ist keine Zeit zu verlieren, den Schreiern muß ein Schnippchen geschlagen werden, bevor sie noch vom Worte zur Tat übergehen.

Sofort ziehe ich mein Papier hervor und fordere im Namen des Gesetzes alle Anwesenden, mit Ausnahme der Frauen, auf, hinauszugehen. Zuerst macht man einige Schwierigkeiten, aber nach wenigen Minuten fügen sich selbst die Halstarrigsten, und der Auszug beginnt. Ich stelle mich dann am Ausgang auf, und jedem Individuum, das mir als Verbrecher bekannt ist, male ich mit Kreide ein Kreuz auf den Rücken: ein Zeichen für die Gendarmen, die draußen warten. Einer nach dem andern wird ergriffen und gefesselt. Auf die Art wurden zweiunddreißig Personen festgenommen. Der Zug wurde auf die nächste Wache, und von da auf die Präfektur geleitet.

Die Kühnheit dieses Streiches machte viel Aufsehen unter dem Volk, das die Gerichtssäle füllt; in kurzem wußten alle Einbrecher und sonstiges üble Gesindel, daß es einen Spion namens Vidocq gab. Die Verwegensten nahmen sich vor, mich bei der ersten Begegnung mausetot zu machen. Manch einer versuchte es auch wirklich, aber sie erlitten die schmachlichste Niederlage, und ihr Mißerfolg setzte mich in ein so furchtbares Ansehen, daß in der Folge dieses Ansehen selbst auf die Mitglieder dieser Brigade abfärbte.

Denn bald nach der Aushebung der Verbrecherversammlung hatte ich meine eigene Brigade bekommen. Zu Anfang hatte ich nur vier Agenten, dann sechs, später zehn und schließlich zwölf. Im Jahre 1817 habe ich auch nicht mehr Agenten gehabt, und doch bewirkte ich mit dieser Handvoll Menschen in der Zeit vom 1. Januar bis zum 31. Dezember nicht weniger als siebenhundertzweiundsiebzig Verhaftungen und neununddreißig Haussuchungen, bei denen gestohlene Gegenstände zum Vorschein kamen.

Von dem Moment an, als die Diebe erfuhren, daß ich zum leitenden Mann der Sicherheitspolizei ernannt werden sollte, hielten sie sich für verloren. Was sie am meisten

beunruhigte, war, daß sie mich von Menschen umgeben sahen, die früher unter ihnen gelebt und mit ihnen „gearbeitet“ hatten, und infolgedessen sie gut kannten. Die Verhaftungen, die ich im Jahre 1813 anstellte, waren nicht so zahlreich gewesen wie die des Jahres 1817, aber doch beträchtlich genug, um ihnen Angst einzuflößen.

In den Jahren 1814 und 1815 wurde ein Schwarm Pariser Diebe von den englischen Gefangenenpontons befreit, wo sie gehalten waren, und kehrte in die Hauptstadt zurück. Sie nahmen bald ihr früheres Gewerbe wieder auf. Das waren lauter Leute, die ich nie gesehen hatte, und so schmeichelten sie sich der Hoffnung, leicht meiner Wachsamkeit zu entgehen, zudem gingen sie mit einer Energie und Kühnheit sondergleichen ans Werk. In einer einzigen Nacht wurden in der Vorstadt Saint-Germain zehn Einbruchsdiebstähle begangen, sechs Wochen lang hörte man von nichts anderem reden als von Heldentaten dieser Art. Henry wußte sich gegen diese Bande nicht zu helfen und war der Verzweiflung nahe. Er lag ewig auf der Lauer, aber auch ich konnte nichts entdecken. Endlich konnte mir ein ehemaliger Dieb, den ich verhaftet hatte, einige Angaben machen, und in weniger als zwei Monaten hatte ich eine Bande von zweiundzwanzig Dieben hinter Schloß und Riegel, dann eine von achtundzwanzig, eine dritte von achtzehn und einige andere von zwölf, zehn, acht, ohne die einzelnen Diebe zu zählen und die große Menge der Hehler, die die Bevölkerung der Zuchthäuser vermehrten. Damals erlaubte man mir, in meine Brigade vier neue Agenten einzustellen; sie wurden aus der Zahl der Diebe rekrutiert, die den Vorteil hatten, die neuen Ankömmlinge früher gekannt zu haben.

Drei dieser Vertrauten: Goreau, Florentin und Coco-Lacour, die seit langem in Bicêtre saßen, baten inständig um Anstellung; sie behaupteten, vollkommen bekehrt zu sein und schwuren hoch und heilig, daß sie ehrlich vom Ertrag ihrer Arbeit leben wollten, das heißt, von dem Gehalt, das ihnen die Polizei aussetzen würde. Sie waren

schon in früher Jugend auf die Bahn des Verbrechens geraten, und deshalb meinte ich, wenn sie wirklich entschlossen seien, ihre Lebensweise zu ändern, so könnten sie so wichtige Dienste leisten wie niemand sonst. Ich unterstützte ihr Gesuch, und, obwohl man mir entgegenhielt, wie leicht ein Rückfall ihrerseits möglich sei, bewirkte ich doch nach vieler Mühe unter Berufung auf den großen Nutzen, den sie leisten könnten, ihre Befreiung. Am meisten war man gegen Coco-Lacour eingenommen, denn er wurde – mit Recht oder Unrecht – beschuldigt, während seiner Amtierung als Geheimagent beim Generalinspektor Veyrat Silberzeug gestohlen zu haben. Aber Coco-Lacour war der einzige, der mein Vertrauen nicht getäuscht hat. Die beiden anderen zwangen mich nur zu bald, sie davonzujagen; später erfuhr ich, daß sie in Bordeaux von neuem verurteilt wurden. Was Coco betrifft, so kam er mir so vor, als ob er Wort halten wollte; ich irrte mich auch nicht. Da er sehr intelligent und nicht ungebildet war, so zeichnete ich ihn aus und erhob ihn zu meinem Sekretär. Bei Gelegenheit einiger Verweise, die ich ihm machte, verließ er meinen Dienst. Gegenwärtig steht nun Coco-Lacour an der Spitze der Sicherheitspolizei und wartet auf die Möglichkeit, seinerseits seine Memoiren zu veröffentlichen; vielleicht wird es interessant sein, zu sehen, durch welche Abgründe er gehen mußte, bevor er den Posten erlangte, den ich so lange einnahm. Sein Leben zeigt, daß er auf alle Nachsicht Anspruch hat; seine gänzliche Sinnesänderung mag als Beweis dafür dienen, daß auch der verdorbenste Mensch sich noch bessern kann. Die Dokumente, auf Grund deren ich die Hauptmomente aus dem Leben meines Amtsnachfolgers herausheben will, sind absolut authentisch. Da sind einige Abschnitte aus seinem Leben, die auf der Polizeipräfektur verzeichnet sind. Ich schlage die Register der Sicherheitspolizei auf und lese:

„Lacour, Marie-Barthélémy, elf Jahre alt, wohnhaft in der Rue du Lycée, wegen versuchten Diebstahls am 9. Ventose des Jahres 9 zu einer Gefängnisstrafe verurteilt; elf Tage später vom Korrektionstribunal zu einem Monat Gefängnis verurteilt.“

„Derselbe, am 2. Prairial des folgenden Jahres verhaftet und in Untersuchungshaft gebracht, wegen versuchten Diebstahls von Spitzen in einem Laden. In Freiheit gesetzt noch am selben Tage durch den Polizeileutnant des zweiten Bezirks.“

„Derselbe, auf Anordnung des Polizeipräfekten am 23. Thermidor des Jahres 11 in Bicêtre eingeschlossen; am 28. Pluviose des Jahres 11 in Freiheit gesetzt und auf die Präfektur gebracht.“

„Derselbe, auf Anordnung des Polizeipräfekten am 6. Germinal des Jahres 11 in Bicêtre eingeliefert; am 22. Floréal des folgenden Jahres auf die Gendarmerie zurückgebracht und nach Le Havre abgeschickt.“

„Derselbe, siebzehn Jahre alt, bekannter Gauner, mehrmals als solcher verhaftet, tritt im Juli 1807 als Freiwilliger in die Kolonialtruppen. Am 31. desselben Monats in die Gendarmerie eingeliefert, um an seinen Bestimmungsort gebracht zu werden. In demselben Jahre von der Insel Rhé geflüchtet.“

„Derselbe Lacour, genannt Coco (Barthélémy) oder Louis, Barthélémy, einundzwanzig Jahre alt, geboren zu Paris, Juwelenhändler, wohnhaft Faubourg Saint-Antoine Nr. 297. Am 1. Dezember 1809 in Untersuchungshaft eingeliefert, als des Diebstahls verdächtig, zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt durch die Gerichtssitzung vom 18. Januar 1810, als Deserteur den Marinebehörden übergeben.“

„Derselbe, am 22. Januar 1812 als unverbesserlicher Dieb in Bicêtre eingeliefert. Am 3. Juli auf die Präfektur

gebracht.“

Lacours Jugend bot ein trauriges Beispiel von dem Unglück einer schlechten Erziehung. Alles, was ich nach seiner Befreiung über ihn ermitteln konnte, bewies, daß er von Natur aus gut veranlagt war. Unglücklicherweise waren seine Eltern arm. Sein Vater, Schneider und Portier in der Rue du Lycée, beschäftigte sich nicht besonders viel mit ihm in den ersten Jahren seines Lebens, die so oft für das Schicksal des Menschen maßgebend sind. Ich glaube außerdem, daß Coco früh Waise wurde. Aber so viel ist wenigstens gewiß, daß er sozusagen auf dem Schoß der Nachbarinnen, der Huren und Modistinnen von Paris Royal aufwuchs. Sie fanden ihn niedlich, überhäufte ihn mit Süßigkeiten und Liebkosungen und brachten ihm zugleich auch das bei, was sie „Schmiß“ nannten. So sorgten diese Damen für seine Kindheit, überall schleppten sie ihn mit: er war ihre Erholung, ihr Spielzeug; ließen ihnen ihre Amtspflichten keine Zeit für dieses unschuldige Spielzeug, so trieb sich klein Coco in dem Garten des Palais Royal herum und mischte sich unter die Tagediebe, die, zwischen Lutschpfropfen und Kreisel, die Vorschule des Verbrechens sind. Es ist überflüssig, zu sagen, welcher Art die Fortschritte waren, die Coco machte, – Coco, der von Dirnen erzogen und von Verbrecherlehrlingen unterrichtet wurde. Sein Lebensweg war voller Klippen.

Endlich nahm ihn eine Frau, die sich wahrscheinlich zu seiner Rettung berufen fühlte, zu sich. Das war die Dame Maréchal, die auf der Place des Italiens ein Bordell hielt. Dort wurde Coco zwar sehr gut genährt, aber Entgegenkommen war die einzige moralische Eigenschaft, die seine Wirtin in ihm entwickelte. Er wurde auch entgegenkommend: er war entgegenkommend gegen jedermann, er paßte sich den Bedürfnissen des Etablissements an, mit dessen Einzelheiten er aufs genaueste vertraut war.

Der junge Lacour hatte bestimmte Ausgehtage und -stunden, und er wußte sie, wie es scheint, gut zu benützen, denn noch während seines Aufenthalts bei Madame Maréchal war er als einer der geschicktesten Spitzendiebe bekannt, und kurze Zeit darauf brachten ihm rasch aufeinander folgende Verhaftungen den Ruf eines erstklassigen Hochnehmers ein. Die vier, fünf Jahre Bicêtre, wo er auf administrativen Befehl als gefährlicher und unverbesserlicher Dieb eingeschlossen war, machten ihn nicht besser. Aber da lernte er wenigstens das Handwerk des Strumpfstrickers und erhielt einige Bildung. Einschmeichelnd, geschmeidig, mit einer sanften Stimme und weiblichem, wenn auch nicht schönem Gesicht, gefiel er einem gewissen Mulner, der zu sechzehn Jahren Zwangsarbeit verurteilt worden war und begnadigt wurde, seine Strafe in Bicêtre absitzen zu dürfen. Dieser Mulner, der Bruder eines Bankiers in Antwerpen, besaß immerhin Kenntnisse. Zum Zeitvertreib wurde er Cocos Lehrer und er muß sich wohl mit Liebe seiner Aufgabe gewidmet haben, denn in kurzer Zeit konnte er Mulners Sprache fließend sprechen und schreiben. Herrn Mulners Gunst war nicht die einzige Gabe, die Coco seinem angenehmen Äußeren zu verdanken hatte. Während seiner Gefangenschaft nahm sich seiner auch ein Mädchen, die sogenannte deutsche Else, an, die in ihn rein vernarrt war. Dieses Mädchen, das ihm wirklich das Leben rettete, soll von ihm nur Undank erfahren haben.

Als Lacour mein Sekretär geworden war, konnte er absolut nicht begreifen, warum seine Geliebte, die nacheinander Obsthändlerin und Wäscherin und vorher sogar noch etwas anderes gewesen war, bloß wegen der ehrenvollen Position, die er jetzt einnahm, einen etwas feineren Beruf ergreifen sollte. Wir gerieten über diesen Punkt in Streit, und anstatt mir nachzugeben, zog er es vor, sein Amt niederzulegen. Er wurde Hausierer und verkaufte auf den Straßen Taschentücher. Aber bald, so wurde mir berichtet, fühlte er sich zu dem geistlichen

Orden hingezogen und trat unter das Banner der Jesuiten. Von nun ab stand er bei einigen Beamten im Geruch der Heiligkeit. Lacour besitzt die ganze Untertänigkeit, die ihn in ihren Augen empfehlen mußte. Folgende Tatsache kann ich verbürgen: Zur Zeit seiner Verheiratung legte ihm der Beichtvater eine der schwersten Bußen auf; Lacour erfüllte sie in ihrem ganzen Umfang. Einen ganzen Monat lang stand er bei Tagesgrauen auf und ging barfuß von der Rue Saint-Anne bis zum Calvarienberge. Das war der einzige Ort, wo er seine Frau sehen durfte, die ebenfalls Buße tat.

Nach der Versetzung seines Beichtigers verdoppelte Lacour noch seinen Eifer. Er wohnte damals in der Rue Zacharie, zu seinem Kirchspiel gehörte die Kirche Saint-Séverin, aber er ging trotzdem jeden Sonntag zur Messe in die Notre-Dame, wo der Zufall ihn jedesmal gerade dem neuen Präfekten und dessen Familie gegenüber brachte. Man kann natürlich Lacours Sinnesänderung nur anerkennen, zu bedauern freilich bleibt, daß sie nicht zwanzig Jahre früher stattgefunden hat. Aber schließlich – besser spät als niemals!

Lacours Benehmen ist sehr sanft, und wenn er nicht hie und da ein Gläschen über den Durst tränke, hätte man ihm keine andere Passion nachsagen können, als den Fischfang. Er wirft seine Angel in der Gegend der Pont-Neuf aus; auch jetzt noch widmet er diesem stummen Vergnügen täglich einige Stunden. An seiner Seite sieht man gewöhnlich eine Dame, die den Wurm ansteckt: es ist Frau Lacour, die in früheren Zeiten noch ganz andere Köder darbot. Lacour war gerade mit diesem unschuldigen Vergnügen beschäftigt, das er mit Seiner Majestät dem König von England und dem Dichter Coupigny teilt, als ihn die hohen Ehren ereilten. Die Abgesandten des Herrn Delavau fanden ihn bei der Angelrute, wie die Gesandten des römischen Senats einstmals Cincinnatus am Pfluge trafen. So gibt es in dem Leben großer Männer stets Vergleichspunkte: vielleicht

verkaufte auch Frau Cincinnatus an die Töchter ihrer Zeit Kramwaren. Die legitime Hälfte des Herrn Coco-Lacour betreibt nämlich jetzt ein Geschäft – doch genug von meinem Nachfolger, ich kehre zu der Geschichte der Sicherheitsbrigade zurück.

Diese erhielt im Laufe der Jahre 1823 und 1824 ihre größte Ausdehnung. Die Zahl der Agenten, aus denen sie sich zusammensetzte, wurde auf Parisots Vorschlag auf zwanzig, ja sogar achtundzwanzig erhöht, dazu kamen noch acht Personen, die an Stelle der Besoldung öffentliche Spielhäuser unterhalten durften. Mit diesem so winzigen Personal mußten über zwölfhundert Entlassene aus den Zuchthäusern und Gefängnissen und ähnliche Individuen beaufsichtigt, ferner vier- bis fünfhundert Verhaftungen sowohl im Namen des Polizeipräfekten wie der Gerichtsbehörden vorgenommen, Nachforschungen angestellt, allerhand Gänge besorgt, die im Winter so beschwerlichen verschiedenartigen Nachtrunden gemacht werden. Außerdem mußte die Sicherheitsbrigade die Polizeikommissare bei Haussuchungen und beim mündlichen Verhör unterstützen, die öffentlichen Versammlungen in und außerhalb der Stadt besuchen und die Eingänge zu den Theatern, die Boulevards, die Schenken vor den Toren und alle anderen Orte, wo sich Beutelschneider und Spitzbuben ein Rendezvous geben, überwachen. Welche Tätigkeiten mußten nicht diese achtundzwanzig Personen entwickeln, um so vielen Pflichten auf einem so großen Spielraum und an so verschiedenen Stellen zu gleicher Zeit zu genügen! Meine Agenten besaßen gewissermaßen das Talent sich zu vervielfältigen, und ich verstand es, Eifer und Pflichttreue in ihnen zu wecken und zu unterhalten: stets ging ich mit dem Beispiel voran.

Bis zum Moment meines Rücktritts hat die Sicherheitspolizei – die einzig notwendige Polizei, diejenige, die den größten Teil des Budgets beanspruchen sollte – hat die Sicherheitspolizei nie mehr als dreißig

Mann in ihrem Dienste gehabt, und nie mehr als fünfzigtausend Franken jährlich gekostet, von denen fünftausend auf mich persönlich kamen. Ich sage, die Sicherheitspolizei ist die einzig notwendige. Denn die politische Polizei ist es nicht. Ich werde in Zukunft über die politische Polizei nicht schweigen können. Ich werde alle großen und kleinen Triebwerke der Maschinerie zeigen, die nicht für das allgemeine Wohl da ist, sondern nur für das Interesse dessen, der sie tüchtig schmiert. Denn politische Polizei heißt: eine Einrichtung, hervorgerufen durch den Wunsch, sich auf Kosten des Staates zu bereichern, dessen Unruhe man beständig künstlich in Atem hält. Politische Polizei ist gleichbedeutend mit dem Bedürfnis, Geheimgelder aus dem Budget zu beziehen; mit dem Bedürfnis gewisser Beamten, sich selbst als unentbehrlich zu zeigen, indem der Staat in angeblicher Gefahr gezeigt wird. Vielleicht bin ich so glücklich, den geringen Nutzen jener Agenten zu zeigen, welche immer Attentate verhindern, die niemand unternimmt, Verbrechen vereiteln, die sie nie vorhergesehen haben, und die Komplotte nur unschädlich machen, wenn sie sie selbst geleitet haben.

Die politischen Polizeispione sind mir stets verhaßt gewesen, und zwar aus zwei Gründen. Nämlich: Wenn sie ihre Aufgabe nicht erfüllen, dann sind sie Betrüger; wenn sie sie aber erfüllen, dann sind sie Schurken.

Ach, man hatte wahrhaftig keine Geheimnisse vor mir, als ich an der Spitze der Polizeiabteilungen stand. Ich sah alle Minen und Konterminen. Alle Springfedern der Polizeien und Gegenpolizeien sind mir bekannt. Diejenigen, die mich alles sehen und hören ließen, betrachteten mich als ihresgleichen.

Denn ... aßen wir nicht aus derselben Schüssel? –

Vor meiner Zeit sahen Ausländer und Provinzbewohner Paris als das größte wüste Raubnest an, wo man Tag und

Nacht auf der Hut sein müsse, wo jeder Ankommende gewissermaßen ein Lösegeld zu bezahlen hatte. Aber seitdem werden in jedem anderen Departement mehr und furchtbarere Verbrechen begangen als in dem Paris umfassenden Seine-Departement. Ebenso bleiben in den anderen Departements mehr Schuldige unerkannt, mehr Schuldige unbestraft.